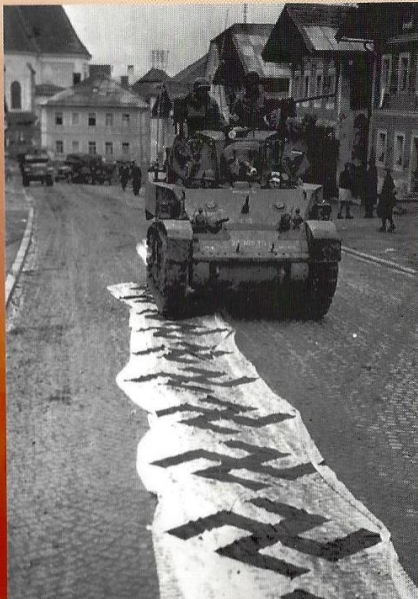


Elisabeth Domansky
Jutta de Jong

Der lange Schatten des Krieges



Deutsche
Lebens-Geschichten
nach 1945

ASCHENDORFF
VERLAG



Schon die Titelsetzung ist Humbug – präziser wäre
Die Langzeitfolgen des Krieges...

Aschendorff Paperbacks

Zwanzig Frauen und Männer erzählen davon, welche Erinnerungen ein halbes Jahrhundert nach dem Kriegsende Drittes Reich, Zweiter Weltkrieg und Nachkriegszeit in ihnen hervorrufen. Dabei stellen diese Zeitzeugen ein lebendes Kriegsdenkmal eigener Art dar: Während sie heute alle in Nordrhein-Westfalen leben, ist die Hälfte von ihnen als Folge des Krieges dorthin gelangt.

Wie viele andere tragen sie immer noch Spuren der Vergangenheit mit sich herum, und zwar in Form von Erinnerungen, körperlichen und seelischen Narben, aber auch Gewohnheiten, bei denen »der Kopf gar nicht mitredet«. Von vielen ihrer Erfahrungen, vor allem von Gewalt, erlebter, erlittener, aber zum Teil auch selbst begangener, haben die meisten bis zu den Interviews geschwiegen. Eine wesentliche Ursache dafür lag in den vielschichtigen »Erzählverboten« über den Nationalsozialismus und den Zweiten Weltkrieg, die lange die westdeutsche Nachkriegskultur prägten. Die Erinnerungen der Zeitzeugen machen deutlich: Der Krieg ist entgegen allen anders lautenden Versicherungen noch lange nicht zu Ende.



Landeszentrale für
politische Bildung
Nordrhein-Westfalen



Die Friedrich
Weinreb

langen BAND 1
Im Land
der Blinden

Schatten BAND 2
Klug wie
die Schlange,
sanft wie die
Taube

Krieges BAND 3
Endspiel

Thauros Verlag
Weiler im
Allgäu

Anderes Buch – unter praktisch gleichem Titel...



Die Autorinnen

Elisabeth Domansky, Historikerin, **lehrt an verschiedenen amerikanischen Universitäten Moderne Deutsche und Europäische Geschichte**; 1997-1999 Fellow am Kulturwissenschaftlichen Institut in Essen. Sie ist zurzeit Referentin im Bundespräsidialamt. Veröffentlichungen zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, der deutschen Jugendbewegung, zum Ersten Weltkrieg sowie zur Erinnerung an Holocaust und Zweiten Weltkrieg.

Jutta de Jong, Historikerin, arbeitete in verschiedenen Projekten zu Fragen der Arbeitsmigration und Ruhrgebietskultur. Sie ist **Museums- und Kulturamtsleiterin in Wülfrath**. Veröffentlichungen zur Soziokultur von Bergarbeiterfrauen, Intercultureller Integration in der Bundesrepublik und Nationalismus in Südosteuropa.

Liebe Leserin! Lieber Leser!

Die Landeszentrale für politische Bildung Nordrhein-Westfalen fördert die politisch bildende Literatur, indem sie entsprechende Buchprojekte initiiert, sie konzeptionell und redaktionell begleitet und finanziell unterstützt.

Auch dieses Buch ist mit massgeblicher Beteiligung der Landeszentrale entstanden.

Landeszentrale für politische Bildung NRW

In neuer Rechtschreibung

© 2000 Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung GmbH & Co., Münster
Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdrucks, der Entnahme von Abbildungen, der Funksendung, der Wiedergabe auf fotomechanischem oder ähnlichem Wege und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten.
Die Vergütungsansprüche des § 54, Abs. 2, UrhG, werden durch die Verwertungsgesellschaft Wort wahrgenommen.

Printed in Germany

ISBN 3-402-05353-5

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	9
1. Krieg	31
Einleitung	32
1.1 Kriegsbeginn	46
1.2 Tod und Trauer	54
1.3 Angst	74
1.4 Ernüchterung	85
1.5 Nachdenken: Haltung zum NS-Regime	93
1.6 Wegsehen: Euthanasie und Judenverfolgung	106
1.7 Zusehen: Zwangsarbeiter	126
2. Zusammenbruch	137
Einleitung	138
2.1 Flucht und Vertreibung	152
2.2 Besetzung	179
2.3 Gefangenschaft	198
2.4 Heimkehr	209
2.5 Entnazifizierung	214
3. Wiederaufbau	225
Einleitung	226
3.1 Not-Wendigkeiten	241
3.1.1 Essen	241
3.1.2 Heizen	251
3.1.3 Wohnen	256
3.1.4 Kleiden	270
3.1.5 Spielen und Feiern	276
3.1.6 Lernen	285
3.2 Hilfen und Hindernisse	298
3.2.1 Werte	298
3.2.2 Solidarität	304
3.2.3 Rivalität	313
3.3 Normalisierung	321
3.3.1 Illusion	321
3.3.2 Wirklichkeit	324

4. Reflexionen	329
Einleitung	330
4.1 Prägungen	337
4.2 Brüche	350
4.3 Rückkehr	360
4.4 Lehren	366
 <i>Anhang</i>	
Kurzbiographien	378
Glossar/Wörterklärungen	391
Lesehinweise	420
Bildnachweis	424

Dank

Wir möchten zunächst und ganz besonders den Zeitzeuginnen und Zeitzeugen danken, die in diesem Buch zu Wort kommen. Sie waren bereit, uns ihre Lebens-Geschichten anzuvertrauen, und sie hatten den Mut, sich während der Entstehung des Buches immer wieder ihrer Vergangenheit zu stellen. Das war und ist nicht leicht.

Es können nicht alle genannt werden, die in der einen oder anderen Weise die Arbeit an diesem Buch unterstützt haben. Erwähnen möchten wir jedoch Klaus Naumann und die Teilnehmerinnen und Teilnehmer der vom Hamburger Institut für Sozialforschung in den Jahren 1996 bis 1998 geförderten interdisziplinären Video-Workshops der «International Study Group for Trauma, Violence, and Genocide». Ihnen allen verdankt Elisabeth Domansky zahlreiche Anregungen. Unser besonderer Dank gilt Ulrike Sommer von der Landeszentrale für politische Bildung NRW. Eine sorgfältigere und konstruktivere Kritikerin kann sich keine Autorin wünschen.

Zur Realisierung unseres Projekts standen uns die Logistik des Niederbergischen Museums und von 1997 bis 1999 auch die des Kulturwissenschaftlichen Instituts in Essen zur Verfügung. Die Bibliothekarinnen, Frau Blockhaus und Frau Worm, haben mehr getan, als man erwarten kann. – Die Gemeinnützige Wohnungsbaugesellschaft Wülfrath mbH, der Heimatbund Wülfrath e. V., die Kreissparkasse Düsseldorf/Filialdirektion Wülfrath und die Rheinkalk GmbH & Co. KG haben die Verschriftlichung der Interviews finanziert. Ihnen allen sei gedankt.

Danken möchten wir auch den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Niederbergischen Museums und zahlreichen Freunden, Verwandten und Bekannten unterschiedlicher Generationen, die uns immer wieder darin ermutigten, unsere Arbeit zu Ende zu führen. Das gilt nicht zuletzt für Caroline und Patrik de Jong, die oft nicht enden wollende Diskussionen bei Tisch zum Thema «Erinnerung» als Jugendliche nicht einfach ausgehalten, sondern mitgetragen haben. Danke.

Elisabeth Domansky und Jutta de Jong, im Oktober 2000

Einleitung

Im Frühjahr 1994, ein Jahr vor dem «Erinnerungsmarathon»¹ zum 50. Jahrestag der Beendigung des Zweiten Weltkrieges, fand in Wülfrath, einer Kleinstadt im Bergischen Land, eine Ausstellung über die unmittelbaren Nachkriegsjahre statt.² Der Ausstellung waren Aufrufe des Niederbergischen Museums in der Lokalpresse vorausgegangen, in denen die Leserinnen und Leser gebeten wurden, Erinnerungsstücke an jene Zeit für die Ausstellung zur Verfügung zu stellen. Die Reaktion war überwältigend: Über vierzig Leihgeberinnen und Leihgeber brachten Fotos, Briefe, Kochrezepte, Kleidungsstücke und Haushaltsgegenstände ins Museum, die sie aus Kellern und von Dachböden geholt hatten. Vor allem aber brachten sie ihre Erinnerungen mit.

Diese Erinnerungen, die aus Speichern ganz eigener Art hervorkamen, waren sehr viel zahlreicher als die materiellen Überreste der Nachkriegsjahre. Auch beschränkten sie sich nicht auf diese Zeit, und sie waren den Betroffenen nicht immer willkommen. So erzählte Frau A., die das Kriegsende als Siebenjährige erlebt hatte, von ihren widerstreitenden Gefühlen, als sie von der geplanten Ausstellung las: Sie erinnerte sich an einen Karton mit Erinnerungsstücken in ihrem Keller, den ihr ein Verwandter einige Jahre zuvor übergeben hatte. Diesen Karton holte sie daraufhin in ihr Wohnzimmer, um «das alles mal für mich durchzuarbeiten». Und sie fuhr fort: «Ich habe mir dann immer so ein bisschen vorgenommen. Aber ich konnte nicht wirklich alles durcharbeiten. Der Karton hat bei uns drei Monate im Wohnzimmer gestanden. Mein Mann hat immer auf der Couch gesessen und gesagt: 'Was machst du denn da?« Und ich habe immer gedacht: 'Das arbeite ich jetzt mal durch für mich.« Aber das habe ich dann doch nicht gekonnt.

Dann habe ich den Karton wieder genommen und in den Keller zurück getragen. Da steht er jetzt in einer der hintersten Ecken. Wissen Sie», sagte sie, «ich weiss mehr oder weniger, was in dem Karton ist: Briefe und Fotos meines Bruders, der mit neunzehn Jahren in Russland verbrannt ist; Fotos eines anderen Bruders von mir, der noch Jahre nach dem Krieg an seinen

Kriegsverletzungen dahinsiechte und schliesslich starb; Fotos unseres Hauses in Pommern, das wir verloren haben. Aber ich habe es einfach nicht fertig gebracht, mir diese Sachen anzugucken.» Und sie fuhr ohne Pause fort: «Ich weiss, dass ich da etwas verdränge, aber das möchte ich auch. Ich habe viel zu viel Angst davor, dass ich sonst in einem Meer von Traurigkeit ertrinke.»

Es gibt wohl kaum ein besseres Bild als das der ungeöffneten Kartons, Kisten oder Schubladen, von denen es immer noch zahllose in Kellern und auf Dachböden gibt, um das zu veranschaulichen, was wir die «Erinnerungskrise»³ nennen möchten, die aus dem Zweiten Weltkrieg resultierte und die es nicht nur in Deutschland gibt. Die Angst vor der Erinnerung an das, was man letztlich doch nicht vergessen konnte, hat die Nachkriegskultur der meisten, wenn nicht aller, seinerzeit Krieg führenden Länder jahrzehntelang geprägt – und prägt sie bis heute.⁴ Diese Angst hat dazu geführt, dass man sich von seinen «Erinnerungskisten» nicht trennen konnte. Aber man konnte sie auch nicht öffnen. Denn in diesen Kartons wurden und werden nicht einfach nur Erinnerungsgegenstände an Menschen oder Orte aufbewahrt, die man geliebt hat, sondern sie bergen zugleich auch die Erinnerungen an deren unwiederbringlichen Verlust. Und sie enthalten noch mehr, wie die Verwahrerinnen und Verwahrer dieser Kartons und Kisten genau wissen: die unerträgliche Antwort auf die Frage, *warum* Menschen und Plätze, die einst zu ihrem Leben gehörten, nicht mehr dort sind; die Einsicht, dass diese Verluste sinnlos waren und bleiben.

Es kann kein Zweifel daran bestehen, dass der Zusammenbruch des Dritten Reiches im Jahre 1945 für die meisten Deutschen eine tiefe Sinnkrise bedeutete. Selbst wenn sie bei Kriegsende froh waren, nicht länger dem Bombenterror ausgesetzt zu sein, brach dennoch für viele eine Welt zusammen. Der militärische und ideologische Zusammenbruch des Dritten Reiches bedeutete für viele Menschen nicht einfach nur einen Verlust *an sich* – den bedeutete er auch. Darüber hinaus liess dieser totale Zusammenbruch alle im Zeichen der nationalsozialistischen Weltanschauung bereits geschehenen und weiterhin geschehenden Verluste an Menschen, an Besitz und an Beziehungsgeflechten jeder Art zutiefst sinnlos erscheinen.⁵

Das erstaunlich rasche Übergehen zur «Tagesordnung» der heute fast unvorstellbar chaotischen Lebensbedingungen während Flucht und Vertreibung, Gefangenschaft und Besatzungszeit waren damals (über)lebensnotwendig. Das galt nicht nur für das physische Überleben. Vielmehr bot die Konzentration auf die konkreten Herausforderungen des Alltags auch die Möglichkeit, sich der Antwort auf die Frage zu entziehen, was «denn eigentlich» passiert sei. «Aufgeklärt» werden, wie es eine der in diesem Buch zu Wort kommenden Zeitzeuginnen ausdrückte, wollten in der unmittelbaren Nachkriegszeit nicht viele Deutsche. Dabei spielte sicherlich das Bestreben eine Rolle, sich der Frage nach der eigenen Verstrickung, Verantwortung und Schuld nicht stellen zu müssen. Wir sollten aber nicht übersehen, dass es ebenso eine Rolle spielte, dass für die meisten Menschen ein Leben in und mit Sinn-Losigkeit nicht möglich ist. Nach der Erfahrung des zweiten Weltkriegs im 20. Jahrhundert, vor allem derjenigen, für die die Begriffe «Auschwitz» und «Hiroshima» stehen, schien indes für viele Menschen die Bedingung jeder Möglichkeit von Sinnfindung mit vernichtet worden zu sein. Das meinte Theodor W. Adorno, als er darauf verwies, dass es unmöglich sei, nach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben, und das veranlasste andere Autoren, vom «Ende der Geschichte» nach Auschwitz zu sprechen.⁶

Es gab in der globalen politischen Situation nach dem Zweiten Weltkrieg zudem zahlreiche politisch-ideologische Gründe, diesen Krieg im Kalten Krieg gewissermassen «aufzuheben». Diese Gründe variierten in den Nachkriegsstaaten. Die Radikalität, mit der sich die bundesrepublikanische Gesellschaft als eine MzcAriegsgesellschaft deutete, d.h. als eine Gesellschaft, deren Wurzeln nicht über das Jahr 1945 zurück in die Vergangenheit reichten, hängt unseres Erachtens auch mit der Erfahrung dieser umfassenden Sinn-Losigkeit zusammen, von der jeder wusste und gleichzeitig nichts wissen wollte.⁷

Diese Abkoppelung der *Nachkriegs-* von der Kriegsgesellschaft hat deutliche Spuren in den Erzählungen hinterlassen, die in diesem Buch präsentiert werden. Auch darin sind die von uns befragten Zeitzeugen «ganz normale Deutsche».⁸ Die Frauen

und Männer, die in diesem Buch davon berichten, wie ihre jeweiligen Lebens-Geschichten mit «der» Geschichte von Nationalsozialismus, Krieg und Nachkriegszeit verwoben sind, leben heute in Nordrhein-Westfalen. Geboren in den 20-er und 30-er Jahren, erlebten die meisten von ihnen die Zeit von der Macht-ergreifung durch die Nationalsozialisten im Jahre 1933 bis zur Gründung der beiden deutschen Nachfolgestaaten des Dritten Reiches im Jahre 1949 als Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene. Keiner der hier zu Wort kommenden Zeitzeuginnen und Zeitzeugen gehört zu den damals von den Nationalsozialisten Verfolgten. Alle sind Zeugen der Verfolgung von Juden und Zwangsarbeitern geworden oder waren in einigen Fällen daran beteiligt, haben aber nach ihren Aussagen erst im Nachhinein vom Genozid an den europäischen Juden erfahren. Die Mehrzahl war Mitglied im Bund deutscher Mädel (BDM) und der Hitlerjugend (HJ), einige auch in einer der zahlreichen anderen nationalsozialistischen Organisationen. Die meisten haben im Krieg alliierte Luftangriffe erlebt, einige mussten bei Kriegsende fliehen oder wurden vertrieben, wieder andere waren als Soldaten an der Front. Alle haben im Krieg Angehörige oder Freunde verloren, Gewalt und massenhaften Tod erlebt.

Damit gehören diese Frauen und Männer zur Generation derjenigen Deutschen, die unmittelbar durch die verschiedenen Gewaltformen des NS-Regimes und des Krieges sowie durch den Zusammenbruch der nationalsozialistischen Weltanschauung, in die sie hinein geboren oder gewachsen waren, geprägt und – wie ihre Erzählungen verdeutlichen – auch traumatisiert wurden. Diese Generation wird inzwischen häufig als «erste Generation» von der nach dem Krieg geborenen «zweiten Generation» sowie der «dritten Generation» der «Enkelinnen und Enkel» abgegrenzt.⁹ Diese Einordnung geschieht in Anlehnung an die Forschung über die psychischen Folgen des Holocausts für die Kinder der Opfer, in deren Zusammenhang ursprünglich die Begriffe von der «ersten» und «zweiten Generation» eingeführt wurden.¹⁰ Die Anwendung des Generationenbegriffs, aber auch die des Begriffs «Trauma», auf Nicht-Verfolgte¹¹, auf Mitläufer und sogar auf Täter ist nicht unumstritten. Es gibt Vertreter verschiedener wissenschaftlicher Disziplinen, aber

auch Journalisten, Politiker und zeitgeschichtlich interessierte Laien, die die Übertragung dieser analytischen Begriffe auf Nicht-Verfolgte und Täter als Fortsetzung gesamtgesellschaftlicher Verdrängungsstrategien der 50-er und frühen 60-er Jahre sehen.

Tatsächlich herrschte damals in beiden deutschen Staaten - wenn auch aus unterschiedlichen Gründen und in unterschiedlicher Weise - die Tendenz vor, die Opfer des Holocausts bzw. der rassistischen Vernichtungspolitik der Nationalsozialisten zu vergessen. Die DDR stilisierte sich zu einer Gesellschaft von Antifaschisten und ehemals verfolgten Widerstandskämpfern, und die frühe BRD sah sich als eine Gesellschaft der «eigentlichen» Opfer des Nationalsozialismus - der Ausgebombten, der Flüchtlinge, der Vertriebenen, der Kriegsversehrten, der Witwen und Waisen.¹² In beiden deutschen Staaten gab es konsequenterweise keine «Täter».¹³ Diese wurden von beiden Seiten im jeweils anderen deutschen Staat verortet. Da in der DDR der Nationalsozialismus als *eine* Form der kapitalistischen Gesellschaftsordnung gesehen wurde, galt die BRD auf Grund ihres Wirtschaftssystems als derjenige der beiden deutschen Staaten, der mit der Geschichte des Nationalsozialismus nicht wirklich gebrochen hatte. Damit war die BRD in den Augen der DDR die Gesellschaft der ehemaligen «Täter», in der unter bestimmten Bedingungen wieder ein faschistisches Regime an die Macht kommen könnte.¹⁴

Der damals in der BRD vorherrschenden Interpretation des Nationalsozialismus zufolge stellten die Nazis hingegen eine Art fremder Besatzungsmacht dar, deren erstes Opfer das «wahre» Deutschland war. Gleichzeitig wurde zwischen dieser nationalsozialistischen und der nun in der DDR herrschenden realsozialistischen Diktatur eine Kontinuitätslinie gezogen, die darauf beruhte, dass man den totalitären Charakter beider Systeme als ihr entscheidendes Charakteristikum sah, dem gegenüber ihre Unterschiede zu vernachlässigen seien. Daher lebten in den Augen der westdeutschen Gesellschaft die «Täter» ebenfalls nicht im eigenen, sondern im anderen deutschen Staat.

Es wäre allerdings falsch, sich auf Grund dieser Grundtendenz die Erinnerungspolitik der westdeutschen Gesellschaft als

eine völlig homogene vorzustellen. Tatsächlich gab es infolge der unterschiedlichen Kriegserlebnisse und Kriegsfolgen durchaus divergierende «Erinnerungen» von Evakuierten, Flüchtlingen, Wehrmachtssoldaten und anderen gesellschaftlichen Gruppen. So beriefen sich z.B. auch die Atomwaffengegner der 50-er und 60-er Jahre und die Gegner einer Wiederbewaffnung der Bundesrepublik auf die Erfahrung des Zweiten Weltkriegs. Und es gab junge Menschen, die auf ihre Weise versuchten, eine Art «Wiedergutmachung» zu leisten, indem sie für Initiativen wie die «Aktion Sühnezeichen» arbeiteten. Solche Aktionen waren in der frühen Bundesrepublik eher die Ausnahme als die Regel. Das allgemeine politische Klima war vielmehr dadurch gekennzeichnet, dass für viele das Ringen um die Legitimität ihrer jeweils eigenen Erinnerungspolitik zugleich auch ein Ringen um die Verteilung von Ressourcen war, wie zum Beispiel im Fall des Lastenausgleichs für Flüchtlinge und Vertriebene sowie bei anderen materiellen Entschädigungen für «Kriegsgeschädigte», wie es damals hiess.¹⁵ Diese Auseinandersetzung um die Erinnerung und um Ressourcen fand als Konkurrenzkampf von Gruppen statt, die sich selbst ausnahmslos als Kriegsop/er verstanden, ohne zu fragen, wer den Krieg denn eigentlich begonnen bzw. zu verantworten habe.

Mit dieser Form der Opfermentalität räumte die Generation der «68-er» gründlich auf. Sie zwang die westdeutsche Gesellschaft, sich mit der höchst unbequemen Tatsache auseinander zu setzen, dass die Nationalsozialisten Deutsche und dass Deutsche Nationalsozialisten gewesen waren. Damit wurde die Frage von Täterschaft und Verantwortung zum gesellschaftlichen Thema. Die neue Erinnerungsstrategie machte bewusst die Erinnerung an die tatsächlichen Opfer der Nationalsozialisten, und zwar zunächst Juden, Sozialdemokraten und Kommunisten, später dann auch Zwangsarbeiter, Kriegsgefangene, Homosexuelle, Sinti und Roma und andere Verfolgte zum Gegenstand von politischen wie wissenschaftlichen Projekten. Zwar konnte damit die ältere Erinnerungspolitik nicht völlig verdrängt werden, doch war diese mindestens bis in die frühen 80-er Jahre hinein definitiv nicht mehr die dominante öffentliche Erinnerungsstrategie. Die seit dem Ende der 60-er Jahre in der

BRD miteinander konkurrierenden Erinnerungsstrategien wurden nicht in erster Linie durch die Opfer-Konkurrenz-Achse bestimmt, sondern folgten vielmehr der Bruchlinie zwischen Opfern und Tätern. Daran hat sich, ungeachtet zahlreicher Versuche in den 80-er Jahren, die Verbrechen der deutschen Gesellschaft wieder aus ihrer Geschichte herauszuschreiben, bislang nichts Grundsätzliches geändert.¹⁶

Auch die in den späten 60-er Jahren entstandene neue Form der Erinnerungskonstellation war, ebenso wie die der 50-er und frühen 60-er Jahre, nicht allein eine polarisierte, sondern zugleich eine hoch politisierte. Die mit und aus der 1968-er-Bewegung entstehende Neue Linke in der BRD sah Erinnerungen an das Leid der «ganz normalen» Bevölkerung zumeist als einen Versuch «Ewiggestriger», sich aus der Verantwortung der deutschen Gesellschaft für die von ihren Mitgliedern – und nicht nur *in* deren Namen – begangenen Verbrechen gegen die Menschlichkeit davonzustehlen. Eine solche Einschätzung ist nicht völlig falsch. Sie resultiert nicht zuletzt daraus, dass vor allem in den 50-er und 60-er Jahren in grossem Stil Täter amnestiert wurden und dass Vertreter und Anhänger der politischen Rechten in Westdeutschland zu der Ansicht neigten, man brauche nun «nicht länger» von deutschen Verbrechen, z.B. dem Holocaust, zu sprechen, da «auch wir», gelitten hätten. Wer anderer Ansicht war, wurde oft genug als «Nestbeschmutzer» beschimpft.

Es ist dieser Hintergrund, vor dem die oben erwähnten Warnungen vor der Anwendung von Begriffen wie «Trauma» und «erste» und «zweite Generation» auf Nicht-Verfolgte, Mitläufer und Täter zu sehen und nachzuvollziehen sind. Wenn man sich jedoch näher mit den beiden Erinnerungsstrategien auseinandersetzt, dann wird deutlich, dass sie zwei Seiten ein und derselben Medaille darstellen. Beide rechneten Unrecht, Schmerz und Leid gegeneinander auf. Im Falle der Linken mussten traumatische Erfahrungen von Deutschen zurückstehen, weil sie durch die von Deutschen an anderen Menschen begangenen Verbrechen «übertroffen» wurden. Auf Seiten der Rechten wurde umgekehrt so getan, als lösche das von Deutschen erlittene Leid die von Deutschen begangenen Untaten aus. Beide

Interpretationen sind gleichermaßen unhaltbar. Leid und Schmerz lassen sich nicht wie Erdbeben auf irgendeiner imaginären «Skala» miteinander vergleichen und schon gar nicht gegeneinander aufrechnen. Das jeweilige, wenn auch spiegelbildlich verkehrte Sich-Verschliessen vor dem Leid anderer ist unmenschlich und stellt unserer Ansicht nach die Fortsetzung jener Härte und Kälte dar, welche die Nationalsozialisten von allen «echten» Deutschen verlangten.¹⁷

Dies festzustellen heisst aber nicht, sich der Frage nach der eigenen Verantwortung bzw. derjenigen der eigenen Gesellschaft zu entziehen. Im Gegenteil, es deutet alles darauf hin, dass letztlich nur Menschen, die ihre Gefühle, und das heisst auch ihren Schmerz, zulassen können, imstande sind, ihren eigenen Anteil an Verantwortlichkeit für das, was ihnen selbst geschehen ist, zu erkennen und zu betrauern. Diese Art von «Trauerarbeit»¹⁸ scheint eine elementare Voraussetzung zu sein, um seelische Betäubung und Abstumpfung zu überwinden und so auch Mitgefühl für das Leid anderer entwickeln zu können.¹⁹ Dies, und nicht etwa die Absicht, zu alten Verdrängungsstrategien zurückzukehren, ist einer der Hauptgründe dafür, warum wir es für wichtig halten, sich mit der Traumatisierung von weiten Teilen der deutschen Gesellschaft auseinander zu setzen. Es geht nicht darum, die NS-Verbrechen – vor allem den Massermord und die Massenvernichtung – zu relativieren. Allerdings sollte dieser Teil der NS-Geschichte nicht den Blick auf zwei Dinge verstellen: Zum einen haben auch Deutsche Unrecht und Leid erfahren. Zum anderen werden, wie vor allem die Studien über Vietnam-Veteranen gezeigt haben, auch Täter durch ihre Taten traumatisiert.²⁰ Was aber Massen-Traumatisierung für eine Gesellschaft bedeutet, ist bislang noch kaum bekannt.

Es gibt noch weitere Gründe dafür, sich mit der Traumatisierung der Deutschen durch Krieg und Zusammenbruch auseinander zu setzen. Auch wir, die Autorinnen, sind «ganz normale Deutsche», wenn auch der «zweiten Generation». Geboren 1950 bzw. 1951, rechnen wir uns jener 68-er Erinnerungskultur zu, in der eher das Anklagen und nicht das Zuhören eine entscheidende Rolle spielte. Eine (selbst)kritische Untersuchung dieser Art von Erinnerungsstrategien fördert die Erkenntnis zu

Tage, dass sich die Generation der «68-er» einerseits sicherlich entschiedener mit dem Dritten Reich auseinander gesetzt hat, als das ihre Eltern getan haben. Andererseits hat sie aber gleichzeitig neue Verdrängungsstrategien entwickelt. Viele der «68-er» hofften bewusst oder unbewusst darauf, sich durch ihre neue Erinnerungspolitik aus der Kontinuität der deutschen Geschichte und aus ihren eigenen Familiengeschichten befreien und gleichsam im Nachhinein zu Widerstandskämpfern gegen das Dritte Reich werden zu können.²¹

Die Identifizierung mit den Opfern und nicht etwa mit den Mitläufern oder Tätern des Nationalsozialismus war daher ein wesentlicher Bestandteil der neuen Erinnerungsstrategie.²² Diese hatte u.a. zur Folge, dass alle Versuche, die «Eltern» – als Generation oder als Individuen – zu «verstehen», immer auch als Bestrebungen gedeutet wurden, das Geschehene zu billigen. «Verstehen» wurde konsequenterweise mit einem strengen Tabu belegt. Dies spiegelte sich in der Gedenkkultur wider, die in dieser Zeit entwickelt wurde. Die Geschichte und die Rolle der Opfer wurden minutiös rekonstruiert. Täter und Mitläufer kamen dagegen lange Zeit nur als Gegenbilder zu den Opfern in den Blick. Eine differenzierte Auseinandersetzung mit ihrer Rolle und mit ihren Motiven hat erst in den letzten Jahren begonnen.²³

Für dieses Tabu gab es sicher mehrere Gründe. Einer der wichtigsten war wohl die Angst vor der Entdeckung, dass es nicht einfach «die» *Ekerngeneration* war, sondern die je *individuellen* Eltern, die nicht nur zu den Mitläufern, sondern zu den Tätern gehört haben könnten. Und die Vorstellung, Kinder von «Tätern» zu sein, war damals – und ist bis heute – schwer zu ertragen. Dabei spielte einerseits die Furcht vor der Erkenntnis eine Rolle, dass diejenigen Menschen, die man (als Kind) geliebt hatte, ja auch lieben musste, nicht dem eigenen Wunschbild entsprachen.²⁴ Zugleich drückt sich darin aber auch die Angst aus, über die eigenen Eltern sozusagen mit dem Nationalsozialismus «infiziert» worden zu sein.²⁵ Daher wurde das Schweigen der 50-er und frühen 60-er Jahre, das auf der gesamtgesellschaftlichen Ebene von dieser Generation aufgebrochen worden war, zugleich auf individueller Ebene fortgesetzt.

Dieser neue Schweigepakt zwischen der zweiten und der ersten Generation hat den Nachgeborenen schmerzliche Erkenntnisse erspart. Sie hat ihnen zugleich aber auch die Möglichkeit genommen, ihre eigene Verstricktheit in die nationalsozialistische Vergangenheit der eigenen Eltern und der deutschen Gesellschaft als Ganzer zu erkennen. Damit ist nicht gemeint, dass die Nachgeborenen für die Taten ihrer Eltern verantwortlich wären. Dennoch müssen sie sich der Tatsache stellen, dass sie keineswegs in die Generationenfolge der ehemaligen Opfer gehören. Andernfalls liefen auch sie Gefahr, ihre eigenen ungelösten Probleme mit der Vergangenheit ihrer Eltern in wiederum neuer Form an die dritte Generation weiterzugeben.²⁶

Generelle Erzählverbote für ganze Teile einer Lebensgeschichte kommen unseres Erachtens dem Versuch gleich, das in diesen Lebensabschnitten gelebte Leben ungeschehen zu machen. Ein solcher Versuch muss daher als Akt symbolischer Gewalt verstanden werden; denn er bedeutet – genau wie das wechselseitige Gegeneinander-Aufrechnen von Leid – ebenfalls ein Festhalten an der von den Nationalsozialisten verordneten «Härte» und «Kälte» gegen sich selbst und gegen andere. Diese Haltung endgültig zu überwinden, müsste unseres Erachtens ein wichtiger Bestandteil einer emotionalen Auseinandersetzung mit der Geschichte des Dritten Reiches sein.²⁷ Erzählverbote, selbst wenn sie politisch noch so korrekt sein mögen, verhindern zudem eine kritische Auseinandersetzung mit der Art und Weise, wie erzählt wird; denn es gibt ja auch Erzählweisen, wie im Falle von antisemitischen «Geschichten», die Gewaltverhältnisse fortschreiben und zementieren.

Zudem gibt es, auch wenn die Meinungen darüber geteilt sind, unseres Erachtens einige Anzeichen dafür, dass die ansteigende Gewaltbereitschaft von Jugendlichen in der Bundesrepublik, der zunehmende Ausländerhass, aber auch die wachsende Kälte gegenüber sozial Schwachen, unter anderem aus der Weitergabe von aus der NS-Zeit herrührenden Traumata der zweiten an die dritte Generation resultieren könnten.²⁸ Auch aus diesen Gründen möchten wir dazu beitragen, den Schweigepakt zwischen den Generationen zu brechen.

Bei dem vorliegenden Band handelt es sich in diesem Sinne um ein wissenschaftliches und um ein pädagogisch-politisches Projekt. Wir möchten einerseits denjenigen, die sich professionell mit «Erinnerung», kollektivem Gedächtnis und Geschichte befassen, Material präsentieren, das Einblick in – historisch und kulturell kontingente – lebensgeschichtliche Konstruktionen von Erinnerung und kollektivem Gedächtnis, aber auch in die Traumatisierung der ersten Generation der Nicht-Verfolgten, der Mitläufer und Täter bietet.²⁹ Die Kulturgeschichte der deutschen Gesellschaft nach 1945 kann ohne die Erforschung der Präsenz des Verdrängten nämlich nur in äusserst lückenhafter Weise geschrieben werden.³⁰

Andererseits wendet sich dieses Buch auch an ein breiteres Publikum, das es dazu anregen möchte, sich selbst zu erinnern und die eigenen Lebens-Geschichten zu erzählen oder neu zu erzählen. Daher haben wir uns dafür entschieden, nicht geschlossene Lebensläufe zu dokumentieren, sondern in vier Kapiteln – nämlich «Krieg», «Zusammenbruch», «Wiederaufbau» und «Reflexionen» – Textausschnitte aus einzelnen Interviews zusammenzustellen. Dieses Verfahren scheint zum einen am besten geeignet zu sein, um vergleichende Einblicke darein zu ermöglichen, wie ein und dieselben gesamtgesellschaftlichen Verhältnisse zum Teil ähnliche, zum Teil aber auch radikal unterschiedliche Folgen für einzelne Menschen und deren Lebens-Geschichten haben können. Zum anderen soll der Aufbau des Bandes es Leserinnen und Lesern erlauben, mit dem für sie wichtigsten Thema zu beginnen und zwischen verschiedenen Kapiteln hin- und herzu blättern – so wie Erinnerung selbst ja auch in Bruchstücken und eher «ungeordnet» stattfindet. Zur Orientierung über die Lebensverläufe der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen haben wir Kurzbiographien in den Anhang aufgenommen.

Da weder Fakten noch Erzählungen für sich selbst sprechen, haben wir jedem Kapitel eine längere Einleitung vorangestellt. Diese Einleitungen sollen als Orientierungshilfe dafür dienen, in welchen Rahmen man das Erzählte stellen kann oder sollte. Sie sollen zudem den Lesern helfen, darauf aufmerksam zu werden, welche Brüche und Lücken in den Erzählungen vorkom-

men. Weil vor allem jüngere Leser oft nicht mehr wissen, was bestimmte Begriffe aus der Zeit des Dritten Reiches bedeuten, haben wir ein Glossar zusammengestellt. Die darin erklärten Begriffe sind in den Kapiteln gekennzeichnet (*). Um das Buch so benutzerfreundlich wie möglich zu gestalten, haben wir auf einen Anmerkungsapparat zu den Einleitungen der einzelnen Kapitel verzichtet. Stattdessen haben wir ausgewählte Lesehinweise zusammengestellt, die sich ebenfalls im Anhang zu diesem Buch befinden.

Weitaus häufiger als Laien sich das im Allgemeinen vorstellen, kommen Forschungsvorhaben scheinbar «zufällig» zustande. Das war auch bei diesem Projekt der Fall. Es entstand im Zusammenhang mit der eingangs erwähnten Ausstellung im Niederbergischen Museum Wülfrath. Da sich schon im Vorfeld der Ausstellung gezeigt hatte, dass es ein intensives Bedürfnis gab, nicht nur Erinnerungs-Gegenstände, sondern auch Erinnerungen zu dieser Ausstellung beizutragen, wurden im Rahmen der Ausstellung zwei Gesprächskreise für Zeitzeugen angeboten, die von Jutta de Jong geleitet wurden.

Hatten uns schon die Reaktionen der Ausstellungsbesucher und -besucherinnen bei der Eröffnung der Ausstellung am 24. April 1994 völlig überrascht, so galt das ebenso für die beiden Gesprächskreise. Während der Ausstellungseröffnung reagierten einige Besucherinnen und Besucher auf die ausgestellten Gegenstände mit schockierter Sprachlosigkeit. Andere verspürten einen unwiderstehlichen Erzähltrieb und begannen spontan, Erinnerungen mit anderen Besuchern auszutauschen. Die meisten betonten, dass sie zum ersten Mal über solche Erinnerungen sprächen. Viele hatten Tränen in den Augen. Es war offensichtlich, dass die ausgestellten «Zeichen der Not» aus den Jahren 1945 bis 1948 sie weniger an die (heroische) Organisation des Überlebens während der Nachkriegsjahre erinnerten, als dass sie verdrängte traumatische Erinnerungen an den Krieg und dessen Folgen für die jeweiligen Lebensverläufe auslösten. Äußerungen wie: «Ich sah mich wieder als junges Mädchen in den Trümmern stehen», oder: «Ich rieche wieder den Leichengeruch, der über der Stadt lag», sind nur zwei Beispiele für die

tiefe Berührtheit der Besucherinnen und Besucher, die nichts mit jener «Betroffenheitskultur» zu tun hat, die so häufig bei offiziellen Gedenkfeiern unter medial erzeugtem Erwartungsdruck zustande kommt.

Ähnlich waren die Erfahrungen in den Gesprächskreisen. Das erste Treffen, bei dem im Wesentlichen Anekdoten über Besatzungszeit, Schwarzmarkt und auch Entnazifizierung³¹ erzählt wurden, verlief in eher heiterer Atmosphäre. Das zweite Treffen nahm dagegen einen völlig anderen Verlauf. Ausgelöst durch Fragen nach den Unterschieden zwischen den Nachkriegs- und den Kriegsjahren, begannen die Teilnehmerinnen und Teilnehmer eher zögernd, von Bomben- und Tieffliegerangriffen, von Flucht und Vertreibung aus den Ostgebieten und - in Einzelfällen - auch von Fronterfahrungen zu berichten. Dabei sprachen sie stockend, suchten nach Worten und mussten sich mühen, nicht von ihren Gefühlen überwältigt zu werden. Einige konnten ihre Erzählungen nicht beenden. Mehrere Frauen brachen in Tränen aus, als sie anfangen, über auseinander gerissene Familien und den Verlust von Angehörigen und Freunden zu sprechen - Verluste, von denen sie angenommen hatten, sie hätten sie längst verarbeitet. Alte Wunden, lange für verheilt gehalten, brachen wieder auf. Es schien fast, als hätte die Geschichte der Nachkriegszeit ein Ende gefunden, die des Krieges aber nicht.³²

Es war vor allem diese «Rückkehr des Verdrängten», die uns dazu veranlasste, kurzfristig andere Arbeitsprojekte zu unterbrechen und mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen der Niederbergischen Region Einzelinterviews zu ihren Kriegs- und Nachkriegserlebnissen zu führen. Am Ende der Gesprächskreise fragten wir die Teilnehmer, wer sich bereitfinden könnte, Einzelinterviews zu geben. Die so zustande kommende Gruppe von zwanzig Befragten setzte sich im Wesentlichen aus Mitgliedern der Gesprächskreise sowie einigen von den Interviewpartnern vorgeschlagenen Personen zusammen.

Dieses Sample von Interviewten bildet, wie sehr schnell deutlich wurde, ein lebendes Kriegsdenkmal ganz eigener Art. Denn die Bevölkerungsstruktur der Niederbergischen Region sähe heute ohne den Zweiten Weltkrieg ganz anders aus. Fast

die Hälfte der Interviewten lebt als direktes Resultat des Krieges in Wülfrath und Umgebung. Diese Situation reflektiert die enorme Zwangsmigration, die der Krieg auch innerhalb Deutschlands verursachte.³³ Da die Hälfte der Zeitzeugen den Krieg anderswo als in der Niederbergischen Region erlebte, sind die Interviews nicht allein von regionaler, sondern von überregionaler Bedeutung.

Interviewt wurden dreizehn Frauen und sieben Männer, von denen die Hälfte in Wülfrath und der näheren Umgebung (Düsseldorf, Köln, Remscheid und Wuppertal) geboren ist. Die andere Hälfte stammt aus dem Harz (2), aus der Pfalz (1), aus Berlin (1), der Mark Brandenburg (1), Schlesien (3), Ostpreussen (1) und dem Freistaat Danzig (1). Das Kriegsende erlebten sechs der zehn in Wülfrath und Umgebung Geborenen dort, eine in Süddeutschland, eine in Schlesien, und zwei gerieten als Soldaten in amerikanische Gefangenschaft. Von den zehn ausserhalb Wülfraths und Umgebung Geborenen gerieten ebenfalls zwei als Soldaten in amerikanische Gefangenschaft, während einer der Befragten bereits seit 1943 in einem Kriegsgefangenenlager in den U.S.A. interniert war. Von den sieben anderen erlebten fünf das Kriegsende in ihren jeweiligen Heimatorten, aus denen zwei von ihnen später flüchteten bzw. vertrieben wurden. Zwei der Interviewten befanden sich bei Kriegsende bereits auf der Flucht.

Ein Interviewter wurde vor 1920 geboren, zwölf der Befragten kamen in den 20-er, fünf in den 30-er und zwei in den 40-er Jahren zur Welt. Im Jahre 1933 waren vier, und im Jahre 1939 zwei der Interviewten noch nicht geboren. Die Mehrzahl der Zeitzeugen erlebte demnach das Dritte Reich, den Zweiten Weltkrieg und die Nachkriegszeit als Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene. Damit gehört diese Gruppe von Interviewten zu denjenigen Deutschen, die mit den – oft nicht offen artikulierten – (traumatischen) Erinnerungen ihrer Eltern an den Ersten Weltkrieg – einige der Interviewten thematisieren das auch – aufwuchsen und vor diesem Hintergrund die verschiedenen Gewaltformen des NS-Regimes und dann der Kriegszeit sowie die schwere Notlage der Nachkriegszeit erlebten. Insofern sind sie, was die beiden Weltkriege angeht, eine zweite und

erste Generation zugleich. Was diese Tatsache zu bedeuten hat, ist bislang noch kaum erforscht.

Mit diesen zwanzig Zeitzeugen führte Elisabeth Domansky im Juni und Juli 1994 lebensgeschichtliche Interviews von je zwei bis dreistündiger Dauer, die auf Tonkassetten aufgezeichnet wurden. Die Form des lebensgeschichtlichen Interviews wurde gewählt, weil es uns darum ging, zu dokumentieren, wie die Zeitzeugen in Kindheit und Jugend – und in einigen Fällen im frühen Erwachsenenalter – erlebte traumatische Ereignisse im Nachhinein in ihren Gesamtlebenslauf einzuordnen versuchten.³⁴ Zu Beginn jedes Interviews wurden die Zeitzeugen daher gebeten, ihre Erzählungen über die Nachkriegszeit, die das Thema der Ausstellung gewesen war, mit den Prägungen ihrer Kindheit zu beginnen und bis in die Gegenwart fortzuführen. Auf diese Weise konnten sie diesen entscheidenden Lebensabschnitt in dessen «Vor- und Nach-Geschichte» in ihrem jeweiligen Leben einbinden.

Um den Erzählfluss so wenig wie möglich zu unterbrechen, wurden allen Zeitzeugen nur einige wenige Leitfragen gestellt. Dazu gehörten die nach den ihres Erachtens besonders wichtigen gesellschaftlichen Auswirkungen von Kriegs- und Nachkriegszeit und die nach deren «Ende» in ihrer eigenen Biographie (2. und 4. Teil). Überdies wurden sie nach ihrer Einschätzung der Möglichkeit gefragt, individuelle und/oder gesellschaftliche «Lehren» aus dieser Zeit zu ziehen und an die nachfolgenden Generationen weiterzugeben (4. Teil). Fast alle wurden auch danach gefragt, ob sie einen Zusammenhang zwischen der NS-Zeit und der Gewaltbereitschaft von Jugendlichen in der Bundesrepublik sähen.

Wenn auch versucht wurde, den Erzählfluss so wenig wie möglich von aussen zu stören, so ist natürlich nicht zu übersehen, dass jedes Interview auch von der nicht-verbalen Dynamik des Interviewprozesses beeinflusst wurde. Denn jeder Interviewer ist stets teilnehmender Beobachter im Interviewprozess.³⁵ Es ist bekannt – und wurde in einigen Fällen auch von unseren Zeitzeugen offen thematisiert – dass das, was und die Art, wie erzählt wird, nicht unerheblich davon abhängen, ob

Frauen bzw. Männer von Frauen oder Männern interviewt werden. Hinzu kommen Faktoren wie Alters- und Sozialisationsunterschiede. So ist Elisabeth Domansky beim späteren Abhören der Kassetten bzw. beim Lesen der Transkription an manchen Stellen aufgefallen, dass sie bestimmte Hinweise nicht aufgegriffen oder einige Erzählstränge sogar abgebrochen hat. Dafür gibt es sicherlich unterschiedliche Gründe. In einigen Fällen hat das aber wohl daran gelegen, dass die Erzählungen an Dinge rührten, die sie selbst nicht ertragen konnte. Dies kommt bei allen Zeitzeugeninterviews vor, aber sicherlich in besonderem Masse bei solchen, die sich mit der Geschichte des Dritten Reiches in Deutschland beschäftigen.

Die in den Monaten Juni und Juli 1994 aufgezeichneten Interviews wurden im Herbst und Winter 1994 transkribiert. Um die Anonymität der Zeitzeugen zu wahren, wurde ein Schreibbüro ausserhalb der Bergischen Region gewählt. Auf der Grundlage der vorliegenden Texte entwickelten wir Themenschwerpunkte, denen sich die Fülle von Informationen und Aussagen zuordnen liess. Auf Grund dieser Systematik erstellte Jutta de Jong Anfang 1995 eine erste Manuskriptfassung, die wir gemeinsam im Verlauf der Jahre 1995 bis 1998 mehrfach gekürzt und überarbeitet haben.

Um die Privatsphäre der Zeitzeugen zu schützen, wurden alle Namen anonymisiert. Nur das jeweilige Geburtsjahr, das sich hinter jedem Namenskürzel findet, ist authentisch, um den Lesern Aufschluss über das jeweilige Lebensalter zum Zeitpunkt des erinnerten Ereignisses zu geben. Die eckigen [] Klammern kennzeichnen in den Texten Passagen, die von den Zeitzeugen an einer anderen Stelle des Interviews erzählt wurden und die wir zum besseren Verständnis der erzählten Situation an den jeweiligen Stellen eingefügt haben. Die runden () Klammern enthalten in kursiver Schrift Bemerkungen bzw. Erklärungen von uns. Die vorliegende Auswahl der Texte ist von den jeweiligen Zeitzeuginnen und Zeitzeugen gelesen, wenn nötig ergänzt und insgesamt genehmigt worden. Die Tonbandkassetten mit den Interviews liegen bis zu endgültigen Absprachen mit den Zeitzeugen hinsichtlich ihrer Nutzung durch andere Forscher im Niederbergischen Museum in Wülfrath.

Da den einzelnen Kapiteln ausführliche Einleitungen vorangestellt sind, die auch auf Erzählstrukturen und Interpretationen in den Textauszügen hinweisen, möchten wir hier auf eine ausführliche Diskussion der Erinnerungsstrukturen verzichten. Wir möchten allerdings darauf eingehen, dass die in diesem Band zusammengestellten Texte deutliche Spuren der 68-er Zäsur in der deutschen Erinnerungspolitik sowie anderer Veränderungen von «Erinnerungsmilieus» aufweisen. Das von den gesellschaftlichen Meinungsträgern gestaltete offizielle gesellschaftliche Erinnerungsklima der 50-er und der frühen 60-er Jahre hat sich vor allem in den Erinnerungen an die Nachkriegszeit niedergeschlagen. Die Erinnerungen an Krieg und Nationalsozialismus zeigen dagegen deutliche Auswirkungen der gesellschaftlichen Debatten über die Rolle des Dritten Reiches in der deutschen Geschichte, die nach 1968 stattgefunden haben.

Die seit den 70-er Jahren zahlreich gehaltenen Reden zu Themen wie Holocaust und Zwangsarbeit haben offensichtlich zu einer Enttabuisierung dieser Themen geführt. Mit einer Ausnahme sprachen alle Zeitzeugen von sich aus über ihre eigenen Erfahrungen mit Judenverfolgungen und Zwangsarbeit. Die Frage, wann die Interviewten vom Holocaust erfahren hatten, musste dagegen fast in allen Fällen von der Interviewerin gestellt werden. Verbrechen der deutschen Wehrmacht wurden fast gar nicht thematisiert. Es ist mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit anzunehmen, dass das heute anders wäre. Dazu dürften sowohl der «Gedenkmarathon»³⁶ des Jahres 1995 als auch die zahlreichen Debatten über die sog. Wehrmachtsausstellung beigetragen haben, die seit 1995 stattgefunden haben und stattfinden.³⁷ Diese Befunde machen deutlich, dass Erinnerungen im Nachhinein neu konfiguriert werden. Erzählt wird immer «vom Ende» her. Dieses «Ende» ist aber nicht für alle Erinnerungsstränge in einer Lebens-Geschichte gleich. Als abgeschlossen betrachtete Stränge können durchaus neben weiterhin offenen stehen.

Bei der Arbeit an diesem Buch stellte sich heraus, dass auf Grund der eigenen Zugehörigkeit zur zweiten Generation immer wieder psychologische Hemmschwellen entstanden, die zu Arbeitsblockaden führten. Zuhören und Verstehen erwiesen

sich auch im Umgang mit den aus den Interviews entstandenen Texten als etwas, was man nicht einfach deshalb kann, weil man es sich vorgenommen hat. Umso dankbarer sind wir den Zeitzeuginnen und Zeitzeugen dafür, dass sie uns die Chance zu dieser Auseinandersetzung mit ihrer und mit unserer eigenen Geschichte gegeben haben. Wir hoffen, mit unserem Buch einen Beitrag dazu leisten zu können, dass diese Auseinandersetzung weiter geführt wird.

Dieses Buch ist in gemeinsamer Arbeit entstanden. Dazu gehörte auch, zeitweilig arbeitsteilig vorzugehen. Die Interviews wurden von Elisabeth Domansky geführt. Erste Auswahlkriterien für die verschriftlichten Texte sprachen wir miteinander ab. Auf dieser Grundlage erstellte Jutta de Jong eine erste Textauswahl, die wir gemeinsam mehrfach kürzten und überarbeiteten. Worterklärungen, Kurzbiographien und Lesehinweise wurden ebenfalls gemeinsam erstellt. Elisabeth Domansky hat alle Einleitungen verfasst. Deren Aspekte haben wir immer wieder intensiv diskutiert, aber sie ist allein für deren Inhalt verantwortlich.

- ¹ Frankfurter Rundschau, 26. Mai 1995.
- ² Es handelt sich um die Ausstellung «Zeichen der Not – Als der Stahlhelm zum Kochtopf wurde», die vom 24. April bis zum 19. Juni 1994 im Niederbergischen Museum Wülfrath gezeigt wurde. Einige der dort präsentierten Gegenstände waren zuvor für eine ähnliche Ausstellung gesammelt worden, die 1989 im Westfälischen Freilichtmuseum Detmold und im Kulturgeschichtlichen Museum Osnabrück stattgefunden hatte. Siehe dazu den Katalog: Ernst Helmut Segschneider (Bearb.): Zeichen der Not. Als der Stahlhelm zum Kochtopf wurde. Ausstellungskatalog (Schriften des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold – Landesmuseum für Volkskunde – Bd. 6), Detmold 1989.
- ³ Der Begriff «Erinnerungskrise» wurde von Richard Terdiman als Bezeichnung für die Art und Weise eingeführt, in der die europäischen Gesellschaften nach der Französischen Revolution von 1789 das Verhältnis zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft definierten. Richard Terdiman: Present Past. Modernity and the Memory Crisis, Ithaca 1993.
- ⁴ Um die Fussnoten nicht zu überfrachten, sei hier nur auf eine kleine Auswahl von Titeln verwiesen: R. J. B. Bosworth: Explaining Auschwitz and Hiroshima. History Writing and the Second World War, 1945-1990, New York 1993; Haruko Taya Cook und Theodore Cook: Japan at War. An Oral History, New York 1992; Ian Buruma: The Wages of Guilt. Memories of War in Germany and Japan, New York 1994.
- ⁵ Siehe dazu die immer noch bedenkenswerte Analyse der Mitscherlichs: Alexander und Margarete Mitscherlich: Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens, München 1968.
- ⁶ Siehe dazu besonders Alfred Weber: Abschied von der bisherigen Geschichte. Überwindung des Nihilismus, Hamburg 1946 und Karl Löwith: Weltgeschichte und Heilsgeschehen: zur Kritik der Geschichtsphilosophie (Sämtliche Schriften 2), Stuttgart 1983.
- ⁷ Das fällt besonders auf, wenn man die Zeit nach dem Zweiten mit der nach dem Ersten Weltkrieg vergleicht. Siehe dazu Elisabeth Domansky: A Lost War. World War II in Postwar German Memory, in: Alvin Rosenfeld (Hg.): Thinking about the Holocaust. After Half a Century, Bloomington 1997, S. 233-272.
- ⁸ Dies ist eine Anspielung auf Christopher Browning: Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizeibattalion 101 und die «Endlösung» in Polen, Reinbek b. Hamburg 1993. Wir greifen diesen Titel auf, um deutlich zu machen, welche unterschiedlichen «Normalitäten» die meisten Deutschen in den letzten sechzig Jahren kennen gelernt haben.
- ⁹ Der klassische Text zur Definition von «Generationen» ist immer noch Karl Mannheim: Das Problem der Generationen, in: Ders.: Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk, Berlin und Neuwied 1964, S. 509-565.
- ¹⁰ Siehe dazu die Studie von Martin Bergmann und Milton E. Jucovy (Hg.): Generations of the Holocaust, New York, 1982 und Ilany Kogan: The Cry of Mute Children, London/New York 1995.
- ¹¹ Mit Bezug auf die erste und zweite Generation von Deutschen wird oft von der «Tätergesellschaft» bzw. von den «Täterkindern» gesprochen. Wir finden diese Begriffe zu undifferenziert. Die gesamte deutsche Ge-

seilschaft als «Tätergesellschaft» zu bezeichnen, suggeriert, dass alle gleichermassen schuldig gewesen wären. Diese Nivellierung von Schuld kann so ausgelegt werden, als sei letztlich niemand wirklich schuldig gewesen.

- ¹² Zur Erinnerung in beiden deutschen Staaten siehe Jeffrey Herf: *Zweierlei Meinung. Die NS-Vergangenheit im geteilten Deutschland*, Berlin 1998; Elisabeth Domansky: *Die gespaltene Erinnerung*, in: Manuel Koppen (Hg.): *Kunst und Literatur nach Auschwitz*, Berlin 1993, S. 178-196; Elisabeth Domansky und Harald Welzer (Hg.): *Eine offene Geschichte. Zur kommunikativen Tradierung der nationalsozialistischen Vergangenheit*, Tübingen 1999.
- ¹³ Siehe dazu auch den Aufsatz von Michael Zimmermann: *Gedenkstätten für die Opfer des Nationalsozialismus*, in: Klaus I. Rogge und Leonore Wannenmacher (Bearb.): *Mitten in die Wirren. Zwei Reisen in die BRD/DDR. Antifaschismus-Geschichte(n)*, Soest 1992, S. 146 ff.
- ¹⁴ Siehe dazu Elisabeth Domansky: *A Lost War* (Anm. 7).
- ¹⁵ Siehe dazu Norbert Frei: *Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit*, München 1996. Siehe auch Alexander von Plato: *Opfer-Konkurrenten. Die Verfolgten des NS-Regimes und der sowjetischen Besatzungsmacht im Kalten Krieg und in der Entspannungszeit*, in Domansky/Welzer (Hg.): *Eine offene Geschichte* (Anm. 12), S. 74-92.
- ¹⁶ Siehe dazu die in Anm. 12-14 zitierte Literatur. Siehe auch Klaus Naumann: *Der Krieg als Text. Das Jahr 1945 im kulturellen Gedächtnis der Presse*, Hamburg 1998.
- ¹⁷ Siehe dazu Barbara Heimannsberg und Christoph J. Schmidt (Hg.): *Das Kollektive Schweigen*, erw. Neuausgabe Köln 1992.
- ¹⁸ Das erste Buch, das die Frage der kollektiven Trauerarbeit thematisierte, war Alexander und Margarete Mitscherlich: *Die Unfähigkeit zu trauern* (Anm. 5).
- ¹⁹ Zum Beispiel weisen viele Studien über politische Flüchtlinge und Asylanten in der Bundesrepublik darauf hin, dass eigene Traumatisierungen durch Krieg, Flucht und Vertreibung häufig bei Behördenvertretern, Politikern, aber auch Zeitgenossen zu einem extremen Mangel an Mitgefühl für die Schwersttraumatisierten aus anderen Kriegen und anderen Gesellschaften führen. Siehe Sepp Graessner, Norbert Gurrus und Christian Pross (Hg.): *Folter. An der Seite der Überlebenden. Unterstützung und Therapie*, München 1996.
- ²⁰ Siehe dazu vor allem Jonathan Shay: *Achill in Vietnam. Kampftrauma und Persönlichkeitsverlust*, Hamburg 1998.
- ²¹ Siehe dazu Elisabeth Domansky: «Kristallnacht», the Holocaust and German Unity: The Meaning of November 9 as an Anniversary in Germany, in: *History & Memory*, Bd. 4, Nr. 1 (Frühjahr/Sommer 1992), S. 60-94. Elisabeth Domansky: *Die gespaltene Erinnerung* (Anm. 12).
- ²² Siehe zum Beispiel Christopher Browning: *Ganz normale Männer* (Anm. 8) und Gudrun Schwarz: *Eine Frau an seiner Seite. Ehefrauen in der «SS-Sippengemeinschaft»*, Hamburg 1997.

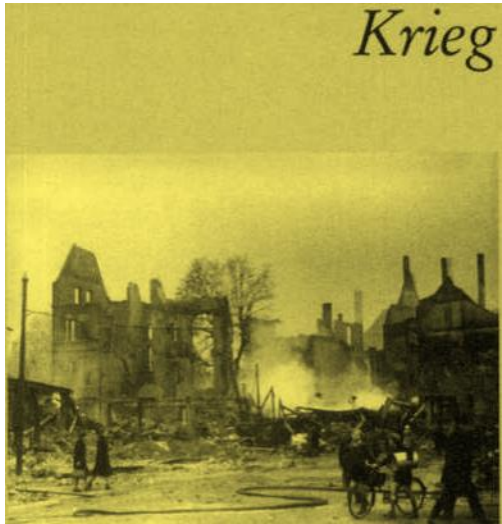
- ²⁴ Wenn hier von «lieben müssen» gesprochen wird, dann heisst das nicht, dass die individuellen Eltern die Kinder dazu gezwungen hätten, sie zu lieben. Vielmehr ist dieser Ausdruck der psychoanalytischen Terminologie entnommen, der zufolge kleine Kinder keine andere Wahl haben, als ihre Eltern zu lieben, da sie sonst seelisch zu Grunde gehen. Siehe dazu Heinz Bude: Der einzelne und seine Generation. Kriegskindheit und Jugendrevolte bei der 68er Generation, in Domansky/Welzer (Hg.): Eine offene Geschichte (Anm. 12), S. 26-34; Dorothee Wierling: Nationalsozialismus und Krieg in den Lebens-Geschichten der ersten Nachkriegsgeneration der DDR, ebd., S. 35-56.
- ²⁵ Die therapeutische Arbeit mit Deutschen aus der zweiten Generation hat gezeigt, dass solche Vorstellungen in manchen Fällen so weit gehen, dass die Betroffenen lieber kinderlos bleiben, als weiterzugeben, wovon sie fürchten, dass es in ihnen stecke. Siehe dazu Daniel Bar-On: Die Last des Schweigens, Frankfurt a. M. 1993.
- ²⁶ Siehe dazu einige der Fallbeispiele in Heimannsberg/Schmidt (Hg.): Das kollektive Schweigen (Anm. 17). Siehe auch Gabriele von Arnim: Das grosse Schweigen. Von der Schwierigkeit, mit den Schatten der Vergangenheit zu leben, München 1989; Ralph Giordano: Die zweite Schuld oder Von der Last Deutscher zu sein, Hamburg 1987.
- ²⁷ Da Erinnerungen sich nicht nur im Bewusstsein, sondern auch im Unbewussten sowie im sensomotorischen Bereich ablagern, reicht ein rein verstandesmässiger Umgang mit Erinnerungen nicht aus. Siehe dazu Elisabeth Domansky und Harald Welzer: Die alltägliche Tradierung von Geschichte, in dies. (Hg.): Eine offene Geschichte (Anm. 12), S. 7-25.
- ²⁸ Werner Bohleber: The Children of the Perpetrators – the After-Effects of National Socialism on the Following Generations, in: International Study Group for Trauma, Violence and Genocide (Hg.): Coming Home from Trauma. The Next Generation. Muteness and the Search for a Voice, Hamburg 1996, S. 39-52.
- ²⁹ Zum kollektiven Gedächtnis siehe v. a. Jan Assmann: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen, München, 1997.
- ³⁰ Siehe dazu auch Michael Geyer: The Politics of Memory in Contemporary Germany, in: Joan Copjec (Hg.): Radical Evil, London/New York 1996, S. 169-200.
- ³¹ Siehe dazu Jutta de Jong: «Und dann ging alles den Bach runter ...». Entnazifizierungsvarianten in Niederberg, in: Journal 15 (Jahrbuch des Kreises Mettmann), 1995/96, S. 65-68.
- ³² Elisabeth Domansky beendete ihren Aufsatz «A Lost War» (Anm. 7) mit dem Satz: «All of them demonstrate, however, that the 'Postwar' may be over, as some people claim. The war most definitely is not.» Klaus Naumann drückt denselben Sachverhalt am Ende seines Schlusskapitels genau anders herum aus: Der Krieg als Text (Anm. 16), S. 328.
- ³³ Siehe Christoph Klessmann: Die doppelte Staatsgründung. Deutsche Geschichte 1945-1955, 5. Aufl. Göttingen 1991.
- ³⁴ Zur Rolle und Aussagekraft von lebensgeschichtlichen Interviews siehe Lutz Niethammers Aufsatz: Fragen – Antworten – Fragen. Methodische

Erfahrungen und Erwägungen zur Oral History, in: ders. und Alexander Plato (Hg.): «Wir kriegen jetzt andere Zeiten». Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern (Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930-1960, Bd. 3), Berlin/Bonn 1985, S. 392-445.

³⁵ Ebd.

³⁶ Siehe Anm. 1.

³⁷ Hamburger Institut für Sozialforschung (Hg.): Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944, Hamburg 1995. Siehe auch Hamburger Institut für Sozialforschung (Hg.): Eine Ausstellung und ihre Folgen. Zur Rezeption der Ausstellung «Vernichtungskrieg, Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944», Hamburg 1999.



- Einleitung
- 1.1 Kriegsbeginn
- 1.2 Tod und Trauer
- 1.3 Angst
- 1.4 Ernüchterung
- 1.5 Nachdenken: Haltung zum NS-Regime
- 1.6 Wegsehen: Euthanasie und Judenverfolgung
- 1.7 Zusehen: Zwangsarbeiter

Einleitung

Nach unseren Geschichtsbüchern begann der Zweite Weltkrieg mit dem deutschen Überfall auf Polen am 1. September 1939, und er endete am 8. Mai 1945 mit der bedingungslosen Kapitulation Deutschlands. Wie viele historische Daten beziehen sich auch diese auf Ereignisse, die Kriegsanfang und -ende eher symbolisieren als tatsächlich markieren. Selbst unter Historikern sind diese Daten nicht unumstritten. So haben zum Beispiel einige Wissenschaftler gute Gründe dafür ins Feld geführt, den gesamten Zeitraum vom Beginn des Ersten bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs als den «Dreissigjährigen Krieg» des 20. Jahrhunderts zu betrachten. Wiederum ganz anders können Periodisierungen aussehen, wenn sie von den betroffenen Zeitzeuginnen und Zeitzeugen vorgenommen werden. Denn auch wenn es in Friedenszeiten scheinbar möglich sein mag, das Private vom Politischen zu trennen, so gehört es zu den unumgänglichen Voraussetzungen jedes totalen Krieges, diese Trennung aufzuheben. Aus der Perspektive von Zeitzeuginnen und Zeitzeugen kann daher der Krieg ebenso gut mit der Einberufung des Vaters, Bruders, Sohnes oder Mannes beginnen, gleichgültig, ob diese vor oder nach dem offiziellen Kriegsbeginn stattfand; mit dem ersten Verlust in Familie oder Bekanntschaft; mit dem schwersten selbst erlebten Bombenangriff; oder aber mit der eigenen Teilnahme an Kampfhandlungen.

Es leuchtet auch unmittelbar ein, dass der Krieg für Soldaten in Gefangenschaft ebenso wenig am 8. Mai 1945 zu Ende war wie für Kriegsversehrte, die mit ihren Narben und wieder kehrenden Albträumen für immer ein Stück Krieg mit sich herumtragen bzw. -tragen. Ähnliches gilt für Flüchtlinge und Vertriebene, die niemals, und für Evakuierte, die zum Teil erst Ende der 50-er Jahre in ihre Heimatorte zurückkehren konnten. Wann der Krieg für ein Kind endet, das einen oder beide Elternteile, Brüder oder Schwestern, Freunde oder die erste Jugendliebe im Krieg verloren hat, lässt sich nicht sagen. Und für eine Frau, die mit Vierzig Witwe wurde und nie wieder heiratete, mag der Krieg jeden Tag, an dem sie alleine aufwacht und jede Nacht, in der sie alleine einschläft, andauern. Weder Anfang,

noch Verlauf, noch Ende des Krieges fügen sich zu einem einheitlichen Kriegsbild zusammen.

Hinzu kommt, dass der Zweite Weltkrieg kein «normaler» Krieg war, und zwar nicht einmal dann, wenn man ihn mit den ersten modernen «totalen» Kriegen vergleicht, wie den Kriegen der Französischen Revolution (besonders 1792-1797; 1799-1802 und 1805), dem Amerikanischen Bürgerkrieg (1862-1865) oder dem Ersten Weltkrieg (1914-1918). Anders als diese Kriege war der Zweite Weltkrieg nicht einfach ein Krieg von zwei oder mehreren nationalen Gesellschaften gegeneinander; vielmehr war er von Anfang an als rassistischer Vernichtungskrieg gegen von NS-Ideologen als «rassisch minderwertig» eingestufte Völker geplant. Von daher begann der Zweite Weltkrieg für diejenigen Deutschen, die in diese Kategorien eingeordnet wurden, nicht im Zusammenhang mit den ersten militärischen Kampfhandlungen, sondern mit den ersten Ausgrenzungen, Verfolgungen und Ermordungen von Juden, Sinti und Roma, geistig und körperlich Behinderten, Homosexuellen, Zeugen Jehovas, aber auch Kommunisten* und Sozialdemokraten*; denn in der nationalsozialistischen Propaganda wurden die Linke und das Judentum weitgehend in eins gesetzt. Man kann den Zweiten Weltkrieg nicht verstehen, wenn man seine Anfänge als von Seiten des Staates und von Teilen der deutschen Gesellschaft gegen andere Teile der deutschen Gesellschaft geführten Bürgerkrieg übersieht.

Man kann den Zweiten Weltkrieg aber auch nicht verstehen, wenn man die Augen davor verschliesst, dass für diejenigen Bürgerinnen und Bürger der von Deutschland angegriffenen Staaten, die als «rassisch minderwertig» eingestuft wurden, das Kriegsrecht nicht galt. Vielmehr war es nicht nur Kriegsstrategie sondern gleichzeitig auch Kriegszweck, zu «Rassefeinden» erklärte Frauen, Kinder und Männer systematisch zu verfolgen, zu ermorden, zur Zwangsarbeit zu verschleppen, ihre Völker zu versklaven oder auszurotten. Um diesen Zusammenhang deutlich zu machen und nicht, wie es so oft geschieht, die Geschichte des Nationalsozialismus und seiner rassistischen Politik von der des Weltkriegs zu trennen, haben wir in das Kapitel «Krieg» sowohl die Themenbereiche «Kriegsbeginn», «Tod

und Trauer», «Angst» und «Ernüchterung» als auch «Haltung zum Regime», «Euthanasie* und Judenverfolgung» sowie «Zwangsarbeiter»* aufgenommen. Dies schien uns umso näher liegend zu sein, als diese Aspekte des Krieges in fast allen Fällen ohne besondere Nachfrage und zudem im selben zeitlichen Zusammenhang von unseren Zeitzeugen selbst angesprochen wurden. Allerdings, und auch das macht diese Zusammenstellung deutlich, wurden diese Aspekte des Krieges von unseren Zeitzeugen sowohl damals als auch heute meistens als lediglich *zeitlich*, nicht aber *ursächlich* miteinander verbunden wahrgenommen.

Die kindliche Perspektive auf den Krieg hing stark von den jeweiligen Lebensumständen ab. Man konnte mit zehn oder zwölf Jahren den Kriegsbeginn durchaus als Abenteuer erleben («schicke Soldaten», «schicke Uniformen»), man konnte aber auch schon bald Angst vor Tieffliegern oder Bombenangriffen haben. Wie auch aus anderen Zusammenhängen bekannt ist, hing der Grad der Angst nicht allein von den eigenen Erlebnissen ab, sondern auch davon, wie die damals Erwachsenen reagierten. Ängstliche oder bedrückte Mütter oder Väter konnten Angstgefühle der Kinder verstärken. Besonnene Erwachsene konnten Kindern oder Jugendlichen das Gefühl vermitteln, selbst in bedrohlichen Situationen noch ein Mindestmass an Kontrolle ausüben zu können. Ein solches Gefühl kann – muss aber nicht – die Angst erträglicher machen. Allerdings ist niemand, wie die Texte in diesem Kapitel zeigen, völlig vor dem Schrecken – und damit auch vor den Folgeschäden – bewahrt geblieben. Im Gegenteil: «Denn im Grunde genommen», sagt Herr N., «haben wir alle einen Knacks mitgekriegt.»

Dieser «Knacks» kann sich auf vielfältige Weise zeigen, denn Erinnerungen lagern sich nicht nur in unserem Bewusstsein, sondern auch in unserem Unbewussten ab. In unserem Bewusstsein mag ein schreckliches Erlebnis lange Zeit nicht präsent sein. Ein flüchtiges Geräusch, ein bestimmter Geruch kann es aber plötzlich zurückbringen. Wir alle haben schon einmal erlebt, dass der Geruch von Weihnachtsgebäck uns plötzlich in unsere Kindheit zurückversetzt hat. Aber haben wir uns schon einmal vorgestellt, was es heisst, dass viele der um 1940 Gebore-

nen sich noch heute beim Geheul von Sirenen plötzlich wieder im Bunker befinden? Wissen wir, wie das ist, wenn das Motorengeräusch von Flugzeugen jemanden, und wenn auch nur für Sekunden, wieder in den Graben zurückwirft, in dem sie oder er vor über fünfzig Jahren Schutz vor angreifenden Tieffliegern suchte? Oder können wir uns vorstellen, was es bedeutet, wenn Gedenkfeiern zum Ende des Zweiten Weltkriegs, das Geräusch amerikanischer Versorgungsgeschwader im Golfkrieg oder auch Fernsehbilder vom Krieg im ehemaligen Jugoslawien eine Frau plötzlich wieder Verwesungsgeruch und den Geruch von verbrannten Menschen riechen lassen? Viele von uns können das nicht. Aber es wäre vielleicht gut, wenn wir versuchten, uns vorzustellen, dass das so ist. Denn die meisten der heute noch nicht einmal Sechzigjährigen leben mit dieser Art von Erinnerungen und haben, wenn auch unbewusst, einige dieser Erinnerungen an ihre Kinder weitergegeben. Das bedeutet, dass der Krieg noch lange nicht so «vergangen» ist, wie viele – und nicht nur jüngere – Menschen inzwischen glauben.

Auch für Jugendliche und Erwachsene im direkten Kriegseinsatz – und dies gilt für Soldaten ebenso wie für Frauen im Einsatz an der Heimatfront – hing die Perspektive auf den Krieg stark von den jeweiligen Lebensumständen ab. Einer der Hauptunterschiede bestand sicherlich zwischen Frontsoldaten auf der einen und Frauen, Männern und Kindern an der Heimatfront auf der anderen Seite. So wird häufig berichtet, dass Soldaten, die auf Heimaturlaub waren, ihrem Gefühl Ausdruck gaben, dass die Situation an der Front den Bombenangriffen in der Heimat vorzuziehen wäre. Eine solche Auffassung haben sicher nicht alle geteilt, die die Heimatfront erlebten, auch wenn Bomben- und Tieffliegerangriffe übereinstimmend als extrem traumatisierende Erlebnisse geschildert werden. Was Frontsoldaten und den Menschen an der sog. Heimatfront aber bei allen Unterschieden gemeinsam war, waren die Strategien, mit denen sie versuchten, den Schrecken in Grenzen zu halten. Dazu gehörte die Konzentration auf vermeintlich «Alltägliches», das Nicht-über-den-Tag-Hinausdenken, das mehrere unserer Zeitzeugen beschreiben. Dieses Vorgehen zerlegt eine ausser Kontrolle geratene Situation in kleine Einheiten wie

Tage, manchmal Stunden, so dass diese bewältigbar erscheinen. Das Unnormale wird auf diese Weise in scheinbare Normalität verwandelt.

Zu den Bewältigungsstrategien gehörte aber auch die Abtrennung der die Ereignisse damals *erlebenden* von der die Ereignisse später *fühlenden* Person. Herr R., dessen Mutter während des Krieges ermordet wurde und dessen Vater auf dem Rückflug von der Beerdigung zur Front bei einem Flugzeugabsturz ums Leben kam, beschreibt diesen Sachverhalt so: «Also, man hat das richtig bewusst erst kurze Zeit nachher erlebt. In dem Augenblick des Ereignisses nicht.» Spuren dieses im Augenblick des Schocks Neben-sich-Stehens finden wir in fast allen Texten in diesem Kapitel. Dauern schockierende Situationen länger an, führt dieses Neben-sich-Stehen zu einer allgemeinen «Abstumpfung». In der Psychoanalyse und Psychotherapie werden solche Bewältigungsstrategien als *Entwirklichung* («Derealisierung») und seelische Betäubung bezeichnet. Was ist damit gemeint?

Ein Krieg ist keine Ferienreise, und die Front ist kein Club Méditerranée. Wenn ein ehemaliger Soldat der Ostfront dennoch davon spricht, dass sein «Aufenthalt» in Minsk so war, als wäre man «irgendwie auf Urlaub» gewesen, «eher wie Ferien», und wenn in seiner Erzählung vom Kriegsverlauf die eigenen Lazarettaufenthalte und ein Studiensemester in Prag eine wichtige Rolle spielen, dann versucht dieser Mann, einem aussergewöhnlichen Ereignis bzw. Zustand, nämlich dem Krieg, den Anschein der Normalität (Ferien, Krankenhausaufenthalt, Studium) zu geben. Dasselbe gilt für die Frau, die ausführlich erzählt, welche Bluse sie sich für die Beerdigung ihrer nach einem Luftangriff gestorbenen Mutter genäht habe und wie sie sich, von der Beerdigung kommend, sofort in die Schlange beim Fleischer eingereiht habe, ohne zu wissen, «ob es da was gab». Weder Herr N. noch Frau K. sind gefühllose Menschen. Beide haben lediglich versucht – und zwar nicht erst im Nachhinein, sondern bereits in der damaligen Situation – mit dem Schrecken, dem sie ausgesetzt waren, fertig zu werden, indem sie ihn in ein vermeintlich «normales» Geschehen verkleideten. Dafür mussten sie ihn seines wirklichen Charakters entkleiden.

Dieser Vorgang der Entwirklichung ist eng mit dem seelischer Betäubung verbunden. Frau K., die den Krieg in Berlin erlebt hat, ist fest davon überzeugt, dass sie während des Krieges nicht «viele Tote» gesehen habe. Frau D. spricht vom «Abstumpfen», vom fehlenden «Gefühl». Und bei Herrn N. zeigt sich derselbe Vorgang in der Art, wie er vom Krieg erzählt, aber auch in dem, was er *nicht* erzählt. So wie sich für Frau K. ihre Kriegserlebnisse in der Verwundung und im Tod der Mutter verdichtet haben, so sind es für Herrn N. «mein erster Toter» während des Polenfeldzugs, der Tod eines Funkerkameraden, mit dem er sich wie «mit einer Nabelschnur» verbunden fühlte und das Leiden eines Pferdes, das «mit seinen Füßen, seinen Hufen, auf seinen eigenen Gedärmen» herumtrampelte «und schrie und weinte wie ein Kind». Diese Reduzierung vieler Ereignisse auf einige wenige kommt häufig vor. Gleichartige Ereignisse schrecklicher Art gerinnen in der Erinnerung zu wenigen besonders einprägsamen Bildern. Die in Herrn N.'s Erzählungen deutlich werdende Identifizierung mit Toten, Sterbenden und Leidenden weist darüber hinaus auf Schuldgefühle eines Überlebenden hin, der wenig oder keinen Sinn in seinem Überleben zu erkennen vermag. Die Deutung von Soldaten als Kriegsopfer zeigt aber auch die Schwierigkeit, sich mit der Rolle von Soldaten als Täter auseinander zu setzen. Denn Herr N., dies müssen wir uns vergegenwärtigen, war nicht nur Beobachter des Kriegsgeschehens, sondern auch Beteiligter. Die Alpträume, die ihn bis weit in die 50-er Jahre hinein verfolgten, müssen auch damit zu tun gehabt haben, dass er selbst auf andere Menschen geschossen hat, eine Tatsache, über die er, wie viele seiner damaligen Kameraden, bis heute nicht sprechen kann. Eine andere Form von Entwirklichung und Betäubung drückte sich im Glauben an «Wunderwaffen»* aus sowie in Illusionen darüber, dass Deutschland den Krieg einfach nicht verlieren könne.

Alle Geschichten vom Krieg in diesem Kapitel, die derjenigen, die damals Kinder waren wie die der damals Erwachsenen, sprechen davon, dass das gewaltsame Sterben von bekannten oder unbekanntem Menschen und damit auch der mögliche eigene Tod etwas war, womit man ständig rechnen musste, auch

wenn man nicht wusste, wann dieser Tod wen ereilen würde. Das daraus resultierende «Abstumpfen» ist ein Schutzmechanismus, der Menschen davor bewahrt, in belastenden Situationen zusammenzubrechen. Insofern stellt diese Art von Betäubung, von Gefühllosigkeit – sich selbst und anderen gegenüber – eine Überlebensstrategie dar. Wenn bestehende oder mögliche Bindungen jederzeit gewaltsam zerrissen werden können, dann kann Bindungslosigkeit zum Schutzpanzer der eigenen Seele werden. In manchen Fällen wurden Bindungen während des Krieges bewusst nicht eingegangen, in anderen hielt man sich eher unbewusst so weit wie möglich davon frei. Was passiert, wenn die meisten Mitglieder einer Gesellschaft über Jahre hinaus nur dann seelisch überleben können, wenn sie sich von den eigenen Gefühlen, und damit auch von der Fähigkeit zum Mitgefühl mit anderen abtrennen müssen, wissen wir nicht genau. Wir wissen aber, dass der Verlust von Mitgefühl und von Bindungsfähigkeit nicht so einfach rückgängig zu machen ist. Was uns zu denken geben sollte, ist nicht so sehr die Tatsache, dass viele unserer Zeitzeuginnen und Zeitzeugen *damals* Entwirklichung und seelische Betäubung als Schutzmassnahmen entwickelten, sondern vielmehr, dass diese Strategien zum Teil bis *heute* fortbestehen, wie die Erzählungen vom Krieg verdeutlichen. Welches Erbe damit an die nach dem Krieg geborenen Kinder der Kinder des Krieges weitergegeben worden ist, ist ein bislang noch kaum erforschter Teil der deutschen Nachkriegsgeschichte.

Bislang wissen wir auch noch nicht genug darüber, wie Menschen, die im NS-Staat geboren wurden oder als Kinder und Jugendliche in diesem auf- und damit zugleich in ihn hineinwachsen, mit dem Zusammenbruch eines für sie geltenden Wertesystems fertig geworden sind. Wir werden auf diesen Gesichtspunkt in unserer Einleitung zum zweiten Kapitel erneut eingehen. Was unsere Textauszüge zum Thema «Haltung zum NS-Regime» zeigen, ist die bekannte Tatsache, dass für viele Kinder und Jugendliche die Mitgliedschaft in BDM* oder HJ* eine Frage des «Dazugehörens», des «Mitmachens» war, die vielen auch die Chance bot, sich von Autoritäten wie Eltern und Lehrern zu emanzipieren. Bis auf einen Fall, auch das ist nicht unüblich für solche Erzählungen, wird die Zeit in den HJ*-Organisationen

als eher unpolitische Freizeitgestaltung beschrieben. Das mag in einigen Fällen tatsächlich so gewesen sein. Wahrscheinlicher ist, dass die politischen Elemente der NS-Jugenderziehung damals nicht als solche empfunden wurden. Gelungene Indoktrination zeichnet sich ja gerade dadurch aus, dass sie nicht als solche erkannt wird. Wie anders wäre es zu erklären, dass Frau K., deren Vater ihr nicht erlaubte, in den BDM* einzutreten, heimlich und «voller Idealismus», wie sie sagt, zu einer Parteis-Stelle ging, um ihre «Hilfe» anzubieten. Frau V. erinnert sich daran, dass sie nach dem Attentat am 20. Juli 1944* «Gott gedankt habe, dass das Attentat* misslungen war», und Herr H. weiss noch genau, dass er als Junge nichts dabei fand, dass fast seine gesamte Klasse in Jungvolk*-Uniform konfirmiert wurde.

Wenn auch fast alle unsere Zeitzeugen betonen, dass sie die NS-Jugendorganisationen im Wesentlichen als unpolitische Freizeitorganisationen erlebt hätten, so lassen ihre Erzählungen aber doch erkennen, dass ihnen damals deutlich war, dass die Mitgliedschaft in diesen Organisationen *an sich* ein Politikum darstellte. Denn die meisten unserer Zeitzeugen berichten von offen oder weniger offen ausgetragenen Konflikten mit den Eltern, wenn diese dagegen waren, dass ihre Kinder solchen Organisationen beitraten oder beitreten wollten. Die Erzählungen lassen auch erkennen, dass die Ohnmacht der Erwachsenen, wenn diese letztlich dem staatlichen Druck nachgaben, von den Kindern, ob bewusst oder unbewusst, durchaus als Machtgewinn erfahren werden konnte. So glaubt Frau D., dass die schnelle Freilassung eines nach dem Attentat am 20. Juli 1944* verhafteten Onkels mit darauf zurückzuführen sei, dass sie und zwei ihrer Brüder Führungspositionen in der HJ* hatten. Und Frau V. berichtet, dass sie mit ihren Eltern über vieles nicht mehr gesprochen habe, denn «sie durften mir ja auch nicht zuviel sagen. Da war eine gewisse Vorsicht ja auch nötig. So lieb wie ich sie hatte, aber da sind wir ja [...]». So «normal», wie das manchmal dargestellt wird, war die Mitgliedschaft in NS-Jugendorganisationen eben doch nicht. Und das war den meisten unserer Zeitzeugen schon *damals* bewusst, ob sie nun den Konflikt zwischen Eltern – aber auch Lehrern und Pfarrern – und dem Regime in allen Einzelheiten verstanden oder nicht.

Die Beteuerungen, die NS-Jugendorganisationen seien «unpolitisch» gewesen, mögen in einigen Fällen der nachträglichen Rechtfertigung des damaligen Verhaltens dienen. Wahrscheinlicher ist aber, dass die Erzählenden ihr heutiges Wertesystem mit ihrem damaligen nicht in Einklang zu bringen vermögen. Erinnerungen an Gefühle und später gelerntes Wissen können im Bewusstsein durchaus unverbunden nebeneinander existieren. So sind die Gefühle von «Dazugehören» und Stolz, die man als BDM*- oder HJ*-Mitglied hatte, in einigen Erinnerungen noch sehr lebendig. Gleichzeitig «weiss» man heute aber, dass diese Gefühle sich sozusagen auf das falsche Objekt – den Nationalsozialismus – gerichtet haben. Wenn dieses Wissen an den in der Erinnerung präsenten Gefühlen nichts ändern können bzw. keine neuen Gefühle erzeugt hat, dann deutet das auf einen weiteren «Knacks» hin. Dieser «Knacks» allerdings dürfte nicht durch den Krieg oder das Leben im NS-Staat ausgelöst worden sein, sondern durch den Zusammenbruch des NS-Regimes.

Am deutlichsten wird diese Unvereinbarkeit von ehemaligen Wertvorstellungen und späterem Wissen in den Erinnerungen an Euthanasiamassnahmen* sowie an die Verfolgung von Juden und Zwangsarbeitern*. Nicht zuletzt wegen des offenen Widerstandes der katholischen Kirche gegen die Euthanasiepolitik* des Dritten Reiches war es nach dem Krieg vergleichsweise früh möglich, über dieses Thema zu sprechen, wenn auch die Ausgrenzung und Verfolgung von Behinderten im Dritten Reich bei den Betroffenen und deren Verwandten zum Teil bis heute Unbehagen und Rechtfertigungsdruck erzeugen. Die Verfolgung von Juden und die Ausbeutung von Zwangsarbeitern* blieben wesentlich länger tabuisiert. Die Tatsache, dass beide Themen von fast allen unseren Zeitzeugen von selbst angesprochen wurden, deutet definitiv auf eine allgemeine Veränderung im deutschen Erinnerungsklima hin. Die zahllosen öffentlichen Diskussionen und Reden zu diesen Themen, die seit den frühen 70-er Jahren stattgefunden haben bzw. gehalten worden sind, haben ganz offensichtlich zu einer partiellen Ent-Tabuisierung dieser Themen geführt. Es ist möglich geworden, zuzugeben, dass man Zwangsarbeiter* gekannt oder selbst beschäftigt hat, dass man die Ausgrenzung und Verfolgung von Juden erlebt hat

oder daran beteiligt war und dass man sogar von Konzentrationslagern* gehört hat. Jede damalige Kenntnis von Tötungslagern wird jedoch verneint. Das, «was damals wirklich passiert ist», haben alle unsere Zeitzeugen erst nach dem Ende des Krieges erfahren. Auffälligerweise benutzen sie in ihren nachträglichen Reflexionen auch nicht den seit der gleichnamigen Fernsehserie in der Öffentlichkeit vielfach verwandten Begriff «Holocaust», während das Wort «Verdrängung» durchaus Eingang in die Alltagssprache gefunden hat.

Es wäre nicht nur vorschnell, sondern auch falsch, solche Aussagen lediglich für nachträglich entwickelte Rechtfertigungen zu halten. Vielmehr drückt sich in ihnen die Fortsetzung einer bereits während des Dritten Reiches verbreiteten oder gefundenen Vermeidungsstrategie aus. Dieser Sachverhalt wird besonders in denjenigen Erzählungen deutlich, die thematisieren, dass man damals «weggesehen» oder nicht «nachgedacht», bzw. «nachgefragt» habe, wenn jüdische Spielkameraden, Schulfreunde, Nachbarn und Bekannte «einfach verschwanden». «Und ich habe auch nie begriffen, wo die abgeblieben sind»; oder «ja, die waren auch eines Tages verschwunden», sind Formulierungen, die deutlich machen, dass es durchaus möglich war, nichts zu wissen, wenn man nichts wissen wollte oder aber – im Falle von denen, die damals Kinder waren – nichts wissen durfte. Kinder merken bekanntlich auf Grund des Verhaltens von Erwachsenen sehr schnell, welche Fragen gar nicht erst gestellt werden dürfen. Auch das mehr oder weniger bewusste Wegsehen und Schweigen konnten aber nur funktionieren, wenn ausserordentliche und auffällige Geschehnisse zu etwas Normalem, nicht weiter Bemerkenswertem gemacht wurden, als wären «Verschwinden», «Abgeholtwerden», die «Arisierung»*, die Vorgänge der sog. Kristallnacht* oder Deportationen alltägliche Vorgänge.

Dass damalige Vermeidungsstrategien heute nicht mehr so reibungslos funktionieren, wie es sich bei flüchtigem Lesen oder Zuhören manchmal ausnimmt, zeigen die zahlreichen Spuren von Verdrängungs^nstrewg^wge», die sich in den Erzählungen finden. Frau K. zum Beispiel erinnert sich erst auf Nachfrage daran, in Berlin Menschen mit dem Gelben Stern* gesehen zu

haben und betont, dass sie nie «eine Familie, nur einzelne Personen und ältere, alte» gesehen habe. Frau B., die eine «Halbjüdin» als Kollegin hatte, hebt hervor, dass es in ihrem Ort gar keine Juden gab, zu denen «man einen persönlichen Kontakt» hatte. Frau S., deren Eltern im Sommer 1944 drei Jüdinnen aus dem nahe gelegenen KZ Stutthof* als Zwangsarbeiterinnen* zugewiesen bekamen, betont nicht nur, dass sie selbst «nichts davon gewusst» habe, sondern nimmt an, auch ihre Eltern hätten nicht gewusst, dass Stutthof ein KZ* war.

Es gibt für diese seltsame Verbindungslosigkeit zwischen Erinnerungen an Judenverfolgungen und nachträglich gelerntem Wissen über den Massenmord an Juden sicher mehrere Erklärungen. Eine dürfte darin bestehen, dass die Aufrechterhaltung dieser Trennung die einzige Möglichkeit darstellt, der Frage der eigenen, im Falle von damaligen Kindern unverschuldeten, Verstrickung aus dem Wege zu gehen. Dieses Bedürfnis vorschnell zu verurteilen, wäre unangebracht. Es ist schliesslich nicht einfach, mit der im Nachhinein erworbenen Erkenntnis zu leben, Zuschauer oder gar unfreiwilliger Beihelfer bei einem Mord gewesen zu sein. Im Hinblick auf den Holocaust wird deutlich, dass es noch eine weitere Erklärung für die Barriere zwischen Erinnerung und Wissen gibt. Die erwachsenen Erzähler scheinen grosse Schwierigkeiten damit zu haben, diejenigen Teile ihrer eigenen Lebensgeschichten miteinander zu verbinden, die sich in Gesellschaften mit ganz unterschiedlichen Wertesystemen abgespielt haben. Die meisten von ihnen haben erst im Nachhinein gelernt, dass das, was sie als Kinder, Jugendliche oder junge Erwachsene sahen, hörten oder taten, falsch war. Der Zusammenbruch des Dritten Reiches bedeutete für die meisten unserer Interviewpartnerinnen und -partner einen Bruch in der eigenen Lebensgeschichte, dessen Spuren bis heute erkennbar sind. So stehen innerhalb der eigenen Biographie das Selbst, das damals kein Unrechtsbewusstsein *entwickelte* und dasjenige, das später ein Unrechtsbewusstsein *erlernte*, auf unbegreifliche und unvereinbare Weise nebeneinander. «Aber dass es wahr ist, das will mir noch nicht ins Unterbewusstsein», ist eine Formulierung, mit der eine Zeitzeugin diese Unvereinbarkeit auf besonders eindringliche Weise zum Ausdruck bringt.

Eine der Folgen dieser Unvereinbarkeit von früherem und späterem Selbst ist das Fortbestehen von antisemitischen Redefiguren, die wir in vielen Interviews finden und derer sich die Erzähler nicht bewusst sind. Fast alle unsere Zeitzeugen distanzieren sich *bewusst* von Judenverfolgung und Holocaust, und manche von ihnen haben Anstrengungen unternommen, sich mit diesen Teilen der deutschen Geschichte, die ja Bestandteil ihrer eigenen Lebensgeschichten sind, auseinander zu setzen. So berichten Zeitzeugen von Besuchen in KZ*-Gedenkstätten oder drücken ihr Entsetzen darüber aus, dass «so etwas» wirklich passieren konnte oder dass Menschen anderen Menschen «so etwas» antun konnten. In einem Fall wird spürbare Erleichterung darüber zum Ausdruck gebracht, dass persönlich bekannte Jüdinnen überlebt hätten. Gleichzeitig aber sprechen dieselben wie auch andere Zeitzeugen weiterhin von «jüdischem Aussehen», von «diesen Nasen», vom «Typ des galizischen Juden» oder von der «Zinsknechtschaft'« der Juden», ohne zu bemerken, dass sie damit die Sprache des Antisemitismus sprechen. Selbst in dem Interview, in dem Begegnungen mit einzelnen Juden am ausführlichsten geschildert und diese Juden auch mit ihren Namen vorgestellt werden, repräsentieren diese Männer eher Stereotypen über Juden und werden nicht als individuelle Menschen wahrgenommen. Dass die geschilderten Juden in zwei Fällen (Herr R. und Herr Fritz B.) den damaligen Vorurteilen von Herrn H. nicht entsprachen, lässt sie nämlich gerade als Ausnahmen erscheinen. All diese Vorstellungen machen deutlich, dass Juden immer noch als Mitglieder einer Gruppe mit kollektiven Merkmalen statt als individuelle Menschen mit jeweils individuellen Eigenschaften gesehen werden. Genau darauf aber zielte die nationalsozialistische Propaganda ab: Menschen jüdischer Herkunft ihrer Individualität und damit ihrer Menschlichkeit zu berauben und sie zu ununterscheidbaren Mitgliedern eines nicht-menschlichen Kollektivs zu machen.

Den immer noch andauernden «Erfolg» dieser Propagandaanstrengung allein unseren Zeitzeugen anzulasten, wäre zu einfach. Vielmehr verweist er auf eine fundamentale Schwäche der bundesrepublikanischen «Aufklärungs»-Strategien über den

Holocaust. Deren Schwergewicht lag bis in die 80-er Jahre hinein auf «objektiver» – und das heisst immer auch *distanzierter* – Information über die Zahlen der Ermordeten oder über das bürokratisch-technische Funktionieren der Vernichtungsmaschinerie. Infolgedessen gerieten, wenn auch unbeabsichtigt, die individuellen Opfer aus dem Blick bzw. blieben weiterhin dem mitfühlenden Blick entzogen. Der Erfolg von Büchern bzw. Theaterstücken wie z.B. über das Leben von Anne Frank oder die Resonanz von Filmen wie «Holocaust» (1978) und «Schindlers Liste» (1994) zeigen aber deutlich, dass Mitgefühl mit Opfern und/oder Nachdenken über das eigene Tun erst dann möglich werden, wenn die Opfer ihrer Subjektivität und ihrer eigenen Stimme nicht beraubt werden. Distanzierte und pädagogisierende «Aufklärung» allein, zumal wenn sie die Opfer zu Zahlen in Statistiken reduziert, bewirkt recht wenig. Das sollte eigentlich nicht verwundern. Schliesslich haben auch diejenigen Menschen, die während des Dritten Reiches Jüdinnen und Juden unterstützt oder gerettet haben, das nicht aus irgendwelchen abstrakten Gründen getan, sondern weil sie sie als Menschen betrachteten oder Mitleid mit ihnen hatten.

Die Berichte über Zwangsarbeiter* ähneln denen über die Verfolgung von Juden in vieler Hinsicht, doch weichen sie in manchem auch deutlich davon ab. Zwangsarbeiter* werden ebenfalls als Mitglieder von Kollektiven, z.B. von «den» «schweremütigen» und «kinderfreundlichen» Russen oder «den» Polen dargestellt. Dies gilt auch in den beiden Fällen, in denen sich Zeitzeugen an Namen von Zwangsarbeiterinnen* erinnern. Sowohl «Tanja» als auch «Anna» werden namentlich nicht in Erzählungen über die Kriegs-, sondern über die *Nachkriegszeit* erwähnt. Sogar Anna, die einen Deutschen heiratete und in Deutschland blieb, blieb ihr Leben lang Mitglied eines fremden Kollektivs. In den 50-er und 60-er Jahren wurde sie die «Russen-Anna» genannt, später nur noch «Anna». Auch letztere Bezeichnung hielt sie auf Distanz in einer Gesellschaft, in der Frauen, die «dazugehören», mit ihrem Nachnamen angeredet werden.

Auch verschwinden die Zwangsarbeiter* aus Deutschland in ähnlicher Weise wie vorher die deutschen Juden: Man weiss nicht, wohin, und man weiss nicht, was aus ihnen geworden ist.

In einem Fall wird dieses «Verschwinden» mit den gleichen Worten beschrieben wie vorher das «Verschwinden» der Jüdinnen und Juden: «Die sind irgendwie weggekommen. Aber wo die hintransportiert worden sind, das weiss ich wirklich nicht. Wurde auch gar nicht mehr von geredet. Die waren auf einmal nicht mehr da.» Dennoch, und dies ist ein deutlicher Unterschied zu den Erzählungen über Juden, werden in den Berichten unserer Zeitzeugen bis auf eine Ausnahme die Zwangsarbeiter»' auffälligerweise als «irgendwie zu uns» gehörig beschrieben. Diese für solche Erzählungen untypische Einstellung kommt auch dann zum Ausdruck, wenn geschildert wird, dass Zwangsarbeiter»' ganz unterschiedlich behandelt wurden. Wie ist das zu erklären? Wir können darüber letztlich nur Vermutungen anstellen. Besonders für diejenigen Zeitzeugen, die in industriellen oder ländlichen Umgebungen lebten, in denen es traditionell Fremdarbeiter»' gegeben hatte, mögen in der Wahrnehmung die Grenzen zwischen freiwillig zugewanderten und zwangsweise verschleppten Arbeitern diffus geworden sein. Ausserdem müssen wir uns verdeutlichen, dass Jüdinnen und Juden im Gefolge der nationalsozialistischen Kriegspolitik in zunehmendem Masse aus der deutschen Gesellschaft ausgegrenzt und schliesslich aus dieser «hinaus»-deportiert wurden. Zwangsarbeiter»' dagegen mussten, wenn sie ihre Aufgabe erfüllen sollten, in irgendeiner Form in die deutsche Gesellschaft «hinein»-deportiert werden. Hinzu kam, dass trotz der Wahrnehmung von Zwangsarbeitern»' als Mitglieder von Kollektiven deren Individualität nicht in allen Fällen ganz verschwand, da viele von ihnen entweder in Gruppen mitten unter den Deutschen arbeiteten oder lebten oder als einzelne Arbeiter auf Bauernhöfen und in Familien arbeiteten. Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter»' konnten also durchaus ein individuelles Gesicht haben, und das erleichterte es offensichtlich einigen Deutschen, Fremdarbeitern»' zu helfen, selbst wenn solche Aktionen bestraft wurden.

Die Kehrseite des Verschwimmens der Grenzen zwischen Fremd- und Zwangsarbeitern»' bestand aber darin, dass sich, zumindest damals, nur selten ein Unrechtsbewusstsein entwickelte. In den Texten, in denen Zwangsarbeit explizit als Ver-

brechen thematisiert wird, wird diese Wahrnehmung als nachträgliche Einsicht beschrieben. Es gibt auch Texte, die implizit ein Unrechtsbewusstsein erkennen lassen, indem die Zeitzeugen Verständnis dafür äussern, dass sich Zwangsarbeiter* nach dem Krieg «rächen». Dieses Verständnis für Rache bezieht sich aber in erster Linie darauf, dass sich Zwangsarbeiter* an individuellen Personen wegen «schlechter Behandlung» rächen und nicht darauf, dass Zwangsarbeit an sich ein Unrecht darstellte. Im Gegenteil, ein Interview berichtet davon, dass polnische Zwangsarbeiter* die Wohnung einer Familie, die selbst keine Zwangsarbeiter* gehabt hatte, völlig verwüsteten. Und Frau J. beschreibt ihre Reaktion darauf mit den Worten: «Ich hätte nie gedacht, dass Menschen, denen man nichts getan hat, einen so hassen können, dass sie einem alles so kaputtmachen und zerstören.»

Gibt es ein Fazit? Es gibt sicher mehrere. Wir möchten hier aber nur eines nennen, das den verschiedenen Aspekten des Zweiten Weltkriegs, die in den Interviewauszügen dieses Kapitels angesprochen werden, gemeinsam ist. Das Fortbestehen von Traumatisierungen durch Kriegserlebnisse, der «Knacks»; das Nebeneinanderbestehen von früher erlebten Gefühlszuständen und später erworbenen Wissensbeständen; das Weiterleben unbewusster und unerkannter stereotyper Vorstellungen über Juden und Zwangsarbeiter* – all das deutet darauf hin, dass unter das Kapitel des Zweiten Weltkriegs in der deutschen Geschichte noch kein Schlussstrich gezogen werden kann.

1.1 Kriegsbeginn

Frau F. (1925): Das war alles mehr so eine ulkige Angelegenheit...

Da war ich noch verhältnismässig jung, als der Krieg begann. Da standen wir morgens auf, und meine Mutter machte uns fertig für die Schule, und da sagt sie: «Kinder, wir haben Krieg.» Das war sehr schockierend; denn sonst wäre mir das nicht so in Erinnerung geblieben. Da kam sie die Treppe 'runter und: «Kin-

der, wir haben Krieg.» Die hatten ja nun den Ersten Weltkrieg schon hinter sich. Die wussten ja, was eventuell auf sie zukam. Und dann: «Betet, betet Kinder, wir haben Krieg!» Da hab' ich gedacht, was kommt denn jetzt? Für uns war das natürlich jetzt ganz ungewiss. Wie gesagt, es war schockierend. Ich sehe meine Mutter noch da stehen, als sie die Treppe runterkam ... Sie hatte Angst und Sorge. Vor allen Dingen um uns Kinder. «Was wird jetzt aus euch?» [...] Die hatte wirklich Sorgen und Angst. [...]

Also Begeisterung? Um Gottes Willen, ne! Aber bei uns in der Nachbarschaft, der eine Bauer, der war ganz schwer Nazi, führendes Parteimitglied¹. Da durfte man natürlich gar nichts sagen dem gegenüber. Obwohl, uns hätte wahrscheinlich nichts passieren können. Wir hatten an und für sich ein gutes nachbarliches Verhältnis. So zu allen. Aber der Rechtsanwalt auf der anderen Seite (*unseres Hauses*), der war auch gegen Hitler, so stillschweigend. Also die haben sich allerdings befeindet (*mit dem führenden NSDAP'-Mitglied*). [...]

Und der Krieg? Das war ja anfangs alles noch so rosarot. Die schicken Soldaten, die schicken Uniformen. [...] Und bei uns war ein Hauptmann einquartiert. Da kam jeden Morgen der Bursche. Der musste ihm die Stiefel putzen und dann die Decken ausschlagen. Das war eine lustige Angelegenheit. Der schmiss die Decke so über die Tür vom Hühnerstall und klopfte mit dem Ausklöpper mal so unten her. «So», sagt er, «jetzt ist der Hauptmann mal wieder inner schönen frischen Decke!» Das war alles mehr so eine ulkige Angelegenheit. [...] Na ja und dann nachher die Sondermeldungen. [...] Das war ja alles noch so schön und wunderbar. Aber nachher, wie dann so allmählich klarer wurde, der Krieg ist verloren. [...] Immer diese Nachrichten: Die Truppen haben sich zurückgezogen, die Front verkürzt. Und da sahen natürlich unsere Eltern, was los war. Vor allen Dingen auch mein Vater, der war ja im Ersten Weltkrieg in Frankreich. Vor Verdun¹ hat der gelegen. Also der hat den Ersten Weltkrieg ganz, ganz hart erlebt. Daher wussten die ja, was kommen konnte. [...] Der Krieg ist verloren, wer weiss, was dann kommt. Und dann hat man sich ja nun doch schon Gedanken gemacht.

Frau L (1925): Die Vorbereitungen liefen schon lange vorher.

Als der Krieg ausbrach, war mein Vater eingezogen. Er war in der Nähe von Breslau stationiert. Und wir hatten immer ein gutes Verhältnis. Da bin ich mal mit dahin gefahren und habe ihm geholfen, Knöpfe annähen oder irgendwie so ein bisschen zusammen sein. Das war ganz kurz vor Kriegsbeginn. Ich glaube, es war der Abend vorher. Und dann hiess es, es wurde ein Ultimatum gestellt. Und wir sassen da. Ich bin dann mit dem Bus nach Hause, und wir hatten fürchterliche Angst, was jetzt kommt. Mal hiess es, dass es keinen Krieg gibt, und dann hiess es auf einmal, doch, es gibt Krieg. Das war eine fürchterliche Angst. Wo wir wohnten, fuhr auch die Bahnlinie vorbei, die nach Polen rüber ging. Da haben wir schon immer gesehen, wie viel Soldaten da rüber transportiert wurden. Was da für Transporte waren, das war wirklich bedrückend. Aber ich weiss eben nur, dass an dem letzten Abend, als es dann doch zum Krieg kam, wir furchtbare Angst hatten und mein Vater ja auch direkt wegkam. [...]

Er war vielleicht sechs Wochen weg. Und als er wiederkam, war er sehr schockiert. Er hat nichts erzählt, er war eigentlich zu schockiert. Ich weiss noch genau, dass wir abends geschlafen hatten, und auf einmal schellt es. Unser Haus stand einige Meter von der Strasse entfernt, und weil wir ja nur wir drei Frauen waren (*Frau L., ihre Mutter und ihre ältere Schwester*), haben wir gerufen: «Wer ist da?» Und da rief mein Vater: «Ein armer Wanderer sucht eine Einkehr!» Und da stand er vor der Tür. Aber er war so schockiert. Er hat gar nicht davon gesprochen. [...]

Er war Kraftfahrer im Ersten Weltkrieg gewesen. Er wusste, was Krieg war. Das hat ihn wohl so, das hat uns ja alle so bedrückt. Schon diese ganze Art vorher, mit diesen Verdunkelungen und diesem Probealarm, was da alles so als Vorbereitung galt. Das hat uns ja alle bedrückt. Das lief schon eine ganze Weile vorher. Da waren die Strassen dunkel, man durfte kein Licht anmachen, und die Autos hatten nur noch so kleine Schlitze vorne statt Lampen. Die Vorbereitungen liefen schon lange vorher. Wie es dann wirklich zum Polenfeldzug kam – wir waren ja

Wülfrather Junge in Gefreitenuniform der Wehrmacht, um 1942 (Privatarchiv: Herr E.)



Grab des 1942 an Typhus verstorbenen Vaters von Frau L südlich von Kiew (Privatarchiv: Frau L)



nun wirklich nahe an Polen dran – das musste dann alles perfekt sein. [...] Man konnte sich ja nicht wehren dagegen. Man musste das ja hinnehmen. Und gesprochen hat man, glaube ich, nicht viel darüber.

Frau S. (1927): Man möchte das nicht wahrhaben, dass das schief gehen könnte.

Den Kriegsbeginn haben wir hautnah gemerkt. Da war ich zwölf Jahre alt. Es waren die grossen Ferien gewesen, und wir mussten wieder zurück zur Schule nach Danzig». Wir waren vielleicht zwei Tage wieder in der Schule gewesen, da wurde uns gesagt, wir hätten noch mal eine Woche Ferien. Die haben uns nicht gesagt, weshalb, aber irgendwie brodelte es schon. Da fand eine ziemliche Hetzpropaganda statt. [...] Wir waren natürlich froh: ein paar Tage Ferien!

Und ein oder zwei Tage später, da kriegten wir (*Eltern von Frau S.*) Bescheid, es sollte jemand mit einem Wagen gegen Abend zur Dampfanganlegestelle (*an der Weichsel*) kommen. Wir kriegten ein paar Tage Leute, die bei uns untergebracht werden sollten. Und dann kamen Frauen und Kinder dort an, und zwar aus Zoppot. Das lag direkt an der polnischen Grenze. Da haben die Frauen und Kinder evakuiert von dort und haben die aufs Land geschickt. Die oberen Zehntausend wussten ja, was dort los sein würde. [...]

Aber in den zwei oder drei Tagen, die wir nach den grossen Ferien in der Schule waren, mussten wir an einem Vormittag nach Neufahrwasser. Das war an der Weichselmündung, gegenüber der Westerplatte». [...] Und nun mussten wir dorthin in den Hafen. Das war als Schulausflug deklariert. Keiner wusste was Genauer. Und wie gesagt, man nahm auch alles hin, man fragte ja nicht viel. Hätte ja vielleicht auch keine Antwort gekriegt. Und dann kam dieses Schulschiff *Schleswig-Holstein*, fuhr in den Hafen ein. Es wurde gesagt, es fände dann und dann ein Sportfest statt. [...] Und dieses Schulschiff war voll gepackt mit Soldaten. Das habe ich später von einem Wülfrather erfahren, der dort auf der *Schleswig-Holstein* gewesen war. Zu dem habe ich dann gesagt: «Und ich habe am Ufer gestanden und

musste winken.» Ja, und wir sind dahin gegangen. Wir fanden das interessant, so ein schönes Schiff zu sehen dort. Das muss sich so um den 20. August (1939) oder so abgespielt haben. [...]

Da gibt es auch noch eine lustige Geschichte: Mein Vater ist sofort eingezogen worden und mein Onkel auch. Mein Vater war Feldwebel vom Ersten Weltkrieg. Er war in Langfuhr in der Husarenkaserne. Langfuhr ist ein Vorort von Danzig*. Und meine jüngere Schwester und ich – sie war damals zehn und ich zwölf Jahre alt – wir durften dort hinkommen an einem Nachmittag. Mein Vater hatte Bescheid sagen lassen, er würde am Tor auf uns warten, wir dürften ihn besuchen. [...] Und dann sagte er: «Wir gehen mal Onkel Erich besuchen». Und da macht er die Tür auf, und die sprangen alle auf, die Soldaten! Ich hatte so was ja noch nie gesehen, die mussten alle strammstehen. Mein Onkel auch. Und dann hat mein Vater irgendwas gesagt, sie sollten sich wieder locker dahinstellen oder so. Dann durften wir unserem Onkel Guten Tag sagen. Diese Männer hatten Putz- und Flickstunde. Also, die haben da gesessen und irgendwas genäht. Und ich kannte meinen Onkel als Bauern, der auf dem Pferd sass oder auch schon mal mit dem Fahrrad fuhr. Und dann musste der so eine Arbeit machen! [...]

Mein Vater ist in Danzig* geblieben während des ganzen Polenfeldzuges. Der war ja auch schnell zu Ende, und dann, im Oktober oder November, als der erste Sturm vorüber war, ist er nach Hause gekommen. Ob diese Verordnung schon vorher bestand, ich weiss es nicht, jedenfalls, Väter, die acht Kinder hatten, wurden entlassen. Und dadurch ist er wieder nach Hause gekommen. [...]

Aber später fing man an zu zweifeln. Nur, da ist ja die Realität, und das, was man glauben möchte, das sind ja zwei ganz verschiedene Dinge. Man möchte das nicht wahrhaben, dass das schief gehen könnte.

Herr N. (1920): Dort habe ich meinen ersten Toten gesehen.

Ich bin 1920 geboren, und zwar in Jägerndorf, einem Ort an der Grenze zwischen dem ehemaligen preussischen und dem österreichischen Schlesien. [...] Dort bin ich in die Volksschule ge-

gangen und 1933 nach Sternberg am Fusse des Altvatergebirges gekommen, weil mein Vater eine Stelle in Mährisch-Ostrau angenommen hatte. Dort hätte ich auf eine rein tschechische Schule gehen müssen. Bin dann aber in Sternberg auf ein deutsches Gymnasium gegangen und habe dort 1938 im März Abitur gemacht. Und im Herbst, nach dem Einmarsch (*der Deutschen*) ins Sudetenland, wurde eifrig für die Wehrmacht geworben mit der Vorgabe, dass uns dann der Arbeitsdienst und der Wehrdienst geschenkt würden. Ich bin dann am 9. Januar [1939] eingezogen worden. Kam nach Berlin zu einer Panzernachrichtenabteilung, wurde dort als Funker ausgebildet. Die Ausbildung dauerte genau sieben Wochen. Und dann war ja die Besetzung des späteren Protektorates (*Böhmen-Mähren*). Das habe ich bereits als Funktruppführer mitgemacht. [...] Und im Herbst, dann ging der Polenkrieg los. [...]

[Dass es wirklich um Krieg ging,] ist mir klar geworden, als es nach Polen ging und wir auf dem Truppenübungsplatz bereit gestellt wurden. Das war im August '39. Da lagen wir oben in der Nähe von Schneidemühl. Und da haben wir das erste Mal gemerkt, dass es etwas gibt: Es wurde scharfe Munition ausgegeben. Wir haben Handgranaten gekriegt. Da haben wir wohl das erste Mal gemerkt, dass es Krieg geben wird. [...]

Dort (*während des Polenfeldzugs*) habe ich meinen ersten Toten gesehen. Am zweiten Tag. Kein schöner Anblick. Er war von einem Panzer überrollt worden. Habe dann die Schlacht in der Tucheier Heide* mitgemacht, wo polnische Ulanen mit Lanzen und Säbeln gegen deutsche Panzer angeritten sind und verschlissen worden sind. Das war sehr schlimm. Dann war Polen vorbei. Dann sind wir in Deutschland mehr oder weniger herumgezogen, haben grosse Übungen gemacht, und dann kam ich ins Lazarett mit einer Gelbsucht. Bin dort fast acht Wochen geblieben. Kam dann wieder zu meiner Truppe zurück (1940). Und dann ging es los nach Russland. Ich habe dann den Russlandfeldzug vom ersten Tag an bis zum letzten Tag mitgemacht, mit den Unterbrechungen, die durch Verwundungen bedingt waren, mit den dazugehörigen Lazarettaufenthalten. [...]

Ich habe noch vergessen zu sagen, dass ich im Herbst 1941 ein Semester in Prag an der Technischen Hochschule Studienur-

laub gehabt habe. Daher kannte ich Prag sehr gut. Wir jungen Hunde, wir wollten was erleben: Mit den Schulkollegen, mit denen ich zusammen war, sind wir einfach an sieben Wochentagen sechsmal ausgegangen und einmal nicht nach Hause gekommen. Und Montags morgens erschien man in der Vorlesung, zog den Mantel nicht aus und auch nicht den Schal, damit niemand sah, dass man noch ein Smokingschleifchen drum hatte. Ja, und dann ging es wieder zur Truppe zurück, ging nach Russland. Es gab zwischendurch immer schon mal Urlaub, viel war es nicht. 1943 war ich das letzte Mal in meiner Heimat. Und dann war nichts mehr bis zum Kriegsende. [...]

Wir lagen ja gelegentlich auch schon mal in einem Dorf oder in der Nähe einer Stadt. Da hatte man zwangsläufig Kontakt mit der Zivilbevölkerung. Da hat man ja manchmal noch alte Kochgeschirre gefunden und solche Dinge, also man hatte schon Kontakt. Ich habe in der Nähe von Minsk bei einer jungen Lehrerin gewohnt, und da haben wir viel diskutiert über Sinn und Unsinn eines Krieges und das, was alles geschieht dabei. Haben natürlich auch viel Unsinn erzählt, aber es war ganz interessant. [...]

Sie sprach kein gutes Deutsch, aber sie sprach Deutsch. Und ich selbst hatte ja inzwischen, da ich Tschechisch konnte, relativ schnell diverse Begriffe aus dem Russischen aufgeschnappt, man konnte sich verständigen, es war keine Schwierigkeit. Natürlich, die kyrillische Schrift habe ich nicht gelernt, was ich sehr bedauert habe. [...]

Ja, wir waren [kaum] in Berührung mit der Propaganda, wir haben ja nur das gehört, was im Rundfunk kam. Ich muss sagen, wir haben ein paar Dinge erlebt, die die Meinung, dass der Russe ein Untermensch und eine Bestie ist, bestätigen, zu bestätigen schienen. Und ihr Verhalten nachher, bei der Besetzung Ostpreussens, könnte diesen Eindruck erwecken, obzwar ich das heute nicht mehr so ganz akzeptieren kann. Ich muss allerdings zugeben, ich kann mich nicht erinnern, jemals gehört zu haben, dass eine Russin vergewaltigt worden ist. Im Gegenteil, es wurde uns gesagt, wenn ihr euch in der Beziehung was zu Schulden kommen lasst, geht ihr in die Strafkompagnie, sofort. Und ich habe auch nie etwas davon gehört. Trotzdem es sicherlich für

den einen oder anderen sehr schwierig gewesen ist, der also sechs Jahre nicht zu Hause war und nicht wusste, was zu Hause los ist. Aber ich kann mich nicht entsinnen, dass ich damals so was gehört hätte. [...]

[Die Zeit in Minsk, die] passte eigentlich gar nicht hinein in das Feindbild, sondern man hatte das Gefühl, man ist irgendwo auf Urlaub, war ja eine ruhige Zeit, deswegen war man ja hinten. Das war eher wie Ferien, so, wie man sich in Ferienorten mit Leuten unterhält. Und es hat auch echt Tränen gegeben, als wir uns verabschiedet haben. Wir haben uns, ich war da mit einem Melder zusammen in dem Quartier, wir haben uns ganz ausgezeichnet unterhalten. Sie hat sehr viel erzählt, auch vom Umgang mit den Kindern, von dem, was die Kinder lernen und so weiter. Wir haben auch das Grammofon repariert, haben abends Schallplatten gehört. Ich habe dabei manches an russischer Musik gehört, was mir eigentlich ausgezeichnet gefallen hat, von dem man nur nicht mehr weiss, was es war. Man hat sich eigentlich als Mensch betrachtet, gegenseitig. Wie es ihr ergangen ist, als wir weg waren, das weiss ich nicht. [...] Ich will hoffen, dass sie gut durchgekommen ist. Ansonsten haben wir ja von Russland nicht sehr viel gesehen. Wenn wir irgendwo lagen, lagen wir auf Dörfern, in einer grösseren Stadt nie.

1.2 Tod und Trauer

Frau S. (192 7): Was noch sehr unter die Haut gegangen ist, war das Abschiednehmen immer ...

Was noch sehr unter die Haut gegangen ist, war das Abschiednehmen immer von denjenigen, die in den Krieg mussten: Vettern, die älter waren, nachher mein Bruder. Und auch Nachbarn aus unserem Dorf (*Fürstenwerder bei Danzig**), mit denen wir zusammen aufgewachsen waren, die auch älter waren als ich. Wenn die dann weggegangen sind und manche dann auch nicht wiedergekommen sind, also das war schon sehr schwer. Und in der Verwandtschaft, also drei von meinen Vettern sind auch nicht wiedergekommen. [...] Das war schon sehr schlimm. [...]

Ich kann mich an eine Schulfreundin erinnern, [...] und ich kannte ihren älteren Bruder auch. Und der ist gefallen. Sie war jetzt nur noch das einzige Kind. Und sie ging auch immer ganz schwarz gekleidet, was heutzutage gar nicht mehr üblich ist. Und jedes Mal, wenn man sie sah, wenn man es vielleicht auch schon vergessen hatte, wenn sie in die Klasse kam, oder sie war schon in der Klasse, und man sah dieses schwarz gekleidete Mädchen, da ist einem das immer wieder zu Bewusstsein gekommen: Aber ihr Bruder kommt ja gar nicht wieder! Damals dachte man, wenn viele Kinder da sind, dann ist das nicht so schlimm, wenn einer nicht wiederkommt. Heutzutage denke ich natürlich ganz anders darüber. Damals habe ich gedacht, gerade für die ist es schlimm, wenn die nur alleine übrig geblieben ist. [...]

Und was Soldaten anbetrifft, das war 1941, da hat ja der Russlandfeldzug angefangen, und da haben wir sehr viele Einquartierungen gehabt. Die haben sich dann gesammelt bei uns, und zwar war das über Pfingsten, und das war natürlich sehr interessant. Die haben in der Scheune gelebt und auf dem Hof. Dort hatten sie die Gulaschkanone aufgestellt, und meine jüngeren Geschwister, die durften mal in einem Panzer sitzen, und wir fanden das alles sehr interessant. Es war herrliches Wetter. Irgendwie war das auch locker, denk' ich mal. Die waren auch lustig. Es waren auch alles junge Leute. Unsere Mädchen, die flirteten auch mit den Soldaten, bzw. die Soldaten auch mit denen. Das war eine entspannte Atmosphäre. Aber wie der Krieg dann losging mit Russland, ich glaube, es war Juni, weil ich weiss, mein Vater hatte am 1. Juni Geburtstag, und es war Pfingstsonntag. Darum waren wir auch zu Hause. Wie dann der Russlandfeldzug losging und mein Vetter gleich am ersten Tag gefallen ist, da hat man denn doch gedacht, ach du meine liebe Güte, so sicher ist es dann auch nicht mehr mit dem Krieg. Und je länger es nachher gedauert hat, umso schlimmer wurde es dann. [...]

Mein Vater hat sich 1945 (*im Januar*), als wir flüchten mussten, freiwillig gemeldet und ist im Februar gefallen, bei Graudenz. Und zwar hatte er sich mit einem Onkel zusammen freiwillig gemeldet. Dessen Familie war auch mit uns auf der Flucht. Die beiden haben gedacht, sie wollten vielleicht ein biss-

chen dazu beitragen, dass wir gut weiterkommen. Und wir hatten eine Adresse in Berlin vereinbart. Wir hatten früher eine Kinderpflegerin, die nachher nach Berlin gegangen ist, und deren Adresse hatten wir ausgetauscht. Das war der einzige Anhaltspunkt überhaupt, und die hat das Gott sei Dank auch überlebt. Und der erste Brief, den wir nach Mecklenburg kriegten (*während der Flucht*) war eben von dieser Irmi, so hiess die [Kinderpflegerin]. [...] Und ich weiss genau, ich bin mit meinen jüngeren Geschwistern spazieren gegangen, ich hab' ja auch viel mit denen gemacht, und wir haben den Briefträger getroffen, und der hat mich gefragt, ob ich zu der und der Familie gehöre, und da sage ich: «Ja». Und wir zurückgerannt und: «Mutti, wir haben Post! Irmi hat geschrieben!» Und ich habe meiner Mutter den Brief gegeben, bin aber mit den Geschwistern wieder weggegangen. Wir wollten in den Wald oder irgendwas spielen. Und dann sind wir zurückgekommen, und dann sass meine Mutter da, es war einfach schrecklich. [...] Es war so schlimm, diesen Halt auch zu verlieren. Ich meine, wir hatten ihn ja nicht mehr diese zwei Monate. Aber nachher zu wissen, er kommt nicht wieder, das war ja so schlimm. Und meine Mutter ist kurz darauf erst 40 Jahre alt geworden. Sie ist Jahrgang 1905. Es war wirklich schlimm. [...] Haus und Hof verloren, den Mann, und dann alle Hoffnungen nachher auf den ältesten Sohn gesetzt, und dann kam der auch nicht wieder. [...] Mein ältester Bruder ist 1945 in Ostpreussen gefallen. Das haben wir aber erst später erfahren, und zwar im September oder Oktober '45, wie dann diese Suchaktionen ins Leben gerufen wurden. [...]

Meine Verwandten, mit denen wir alle zusammen im Treck waren und die auch alle zu Anfang in dem Dorf in Schleswig-Holstein waren, zogen dann alle nach und nach weg. Ich glaube, das war schon im Herbst 1945. Weil deren Männer auch zurückgekommen waren. [...] Von uns kam keiner. Das muss man ja erst verkraften. [...] Das war für uns (*Kinder*) auch eine traurige Situation bei all diesen Familienfesten. Sie (*die Mutter*) war immer alleine. Das fand ich auch ganz schlimm. Wir Kinder hatten nachher Ehepartner und so, und sie war dann immer alleine. Sie hat das dann optimistisch gesehen und hat auch versucht, aus allem das Beste zu machen.



«Zur Erinnerung an die Kriegsweihnacht 1942 und an die zweite ohne Vater, er ist in Russland Soldat.» Beschriftung der Fotorückseite durch Mutter von Herrn E. (Privatarchiv: Herr E.)

**Frau D. (1928): Kleider kann man ersetzen,
Möbel kann man ersetzen, aber das Leben nicht**

Wir hatten am 13. Mai 1940 den ersten Bombenangriff auf Köln. Das war mittags um zwölf Uhr. Das war ein strahlend schöner Tag. Wir standen alle auf der Strasse und guckten, wie die Flugzeuge rüber flogen. Da war kein Mensch im Luftschutzbunker*. Die standen alle auf der Strasse: «Da fliegen sie!» [...]

Aber bei einem Nachtangriff mal, da haben wir an der Haustür gestanden. Da haben wir gesehen, wie ein Flugzeug abgestürzt ist. Man freut sich da als Kind. Und dann hat mich meine Mutter angeguckt und hat gesagt: «Jetzt freust du dich. Das könnte vielleicht dein Bruder sein.» Von dem Tag an, wenn ein Flugzeug abgestürzt ist oder man irgendwas hörte, also ich konnte mich nicht mehr freuen, da konnte ich jedes Mal diese Worte hören. Und wenn dann schon jemand mal sagte: «Hast du das gesehen?» – «Ja, das hätte genauso gut einer von uns sein können.» [...]

Ich weiss, dass 1942 mein [ältester] Bruder aus unserem Ort der Erste war, der gefallen ist. Dann ging es allerdings los. Dann wurde die *Bismarck* versenkt, da war ein Sohn aus der Nachbarschaft [dabei]. Und nachher war es tatsächlich so, dass man dann hörte: «Der ist gefallen.» – «Ach, der auch.» Man nahm keine Notiz mehr davon. Das war so. Wenn Sie heute hören, der ist gestorben, dann läuft es Ihnen kalt über den Rücken: «So ein junger Mensch!» – «Der auch», das war (*damals*) alles, die ganze Reaktion. Man stumpfte derartig ab, man hatte überhaupt kein Gefühl mehr. [...]

Ich hatte sechs Brüder und drei Schwestern. Von den sechs Brüdern sind drei nicht wiedergekommen; und eine Schwester. [...] Als der Krieg ausbrach, da sagte meine Mutter noch (*über die jüngeren Brüder*): «Ach Gott, die Kinder sind ja keine dreizehn und vierzehn, die werden kein Soldat mehr werden.» [Der eine von den beiden] ist am 20. Juli 1944* bei der Kriegsmarine gefallen. Und vier Wochen später auf den Tag ist der Nächste, der ein Jahr jünger war, in Russland gefallen. Das war wirklich furchtbar. [...] Halbe Kinder, die waren neunzehn, zwanzig Jahre alt. [...]

Ich erinnere mich noch, als mein dritter Bruder dann fiel, da wurde mein Vater zum Ortsgruppenleiter* bestellt. Zu der Zeit durften die Todesnachrichten nicht mehr von der Post ausgeteilt werden, weil das viel zu viele geworden waren. Mein Vater war zur Arbeit gefahren und wurde dann zum Ortsgruppenleiter* bestellt und kam eine halbe Stunde später von dort zurück. Er kam von hinten ins Haus. Wir gingen meistens hintenrum, und ich werde nie vergessen, wie er kam: Die Tränen liefen ihm übers Gesicht. Dann kam er rein, nahm seinen Hut ab, und da war er schlohweiss geworden. Innerhalb einer halben Stunde, zwischen seinem Weggang zum Ortsgruppenleiter* und der Rückkehr zu uns, war er schlohweiss geworden. Das muss man erst mal verarbeiten. [...]

Mein jüngster Bruder wurde an seinem achtzehnten Geburtstag, am 4. März 1945, Soldat. [...] Da wurde nicht gefragt. Und zu Hause bleiben, ich meine, es war ja abzusehen, das geht zu Ende. Hätte nicht zu Hause bleiben können. Wo wollten Sie denn hin? Wir hätten ihn nicht verstecken können. Den hätten sie gefunden. Und so hatte man die Chance, vielleicht kommt er doch noch wieder. Dann ist er ja, Gott sei Dank, wiedergekommen. [...]

Und meine Schwester, die ist '19 geboren. Die war Verkäuferin. [Die wurde dann im Krieg] verpflichtet, in der Fabrik zu arbeiten. Und 1943, nach einem Bombenangriff, haben die die Produktion in ein Zweigwerk ins Sudetenland verlegt. Und so ist sie zu dieser Fabrik ins Sudetenland verpflichtet worden. Und von da ist sie nicht wiedergekommen. Was mit ihr passiert ist, wissen wir nicht. Wir wissen nur noch, dass sie, als die Russen kamen, auf die Flucht gegangen ist und dass sie unterwegs angeschossen worden ist. [...] Das hat man uns dann später erzählt, als wir uns [nach einer anderen Frau] erkundigt haben. Die [Frau] ist zurückgekommen und ist dann gleich nach Bonn in ein geschlossenes Haus gekommen, in so eine Anstalt, weil sie unter Verfolgungswahn litt. Die war genauso alt wie meine Schwester, zwanzig Jahre. [...] Und als mein Vater 1962 starb und das Haus nun da war, da hat meine Mutter sich schweren Herzens entschlossen, meine Schwester für tot zu erklären, weil es sonst nachher erblich Schwierigkeiten gegeben hätte. [...]

Also einer, der das nicht erlebt hat, der kann sich das gar nicht vorstellen. Denn wenn Sie sitzen und sehen, der und der, und der und der ... Sie registrieren es dann nachher nicht mehr, weil es so viele sind. Und darüber gesprochen in der Familie wurde früher sowieso nicht. Auch nicht über den Tod in unserer Familie. Ich habe immer gedacht, ich hätte das vergessen. Ich habe das nicht verarbeitet, ich habe das verdrängt. Und ich habe mit meinem Mann auch nicht darüber gesprochen. Er hat mich auch nicht gefragt, weil er gewusst hat, wie schrecklich das für mich war. Es hat mich keiner gefragt, und infolgedessen habe ich auch nichts gesagt. Ich wollte das einfach nicht mehr wissen. Es gibt bestimmt mehr Familien, die so viel Leid hatten, aber ich weiss es nicht. Mein Bruder, der in Berlin war, der ist zweimal ausgebombt. Das kam dann auch noch. Und dann haben wir immer gesagt: «Gott sei Dank, der lebt noch. Kleider kann man ersetzen, Möbel kann man ersetzen, aber das Leben nicht.»

Frau K. (1925): Und die ganze Trauer um Familienangehörige trat zurück wegen des Überlebens.

1945, kurz vor Kriegsende, wurde meine Mutter sehr schwer durch russische Tiefflieger verletzt. Und das war für mich damals doch sehr dramatisch, obwohl, wenn ich heute zurückdenke, habe ich immer das Gefühl, ich stand noch neben mir, als ob das Erlebnis nicht bis ins Innere konnte. Ich glaube, das kommt immer erst später. So war es bei mir auch.

Das war eine Nacht wie so oft. Wir waren im Luftschutzkeller*, wie so üblich, mit einem Köfferchen mit Papieren und einmal Wäsche zum Wechseln. Da hiess es, wir könnten jetzt rausgehen Wasser holen. Wasser gab es nicht mehr in den Häusern. Und mein Vater und ich, wir sind denn jeder mit einem Eimer Wasser bewaffnet zur Pumpe, so sagten wir in Berlin, rübergegangen. Da stand schon eine Schlange, und meine Mutter sollte im Keller bleiben. Sie hatte immer wahnsinnige Angst. Und plötzlich mussten wir uns alle unterstellen, rannten, wir hörten die Flieger kommen, die russischen Tiefflieger. Wir wurden auch beschossen, aber uns traf es Gottlob nicht. Und mein Vater, der den Ersten Weltkrieg mitgemacht hatte, sagte dann im-

mer, was ich machen musste: «Los, wirf dich hin, und mach dies und jenes.» Also, es ging gut. Die Flieger flogen weiter.

Wir hatten unser Wasser und wollten in unser Haus gehen. Und in Berlin lebten wir inzwischen – wir waren 1943 ausgebombt worden – in der Wohnung meiner Schwester in der Danziger Strasse, das war so nördliches Berlin. [...] Und wir mussten die Haustür etwas aufdrücken, weil sie durch die Erschütterungen zugeklemmt war. Und als die Haustür nach innen flog, fiel uns meine schwer verwundete Mutter entgegen. Sie hatte Sorge um uns gehabt, aber auch Angst, aber die Sorge überwog, und sie wollte wissen, wo wir sind, und in dem Moment trafen sie Splitter von Bomben oder Granaten, oder was weiss ich, was da alles durch die Gegend flog.

Wir schafften sie zurück in den Luftschutzkeller*. Wir holten uns eine Bahre, luden meine Mutter darauf, gingen – wieder unter Beschuss, es war eine schreckliche Nacht – zu der nächsten Ambulanzstelle, die um die Ecke war. Dort hiess es: «Ab ins Krankenhaus!» Das Krankenhaus war nicht weit, wir mussten nur über die Prenzlauer Allee. Es war ja fast Kriegsende: Hier standen die Russen, da standen die anderen, wir wussten nicht mehr, wer wo stand. Die schossen dann von allen Seiten über die Prenzlauer Allee. Und da mussten wir rüber. Also, wir krochen mehr mit der Bahre, als dass wir liefen. Brachten sie ins Krankenhaus, aber, um es kurz zu machen, meine Mutter war nicht mehr zu retten. Beide Waden waren zerfleischt, und es war einfach nichts mehr. Sie starb dann im Mai. Einen guten Monat quälte sie sich noch. Es gab ja auch keine Medikamente und nichts. Ja, der Zusammenbruch, das war natürlich das schrecklichste Erlebnis, was ich während des Krieges hatte. Ich war zwanzig Jahre. Da braucht man wahrhaftig noch seine Mutter. Man braucht sie eigentlich immer. [...]

Die Beerdigung, ja, das war gar keine Beerdigung in dem Sinne. Mein Vater und sein Schwager hatten den Sarg aus alten Holzbrettern gezimmert und so was. Ich hatte mir eine Bluse genäht aus weissem Stoff, also Georgette war das. Ich war immer sehr geschickt, ich hatte die mit Tee gefärbt, dunkelbraun gefärbt. Irgendwo hatte ich noch was ergattert. Und als ich aus der Strassenbahn stieg nach der Beerdigung, bin ich sofort rüberge-

rast zum Fleischer. Da standen Leute. Ich wusste nicht, ob es da was gab, aber ich habe mich sofort dazugestellt. Also diese Situationen, die man jetzt auch im Fernsehen sieht (*vom Krieg im ehemaligen Jugoslawien*), das haben wir alles erlebt. Vielleicht reagiert man darum auch anders. Ich weiss es nicht. Man versteht es wohl, man weiss, das ist schlimm, aber man denkt immer: «Irgendwie schafft ihr es auch. Ihr müsst es ja schaffen, es bleibt einem weiter nichts übrig.» [...]

Ich lebte dann mit meinem Vater zusammen, der inzwischen Rentner war. Wir hatten später Russen bei uns, die waren aber sehr freundlich. Mein Vater versteckte mich, ist klar. Mein Vater kannte aus dem Ersten Weltkrieg so ein paar russische Brocken, die wandte er dann an und freundete sich mit denen notgedrungen an. Man musste ja um gut Wetter bitten, um zu überleben. [...] Und die ganze Trauer um Familienangehörige, die man verlor, trat zurück wegen des Überlebens. Man hatte ja nur die Sorge, was isst du morgen, was ziehst du an usw. [...]

Nein, viele Tote [habe ich während des Krieges nicht gesehen], aber Verwundete. Wir sind zum Beispiel einmal vom Kirchenkreis aus um die Weihnachtszeit herum in ein Lazarett (*mit verwundeten Soldaten*) gegangen und haben Geschenke verteilt. Das war schlimm. Das habe ich auch nie wieder gemacht. Das konnte ich nicht sehen. [...] Und als unser Haus ausbrannte, war ich nicht da. Und bei den Bombenangriffen, die Verletzten wurden immer gleich weg. Das habe ich nie so gesehen. Die wurden in den jeweiligen Häusern immer, so wie wir meine Mutter auch nahmen, auf die Bahre und gleich weg. Man ging ja denn sofort zur Ersten-Hilfe-Station und wurde dort weitergewiesen. Das habe ich nicht erlebt. Das habe ich nicht gesehen.

Frau D. (1928): *Ich habe viele Tote gesehen, aber nachher sieht man es nicht mehr.*

Wir haben zuerst jeden (*Bomben-*)Angriff in den Kalender eingetragen. Aber nach zwei Jahren war das blöd. Also anfangs war das denn schon mal, dass es so zwei-, dreimal die Woche war. Aber von '40 ab war es eigentlich jede Nacht, oft zweimal. [...]



Räumaktion durch Jungvolk-Gruppe nach einem Bombenangriff in Köln, 1943 (Privatarchiv: Herr H.)



Das durch eine englische Luftmine im Mai 1944 zerstörte Gut Erbach in Wülfrath (Fotoarchiv: Niederbergisches Museum)

Nach jedem Bombenangriff, manchmal schon mitten in der Nacht, wenn es bei uns im Ort war, dann war ich schon mitten in der Nacht nach dem Angriff sofort weg. [...] Erste Hilfe: Augentropfen, so erste Verbände machen und so was. [...] Und wenn dann jemand mit gebrochenem Bein rausgetragen wurde, erstes Schienen, damit der abtransportiert werden konnte. So was, das haben wir schon gemacht. [...] Ich hatte eine Ausbildung gemacht in der Gesundheitspflege, Krankenpflege. Und ich musste mich nach jedem Bombenangriff sofort melden. [...] Dann kam ich auch oft erst morgens wieder. Das war für meine Eltern auch schrecklich. [...]

[Ich habe auch] viele Tote [gesehen], wenn die so aus den Häusern [rausgetragen wurden]. [...] Aber nachher sieht man es nicht mehr. Sie stumpfen ab. Sie gucken stur geradeaus und machen Ihre Arbeit. Und alles andere sehen Sie nicht mehr. Ist genau wie im Krankenhaus als Krankenschwester: Erst sind Sie geschockt, nachher sehen Sie es nicht mehr. Das ist für Sie Routine, das wird zur Routine. Das ist im Grunde genommen traurig, aber anders können Sie sich nicht schützen. [...]

[Und einmal] ist Folgendes passiert: Wir waren zu zweit und mussten zu Fuss nach Hause laufen. Da kommt so ein Lkw, und wir halten den an, ob der uns mitnehmen könnte. «Ja», sagte der Fahrer, «wenn ihr da hinten draufsteigen wollt, könnt ihr machen.» Wir steigen aufs Trittbrett und gucken. Da lag der ganze Wagen voll Leichen. Das waren Bombenopfer: Männer, Frauen, Kinder. Wir haben dann gesagt: «Wir gehen lieber zu Fuss.» Das Führerhaus war voll, da sassen drei Leute drin, dann sind wir lieber zu Fuss gegangen.

Frau C.(1931): Ich hab' nicht so genau hingeguckt aus Angst, ich könnte doch einen Menschen dadrin erkennen.

Alpträume hab' ich als Kind gehabt. [...] Ich kann mich nicht erinnern, [später noch Alpträume gehabt zu haben], selbst dann nicht, als ich verkohlte Leichen gesehen habe, nach einem Angriff in Wuppertal, die so klein gewesen waren. Die mal erwachsene Menschen gewesen sein mussten, dem Gepäck nach, was daneben lag. Aber die waren nicht als Menschen zu erkennen. [...]

Da in Wuppertal, da haben wir unsere Verwandten besucht und wollten die zu uns holen. Die waren aber in ihrem Gartenhäuschen, als die Bombennacht war. Die haben überlebt. Ihre Wohnung war kaputt, aber sie waren im Gartenhäuschen ausserhalb von Wuppertal. Und da haben wir das gesehen. [...] Nein, meine Mutter hatte nichts dagegen, dass ich mitging. Ich nehme an, sie wollte das auch, dass ich das sehe, was es da zu sehen gab, notfalls. Aber ich weiss nicht, ich kann nicht sagen, dass ich einen Schaden davon gehabt hätte. Es war so unvorstellbar. [...]

Wir haben auch erlebt, wie die später den Schutt wegräumten, unmittelbar in den Wochen nach der Bombardierung. Denn oft fanden die ja noch Leichen. Dann roch es nach Verwesung. Das war ein normaler Geruch praktisch in der Stadt. Es roch nach Brand, und es roch nach Verwesung. Da waren ja nur Wege zwischen den Trümmern. Sie wussten ja schon gar nicht mehr, wo die einzelnen Strassen waren. Und nach Jahren noch, wenn die die Häuser aufgeräumt haben, hat es immer noch mal wieder nach Verwesung gerochen. Es wusste ja keiner, wer ist noch drin, wer ist rausgekommen. Die haben nachgesucht, so weit sie konnten, aber die haben nicht aufgegraben. Die haben zugeschüttete Keller ausgegraben, so schnell wie möglich, aber es war irgendwann ausserhalb der Mauern nach Jahren noch. Ich weiss, dass ich mal an einer Haltestelle stand und wartete. «Verdammt schon wieder einer», [sagte dort ein Bauarbeiter] – und der unverwechselbare Geruch von Verwesung [war wieder da]. Mit einem Bagger waren sie dabei, ein Gebäude abzureissen. [...]

Den Geruch kannte man. Aber so einen Menschen habe ich nie gesehen. Das einzige, was ich gesehen habe, waren diese verkohlten Leichen, vielleicht so 70 cm gross, ganz verbrannt und verschrumpelt. Einmal, da hatten sie so ein Wesen mit Packpapier zugedeckt, und meine Mutter wusste das nicht, und sie packt das aus dem Packpapier raus und sagt: «Guck nicht!» Da hab' ich auch nicht geguckt. Sie-sagte, sie hätte die weissen Rippen gesehen. Daran hat sie erkennen können, wenn sie es nicht gewusst hätte, dass das ein Mensch war. [...] Und es roch wie ein verbrannter Braten. Danach roch es in der ganzen Stadt; und ganz fürchterlich nach verbranntem Holz. Nicht nach all dem anderen, was verbrannt war. [Nur] Holz und dieser verbrannte

Fleischgeruch. Jeder kennt den Geruch. Der lag ganz und gar über der Stadt. Aber komischerweise hatten Sie da gar nicht so 'ne (*Albträume*). Ich weiss es nicht, ich war wahrscheinlich zu jung, oder es war zu viel, was da auf einen einstürzte. Ich hab' auch um meine Eltern fürchterliche Angst gehabt. Als wir in Pommern waren (*mit der Kinderlandverschickung*""", aber bei den eigenen Grosseltern) und unser Paket ankam. Unsere Eltern hatten ein Paket losgeschickt, und das Paket war angebrannt. Da habe ich Angst um meine Eltern gehabt, weil mir da gewiss wurde, das Paket ist jetzt irgendwo auf der Poststelle oder im Zug angesengt worden. Das kann deinen Eltern passieren. [...]

Ich weiss, ich hab' geheult, wenn ich die Christbäume* fallen sah, weil ich irgendwann mal in irgendeinem Film oder der Wochenschau gesehen habe, wie von Phosphor getroffene Menschen brennen. Aber ich hab' sie ja nie wirklich gesehen. Ich hab' gesehen, als wir durch den Hagener Hauptbahnhof fuhren, da waren mehrere Leute, die nach Leuten suchten. Der Angriff musste wohl ein paar Stunden vorher gewesen sein. Jedenfalls, wir haben eine Stunde gewartet und fuhren dann im Schrittempo durch diesen brennenden Bahnhof. Und ich weiss, als wir aus dem brennenden Bahnhof rausfuhren, da war so eine ganze Häuserzeile, und da waren sie mit ganz vielen Menschen und suchten in den Trümmern, und dann flackerte das plötzlich wieder auf. «Phosphor», sagte einer im Zug. Wenn da Luft dran kam, dann brannte das ja immer wieder. [...]

Ich hab' ein Stück Menschenfleisch gesehen und hab' es nicht als Menschenfleisch erkannt. Da war ein Bauernhof getroffen, und wir sind dann gucken gegangen, und dann hiess das immer: «Der und der wird noch gesucht.» Und der lag da überm Zaun. Da sagt noch einer: «Oh, da hat es die olle Sau auch getroffen!» Die olle Sau war der recht stark behaarte Bauer. Dann haben sie das Stück Fleisch genommen, und dann waren sie plötzlich alle am Flüstern. Das ist kein Schwein gewesen, das war ein Teil des Brustkorbes von diesem Bauern. Dann hatte man wohl ein Gruseln, eine Gänsehaut, als einem das bewusst wurde. [...] Das hab' ich selbst gesehen, und vieles andere weiss man nur vom Hörensagen. Und ich hab' diesen verbrannten Menschen gesehen. Ich hab' nicht so genau hingeguckt. Ich war nicht neu drauf, zu er-

fahren, ob es wirklich ein Mensch war, und ich habe dann auch die anderen, die auf der Strasse und so, nie mehr so genau angeguckt aus Angst, ich könnte doch einen Menschen dadrin erkennen. Da hatte ich instinktiv wohl Angst vor.

Herr R. (1920): *In dem Augenblick, wo ich das erfahren habe, war es ein Schock, den man einfach so hingenommen hat*

Natürlich war da (*auf dem Lande in Schlesien*) auch eine gedrückte Stimmung des Krieges wegen, aber die eigentlichen Schwierigkeiten waren die Luftangriffe auf die Grosstädte wie Berlin, wo meine Schwester war. Es war [allerdings] auch in Schlesien unruhig, das hat meine Mutter zu spüren bekommen, die ermordet wurde während des Krieges.

Das ist nun mittlerweile so weit weg, da kann ich jetzt drüber reden. Ich war gerade in Urlaub zu Hause bei meiner Mutter. Mein Vater war auch unterwegs als Soldat. Der war auch an der Front. Er war schon im Ersten Weltkrieg Soldat, war Reserveoffizier und zunächst mal in der Heimat eingesetzt, in Ausbildungskompanien. Gegen Ende des Krieges dann auch ausserhalb [des Reiches], auf der Krim zum Beispiel. Wir haben uns während des Krieges zwei oder drei Mal gesehen. Also, ich war in Urlaub bei meiner Mutter und wurde dann zurückgerufen zu meiner Einheit. Und tags darauf fand ein Einbruch in die Schule statt. Wir wohnten in der Schule, Wohnhaus und Schulhaus zusammen unter einem Dach. Es klopfte, meine Mutter machte auf und wurde von einem Nachbarn angefallen und durch Messerstiche am Hals so stark verletzt, dass sie sich gerade noch [ins Haus] retten konnte. [Meine Mutter starb aber Wochen später im Krankenhaus in Breslau an den Verletzungen.] Der Täter flüchtete, wurde aber bald gefasst. Der suchte, weil ich (*als Soldat*) zu Hause war, nach Waffen. Das war ein nicht gerade charakterlich gefestigter Mensch, das war im Dorf bekannt, der ging auch bei meinem Vater in die Schule. [...] Er ist dann bestraft worden. Er wurde damals hingerichtet. [...]

Das war eigentlich ein einmaliges Ereignis in einer so friedlichen Gegend, im Grunde genommen. Ein Dorf von etwa 800 Einwohnern, wo einer den anderen kannte, wo einer genau wuss-

te, was sich bei dem anderen abspielte. Das war '41. [...] Ich bekam eine Mitteilung, wurde zu meinem Offizier gerufen, und er teilte mir das mit. Er versuchte, das relativ friedlich zu machen, um mich nicht zu sehr zu belasten. Aber in dem Augenblick, als ich das erfahren habe, war es ein Schock, den man einfach so hingenommen hat. Man hat da so viel von Toten gehört. [...] Fast alle meine Schulkameraden sind gefallen. Nur als dann so der erste Eindruck überwunden war, da wurde mir bewusst, was gewesen ist und was passiert war. [...] Ich war einundzwanzig. [...]

Ich wurde dann sogar zur Beerdigung beurlaubt. Und da traf ich dann meine Schwester auch wieder, (*die damals in Berlin lebte*). Das war an und für sich eine Beerdigung wie in Friedenszeiten, da kamen dann alle Verwandten und Angehörigen zu uns nach Hause. [...] Mein Vater war auch da. Das endete aber besonders tragisch: Als mein Vater von dieser Beerdigung zurückflog zur Krim, dort war seine Einheit, musste er über Belgrad, und die JU 52*, ein Transportflugzeug damals, stürzte über Belgrad ab, und sämtliche Insassen waren tot – auch mein Vater. Das war offensichtlich schon damals ein Angriff von den Partisanen auf den Flughafen und auf die Maschine, so dass ich kurze Zeit nachher die Nachricht vom Tode meines Vaters erhalten habe. Also, man hat das eigentlich richtig bewusst erst kurze Zeit nachher erlebt. In dem Augenblick des Ereignisses nicht. Da waren so viel Ereignisse, und so viel stürmte auf einen ein, dass man das gar nicht so zur Kenntnis nahm. Man hatte auch nicht mehr diesen engen Kontakt mit den Eltern, weil man sich nur wenige Male, und dann auch nur wenige Zeit, gesehen hatte, also nur kurze Stunden immer.

Herr N. (1920): *Im Grunde genommen haben wir alle einen Knacks mitgekriegt.*

[Dass wir im Kriegseinsatz waren,] das wussten meine Eltern praktisch vom ersten Tag an; denn sie wussten, wo ich war. [...] Wir konnten ja schreiben, [...] die Feldpost funktionierte gut. [...] Wir durften nur nicht schreiben, dass wir in einer Bereitstellung sind. Darüber mussten wir schweigen. Wie weit das nun eingehalten worden ist, weiss ich nicht. [...]

Angst haben sie (*die Eltern*) sicher gehabt, zumindest meine Mutter. Ist klar, sie hat drei Kinder verloren. Angst hatte sie sicher. Wir haben darüber nicht gesprochen. [...] Ich war viermal im Lazarett, da gab es hinterher immer ein paar Tage Fronturlaub. [...] Wir haben auch wenig gewusst von dem, was zu Hause los ist. Meine Eltern zumindest haben es vermieden, über solche Dinge zu schreiben, einfach aus dem Grund: Der hat den Kopf sowieso voll genug, machen wir ihn nicht noch schwerer. [...]

Wir haben auch über die Versorgungslage wenig gesprochen. Also während des Krieges war es nicht besonders gut, zumindest nicht gegen Ende. Als ich das letzte Mal zu Hause war, da war es schon sehr schwierig. Also im Grunde genommen war man, wenn man auf Urlaub kam, eher eine Last. Das hat man selber sehr gut gemerkt, auch wenn versucht wurde, es zu vertuschen. [...] Wir haben vermieden, wenn ich auf Urlaub war, wenn ich zu Hause war, vom Krieg zu reden oder von dem, was man gesehen oder mitgemacht hat; denn im Grunde genommen haben wir alle einen Knacks mitgekriegt. Man kann es vielleicht so sagen, dass man Gedanken an die Zukunft, was sein könnte, verdrängt hat und zufrieden war mit dem, was ist, mit dem was war. Anders kann ich das nicht sagen. [...]

Mein Verhältnis zur Religion, zu Gott, das hat sich durch das, was man gesehen hatte, mitgemacht hatte, bestimmt nicht gebessert. [...] Da war ein zweiter Funke, der den Batteriekasten schleppte, wir waren mit einer Nabelschnur miteinander verbunden, den haben sie neben mir weggeschossen. Ich glaube, ein Magenschuss war es wohl. Und da durfte ich den eben, wie die Sache vorbei war, zum Hauptverbandsplatz transportieren. Dort wurde er untersucht, und dann hiess es, der kommt gleich dort in das Zelt. Da wusste ich, was das für ein Zelt war. Das war für die, die nicht mehr lange zu leben hatten.

Da kam ich dann rein, und da lag noch einer. Und da sass einer bei ihm am Bett. Und während mein Freund nichts mehr gesagt hat, gar nichts mehr, hat der andere ständig nach seiner Mutter gerufen. Und da habe ich hingeguckt und gesehen, dass das ein Divisionspfarrer war, der seine Hand hielt. Und so ging das ein paar Stunden. Mein Freund war eingeschlafen. Und bei dem anderen war es nicht viel anders, es wurde immer leiser.

Und dann war es weg. Da habe ich gesehen, dass der Pfarrer geheult hat; wie auch ich. Schäume ich mich nicht. Und der andere sah aus wie ein Sechzehnjähriger. Er wird nicht sechzehn gewesen sein, er muss achtzehn gewesen sein, und da sagt man sich, lieber Gott, muss das sein, so ein Kind. Man war ja selbst nicht mehr als ein Kind im Grunde genommen. [...]

Gerade, als man anfang zu leben, als man merkte, dass es zweierlei Menschen (*Frauen und Männer*) auf der Welt gibt, da war damit plötzlich Schluss. Ein Abschnitt des Lebens ist damals abgehackt worden. Weg. Der auch nicht nachzuholen war. Ich habe mich dann mit dem Pfarrer noch eine Weile unterhalten hinterher. Und der sagte mir: «Weisste, wenn ich jetzt noch an Gott glauben soll, dass er gütig und gerecht ist, dann muss ich lügen, wenn ich das sagen soll.» Und so ging es mir auch; nicht viel besser. Sicher, man glaubt, aber der Glaube, den man hatte, als man ein Kind war, den hat man nicht mehr, den kann man nicht mehr haben. Das ist nicht drin. [...]

Man hat so manches gesehen, was einem doch weh getan hat.

Wenn man da vorne lag an der Front, und dann raste da ein Pferd herum und trampelte mit seinen Füßen, seinen Hufen, auf seinen eigenen Gedärmen herum und schrie und weinte wie ein Kind. Und man hat Kameraden verloren. Man hat ausgerechnet an den Fingern, der ist im April gekommen, im Juni ist er gegangen; der ist im Mai gekommen, und er ist im Juli gegangen. Du bist im Januar gekommen, wärst eigentlich schon längst an der Reihe, wegzugehen. Es gibt so etliche Dinge, die man nicht vergisst, die man nicht vergessen kann. Meine Frau konnte ein Lied davon singen in der ersten Zeit, als wir verheiratet waren (*in den 50-er Jahren*). Da hat sie mich mal angestossen nachts und gesagt: «Du bist ja schon wieder am Schreien!» [...]

Auch nach dem Krieg habe ich über diese Dinge nicht gesprochen. Ich habe es nicht getan; mit meiner Mutter nicht. Meine Mutter war schwer herzkrank, und ich wollte sie nicht in irgendeiner Weise belasten. Sie hat genug Sorgen gehabt, und sie hat genug Kummer um mich gehabt, und ich konnte es einfach nicht. Mit Kameraden hat man schon gesprochen, [...] auch heute noch über so manches, wenn wir ein Klassentreffen haben. Auch über die Kriegserlebnisse. Obzwar ich sagen muss, dass

die Dinge, die einen wirklich berührt haben und angerührt haben, dass man darüber nicht spricht. Ich weiss nicht, warum, aber man spricht nicht darüber. Man schluckt es lieber runter. Vielleicht aus dem Gefühl heraus, dass man einen anderen nicht noch belasten möchte. Ich kann auch mit meinem Sohn nicht darüber reden. Sehr wenig. Das ist einfach nicht möglich.

Frau C. (1931): Seit damals konnte ich nie mehr das Lied vom guten Kameraden hören, ohne dass es mir ganz fürchterlich zumute wird.

Mein Onkel, der war gar nicht so viel älter als ich, der ist gefallen. Das war ganz schlimm. Ich konnte mir das nicht vorstellen, dass ein Schuss, so ein kleines Loch, hab' einmal so einen Einschuss im Körper gesehen, dass da ein Mensch tot sein konnte davon. Das war der Bruder meines Vaters. Mein Vater hat tagelang rote Augen gehabt. Und sprach kaum. Wenn wir geweint haben, dann, weil wir ihn so gerne gehabt haben. Der Onkel Otto war ja unser grosser Bruder. [...] Es sind ja einige aus dem Bekanntenkreis nicht wiedergekommen, [aber] das war nun unser einziger naher Verwandter, der gefallen ist. Ausgerechnet Onkel Otto, Vaters jüngster Bruder. Mit siebzehn hatte der sich freiwillig gemeldet. [...] Er war ja in Pommern zu Hause, aber der war jedes Jahr ein paar Wochen bei uns. Der hat mal ein Vierteljahr bei uns gewohnt. Da hat er als junger Mensch mal gearbeitet hier. Und ich glaube, danach ist er eingezogen worden. Er war ja von Anfang des Krieges dabei. Und ist im dritten Kriegsjahr gefallen. [Die beiden Male, die er noch zu Besuch war], hat er nichts erzählt. Er hat immer gesagt: «Das ist nichts für euch.» Und er war sehr erwachsen geworden. Er war uns so fremd geworden. Und das hat eben so weh getan. Das habe ich damals schon empfunden.

Und dann noch diesen jungen Mann da verlieren, in den letzten Kriegstagen. [...] Der Krieg ging zu Ende, und alle Leute hatten plötzlich irgendwelche Soldaten im Quartier. [...] Da war auch noch ein junger Soldat bei uns, in den ich mich auch richtig verliebt hatte. Ich weiss, dass es ganz schmerzlich für mich war, dass der noch gefallen ist. Seine Eltern waren auch noch bei uns

und haben seine Sachen abgeholt. Der wohnte gar nicht so weit weg. Meine Mutter war später mal bei denen zu Besuch. [...]

Er war so lustig. Das Lachen habe ich heute noch in den Ohren. Wenn es sich irgendwie ergibt und ich davon erzähle, sagt mein Mann immer: «Man könnte eifersüchtig auf diesen jungen Menschen sein.» Ich sag': «Mein Gott, er ist so früh gestorben, da kann man gar nicht mehr eifersüchtig sein.» [...] Das Lachen nicht mehr hören ... Und wenn er kam, dann nahm er mich so um die Schulter: «Meine kleine Freundin!» Mein Gott noch mal, mit dreizehn. Habe das lange nicht vergessen. [...]

Ich habe viele Male noch geweint. Da war ich im Kloster Ettal [zum Beispiel], da ist ein Friedhof. Da waren Soldatengräber, und da war ein Grab, da war kein Name dabei. Und ich hab' gedacht, mein Gott, wie fürchterlich. Der liegt hier, keiner weiss, wo er ist. Da war ja kein Name dabei. Unbekannt. Nur wann er gestorben war, wann er gefallen war. Früher haben wir hier schon an einem Waldrand ein Soldatengrab gefunden. Das war aber ein oder zwei Jahre nach dem Krieg. Aber später haben sie die alle, diese Unbekannten, irgendwo in nahe liegende Soldatenfriedhöfe gebracht. Sie sind alle umgebettet worden. Also, es gibt keine Gräber mehr in der weiten Umgebung hier (*von Wülfrath*). Das weiss ich sicher. Ich weiss nicht, ob das in anderen Gegenden auch so gehandhabt worden ist. Die wurden alle auf nahe liegende Friedhöfe oder Soldatenfriedhöfe umgelegt. Das waren die Toten, die an Ort und Stelle, wie das üblich war, begraben wurden. [...]

Wir hatten dann auch irgendwann mal die Idee, wir wollten versuchen, meinen Onkel zu finden. Aber wir haben das aufgegeben. [...] «Ich hatte einen Kameraden», wenn ich das Lied höre, bin ich wieder dreizehn Jahre alt. Immer. Kann ich nicht mehr hören, ohne dass ich daran denke, wie schlimm das war. Und denn gibt es auch noch ein Lied, das hatte ich die Tage auch ..., das kam alles mit dieser Normandies-Geschichte auf: «Warum schießt mich eine Kugel tot? Und ich kann nicht heim». Wie war das ...: «Weine nicht die Äuglein rot, nimm dir halt einen anderen. Nimm dir 'nen Jungen schlank und fein, Annemarie, es muss ja nicht einer von meiner Kompanie sein.» Das «Es muss ja nicht gerade einer sein, den ich kenne». Dann hab' ich gedacht,

was müssen diese Jungens empfunden haben. Das tut mir heute noch weh, wenn die da im fremden Land ... Ich finde das immer noch schrecklich. [...]

Wenn ich mir vorstelle, die liegen da unter Beschuss oder so was, das ist da schlimmer gewesen, glaube ich, als wenn wir hier zu Hause mit unseren Angehörigen zusammen unter Beschuss waren. Muss so gewesen sein. Und, mein Gott noch mal, wenn ich mir vorstelle, die hatten Angst und durften keine zeigen oder wollten keine zeigen, das ist, das ist ... Jeder Krieg ist fürchterlich. Jeder Krieg ist fürchterlich. [...] Aber das (*Bewusstsein*) kam, glaube ich, erst später. Das kam nicht direkt danach.

Mein Schmerz war mir erst näher mit dem Onkel und dann mit diesem Reinhold (*dem jungen Soldaten*). Und erst später ging mir auf, mein Gott noch mal, [wie muss das sein] für die Verlobten, Frauen oder die Mütter der Söhne. [...] Seit damals konnte ich nie mehr das Lied vom guten Kameraden hören, ohne dass es mir ganz fürchterlich zumute wird. Immer. «Eine Kugel kam geflogen, gilt sie mir? ... Hat ihn weggerissen, er liegt zu meinen Füßen ...». Das ist so was, auch für den, der stehen bleibt, immer wieder. Wie gesagt, ich kann es nicht mehr hören. Wenn es irgendwo [kommt], dann verdrücke ich mich. Ich kann ja dann nicht jedem erklären, wie mir da zumute war. Und warum. Es war eine Kinderliebe, klar. Aber natürlich war das für mich eine wichtige Erfahrung. Das ist mir aber viele Jahre später erst bewusst geworden. Sie ist aber noch sehr gegenwärtig. Ich meine, ich denke manchmal monatelang nicht dadran. Ist nicht so, als wenn das jetzt mein Leben überschattet. Hat's auch nie, kann ich mit Bestimmtheit sagen. Jetzt, diese ganzen Feiern (*Jahrestage der alliierten Landung in der Normandie* und des Kriegsendes, 1995*) immer, das dauernde Gerede davon, da seh' ich mich wieder an der Böschung liegen mit meinen Zöpfchen und spür' immer noch die, die ... Es war ein wunderschöner Tag, und die Sonne schien, und alles ringsum ging weiter, aber, mein Gott, ich war so was von todunglücklich, das war so schlimm. Ich hab' richtig körperlichen Schmerz gespürt. Ich hab' gedacht, mein Gott, ich hätte das nie ahnen können, dass sowas so weh tut. Das war jetzt das Kriegsende, das war damit gemeint.

1.3 Angst

*Frau J. (1933): Wir durften auch alle nicht in den Luftschutzkeller**

[Ich habe Krieg und Nachkriegszeit an der Ahr erlebt. Da war ich mit meiner Mutter, meiner Grossmutter und der zehn Jahre jüngeren Schwester. Mein Bruder, der zwischen uns war], der ist im Oktober '44 mit neun Jahren an Diphterie gestorben. [...] Das war schlimm. [...] Wir wohnten in Bad Neuenahr. Bad Neuenahr war damals Lazarettstadt. Alles, was da an Kurpensionen und Hotels war, war Lazarett, gekennzeichnet mit Rotem Kreuz und allem. [...] Es war alles nur für die Soldaten, nicht für Zivilisten. [...] Und da gab es keine Möglichkeit, dieses Kind zu behandeln! Meine Mutter hat dieses schwer kranke Kind dann mit einem Pferdefuhrwerk nach Remagen gebracht. [...] Da ist er dann gestorben. Wahrscheinlich hat er diese Spritze zu spät bekommen, dieses Penizillin, oder nicht genug. [...]

[Ich war damals] elf. Das war eine schreckliche Zeit; denn erst mal waren die Väter nicht da. Die kleine Schwester war alleine. Und was besonders schlimm war, ich bin nach der Beerdigung auch krank geworden. Ich habe irgendeine Infektion mit hohem Fieber gehabt, und da man nicht genau wusste, was das war, aber an eine infektiöse Krankheit dachte, musste ich isoliert werden. Ich habe also ein Zimmer in der Wohnung gekriegt, mit so was, Desinfektionsmittel, davor. Und wir durften auch alle nicht in den Luftschutzkeller*. Wir mussten also die Luftangriffe oben in der Wohnung aushalten. Das war entsetzlich! [...] Ich habe lange Zeit, wenn so viele Flugzeuge kamen, dieses Dröhnen, das hat mir Albträume verursacht. Und dann kamen die Tiefflieger, die haben ja alles beschossen. Ja, die haben auch auf Lazarette geschossen, die haben Züge beschossen, die haben Wohnhäuser beschossen. Das spielte Ende '44, Anfang '45 für die keine Rolle. Wir durften auch nicht zur Schule. Ich war ziemlich lange krank.

Herr E. (1940): Und von daher habe ich mein ganzes Leben einen Horror gegen Sirenen.

Ich kann mich an die Bombenangriffe auf Wülfrath erinnern, obwohl ich noch ganz klein war. [...] An die Sirenen sowieso. Es hat ein paar Bombenangriffe gegeben, einmal auf der Goethestrasse, dann auf der Düsseler Strasse. Wir wohnten unterm Dach. Meine Mutter hat mir das gezeigt, als diese grossen Luftangriffe auf Elberfeld waren, auf Wuppertal. Da ist die Mutter hoch zum Dachfenster gegangen. Meine Mutter stand auf dem Stuhl, hat irgendwie das Dachfenster aufgeschoben, und wir konnten dann sehen, wie viele, viele Flugzeuge über Wülfrath kamen und in Richtung Wuppertal flogen. Ganz viele waren das, die kamen: Immer mehr und immer mehr, und das nahm überhaupt keine Ende.

Und dieses Geräusch von diesen Tieffliegern oder von diesen Bombern, [ist] ein Geräusch, was einen nie wieder verlässt. [...] Das ist ein Geräusch, das vergisst man nie wieder, wenn man es in diesem Zusammenhang gehört hat. Und ich weiss noch, irgendwann kamen diese Stukas. Ich hab' noch die Stukas, die ganz schnell hochflogen und ganz schnell runterkamen, die habe ich auch an diesem Fenster gesehen: Wie die so ganz schnell runter kamen, aber hundert Meter über dem Haus einen Bogen machten. Diese Geräusche, die verlassen einen nie wieder. [...]

Was sich mir [sehr] eingepägt hat, ist unser ständiger, fast nächtlicher Gang in den Bunker. Ich wohnte auf der Goethestrasse, und ungefähr hundert Meter weiter war einer von den zwei Wülfrather Bunkern, der runde Bunker. Wir mussten durch einen Garten gehen, und zu der Zeit durfte ja kein Licht angemacht werden. Das spielte sich bei uns immer so ab: Wenn die Sirene ging, und von daher habe ich mein ganzes Leben einen Horror gegen Sirenen, es hat sich bei mir nie wieder gelegt, wenn Sirenen gingen, musste ich als ganz kleines Kind sofort aufstehen, anziehen, und mit drei musste ich mich bestimmt alleine anziehen. Ich bekam dann, es ging auch alles automatisch, einen riesigen Rucksack auf den Rücken. Der lag immer in irgendeiner Ecke. Ich war mit meiner Mutter alleine – ich bin das einzige Kind gewesen. Meine Mutter nahm die Habselig-

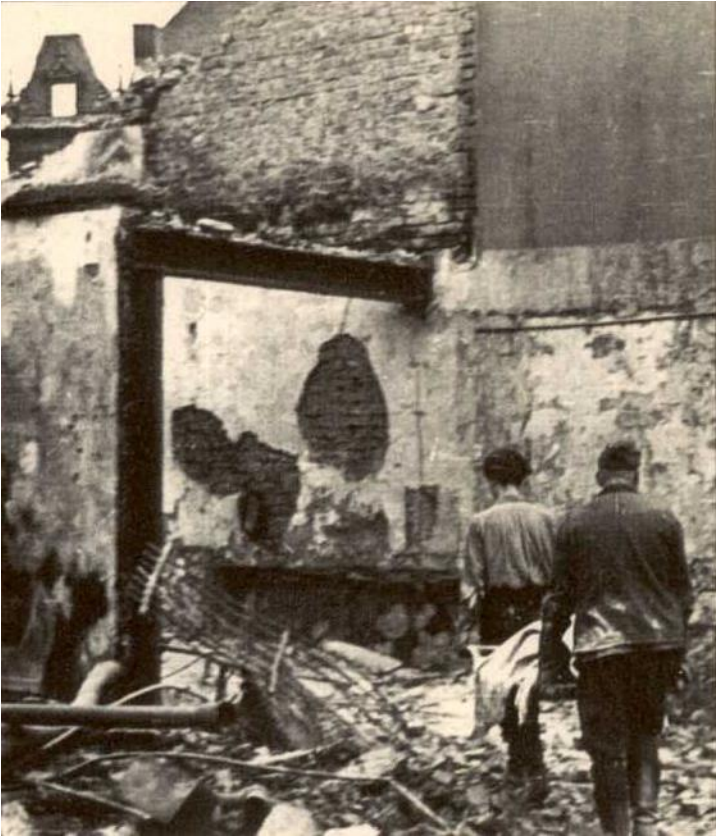
keiten, und ich bekam den grossen Rucksack auf den Rücken. Dann mussten wir, wir wohnten unterm Dach in einem dreistöckigen Haus, eine steile Treppe runter. Ich bin ein-, zweimal durch den grossen Rucksack diese Treppe runtergestürzt, nachts im Dunkeln. Ich bin dann mit meiner Mutter oder auch alleine durch den Garten in diesen Bunker: jede Nacht, immer wieder. Und dann ging die Sirene zum zweiten oder dritten Mal. Und ich höre noch meine Mutter: «Beeil' dich, sonst machen die die Türe zu!» Ich hatte solche Angst, nicht mehr reinzukommen.

Frau V. (1928):... immer die Angst, dass einem alles zusammenstürzt und man nicht mehr rauskommt.

Es war gewöhnlich nachts, wenn die Bombenangriffe kamen. Dann wurden diese komischen Christbäume* gesetzt. Und dann wurde es taghell. Irgendwie war das ganz unheimlich. Und dann ging das Abwehrfeuer los. Und die riesigen Scheinwerfer, die dann über den Nachthimmel suchten, das war gespenstisch. Da hatte ich Angst bekommen, wenn ich [...] dieses Suchen der Scheinwerfer sah. Das hat mir Angst gemacht. Und dann diese hellen Streifen ... Und dann hörte man die Abschüsse, man hörte auch Bomben fallen. In der ersten Zeit hat man noch immer nach Splintern gesucht. Als Souvenirs. Die Kinder haben das gemacht. [...]

[Es] war furchtbar, wenn diese komischen Alarmtöne heul-ten (*bei Bombenangriffen*). Und dann nachher die Entwarnung. [...] Das Schlimmste war nachher Wuppertal. Da war ich ja auch grösser, älter geworden. Ich hatte wohl die Angst im Rücken. Aber Wuppertal war grauenhaft. Da sassen Sie so zitternd im Keller und wussten nicht, wie es weiterging. [...] Das war ein normaler Keller, der bietet doch keinen Schutz. Und dann vor allen Dingen die Verdunkelung, dass kein Lichtschimmer rausfiel. Das war ja immer alles abgedichtet. [...] Abends war es ja stockdunkel, wir sahen ja nichts mehr. [...]

Wir [Kinder] haben uns nur immer darüber unterhalten, dass wir immer aus dem Bett raus mussten [und in den Keller oder Bunker]. Gerade eingeschlafen, dann wieder raus. Und dann



Leichenbergung nach einem Luftangriff auf Wuppertal im Frühsommer 1943 (Privatarchiv: Herr E.)

schon angezogen schlafen gehen. Das wurde ja immer schlimmer. Im Anfang, im Ruhrgebiet, war es noch gar nicht so schlimm gewesen. Die ganze Sache war wohl unheimlich, aber die hat mich noch gar nicht so berührt. Aber nachher, der Barmer Angriff, da ging es los, das war furchtbar. Das wurde ja immer schlimmer. [...]

Bunker, die sind ja erst später gebaut worden. Während wir in Elberfeld beim Barmer Angriff (*in der Nacht zum 30. Mai 1943*) noch bei uns im Haus im Keller gesessen haben. Das war grauenhaft, immer die Angst, dass einem alles zusammenstürzt und man nicht mehr rauskommt. Und das ging ja dann noch. Aber beim Elberfelder Angriff (*in der Nacht zum 29. Juni 1943*), da gingen wir schon in den Bunker. Die waren über sechs Etagen hoch, diese riesigen Betonklötze. Und da hatte man schon Laufgänge gezogen, da war man schon ein ganzes Stück weitergekommen. Und da kann ich mich entsinnen, ich meine, da wäre sogar eine Bombe drauf gegangen, der bebte nämlich einmal so furchtbar. Da haben wir noch gesagt: «Gut, dass wir diesmal in der zweiten Etage waren.» Dieses Stöhnen der Menschen da auch, da waren ja unheimlich viele Menschen in so einem Bunker drin. Und dann rauskommen und laufen und gucken: Steht überhaupt das Haus noch? Und dann brennt es rechts, und dann brennt es links. Und dann versuchen Sie krampfhaft, zu retten, was noch zu retten ist. [...]

Sachen, die von Wert waren, die hatte man zusammengepackt. Aber nachher habe ich festgestellt: Die guten Sachen, die hatte man natürlich in den Schränken gelassen, die wurden dann zerdrückt. Wo ich nach dem Elberfelder Angriff meinen Koffer aufgemacht habe, den ich immer mitgenommen habe, habe ich nur noch gedacht: «Mein Gott, da kannst du überhaupt nichts mit anfangen.» Die Sachen, an denen mein Herz hing, die waren ja zu schade zum Einpacken.

Frau I. (1933): Man war fast stumm vor Angst, wenn man diese Flieger auf einen zukommen sah.

Das ist mein grosses Problem bis heute: Wenn ich Sirenen höre, wird's mir schlecht. Und meine Mutter sagte: «Du hast schon

die Sirenen in Essen gehört!» Dann bin ich schon übers Kopfende oder Fussende aus dem Bett und bin raus in den Bunker. Ich war immer der Erste, der im Bunker war. Trotzdem, in Rohdenhaus war es ja nicht so schlimm. Sind nur einige Bomben gefallen. Aber ich hatte wahnsinnige Angst. [...]

Wir haben sehr gute Bekannte im Ruhrgebiet. Weil meine Grosseltern, als sie aus Russland kamen, erst in Essen gewohnt haben und auf der Zeche gearbeitet haben. Die haben sehr viele Bekannte gehabt. Die kamen dann später auch zu uns und holten sich was zu essen, weil es ja sehr schlecht war. Diese Leute sind einige Male ausgebombt. Es sind Leute dabei, die dreimal ausgebombt worden sind, die dann irgendwo unterkamen und dann wieder ausgebombt sind. [...]

[Später] waren es nur einige ganz schwierige Situationen, wo auch Verwundungen waren durch Tiefflieger. Wir haben ja sehr viel gearbeitet auf den Feldern und Kartoffeln geleset, Rüben verzogen. Und dann kamen Tiefflieger, und wir wurden auch beschossen. Da sind einige getroffen und verwundet worden. [...] Ich habe mich in den Wald geflüchtet, weil dieses Feld unmittelbar am Wald war. [...] Ich war zu der Zeit elf, zwölf Jahre. [...]

Ich kann mich entsinnen, dass ich wahnsinnige Angst hatte. Einmal ist es dann passiert, auf dem Weg zum Nachbarn, der hatte seinen Keller besonders gut ausgebaut, und wir gingen dann immer zu ihm in den Keller: Da kamen die Flieger wirklich die Strasse lang geflogen und schossen auf uns. Da flogen die Scheiben raus, und das fiel alles auf uns. Die Angst war so gross, dass man überhaupt nichts mehr sagen konnte. Man war fast stumm vor Angst, wenn man diese Flieger auf einen zukommen sah. Das war unheimlich beängstigend. So hab' ich es empfunden. Vielleicht denkt ein anderer, es ist ein schönes technisches Ding, aber für mich war es immer was Bedrohendes.

Frau C. (1931): Dann haben wir uns wieder rausgestohlen und aufgepasst, wenn die die ssomben ausklinkten.

Weiss der Kuckuck, ich hab' so manches Mal gezittert, wenn wir im Keller sassen, aber komischerweise, ich habe mehr gezittert, wenn ich im Keller sass, dass mir das Haus auf den Kopf kom-

men könnte. Ich habe als Kind schon immer Angst vor engen Räumen gehabt. Ich hab' nicht so viel gezittert, wenn ich draussen sein durfte, obwohl man manchmal das Sausen der Flak-splitter* hörte, wenn die Flak* schoss. Und irgendwann kamen dann die Splitter runter, dann hörten Sie immer so ein Pfeifen, wie Sie heute so manchmal in Krimis die Kugel pfeifen hören. [...] Wenn man getroffen worden wäre, hätte man tot sein können. Aber davor wusste man sich zu schützen. Man hat ja gesehen, wohin die schiessen, da oder da. Und dann hat man sich halt, weil die ja auch im Bogen runterkamen, schräg hinter den Baum gestellt. Es sei denn, der Beschuss war zu stark. Dann ging man nicht nach draussen. [...]

Mein Vater sagte immer: «Du siehst, wenn der da oben schießt, dann kann der Splitter nur von da kommen. Meistens schräg. Wenn das auseinander spritzt, dann im Bogen. [...] Und das hat unser Vater gesagt, der Sprengmeister [bei den Kalkwerken] war; vielleicht daher die Erfahrung. [...] Aber bei Angriffen war mein Vater dann immer so aufgeregt und schneeweiss. Und wie so eine Glucke [war er], nicht nur um uns, mein Vater war so ein Typ, der hatte Angst um alle Menschen, die um ihn rum waren. [...]

Ich hab' die Erinnerung, dass sich mein Vater [bei Bombenalarm] eine Zeitung schnappte und auf die Toilette lief. Der war erwachsen, der konnte Angst haben. Der wusste, was Angst war. Der wusste, was auf ihn zukam. Wollen wir mal so sagen, wir Kinder waren vielleicht, weil uns nie was passiert ist und wir es nie hautnah erlebt haben, ziemlich waghalsig. Ich schätze, das war der Grund. Uns hatte ja nie einer weh getan. Uns hatte nie was getroffen. [...]

In unserem Keller in dem alten Bauernhaus war, weil er Gewölbe hatte, der Luftschutzkeller*. Da haben wir uns [bei Angriffen] wieder rausgestohlen und haben aufgepasst, wenn die die Bomben ausklinkten. Haben wir oft gesehen. Die sahen ja so winzig klein vom Flugzeug aus. Und dann haben wir uns weggeduckt, weil wir wussten, die Bombe, die wir sehen, die trifft uns nicht. Und dann haben wir uns schnell verdrückt, bevor die Nächste kommt. [...] Ach Gott, und dann war ich ganz stolz und eingebildet da drauf: Da war eine Mutter mit sechs Kindern bei

uns oben im Haus. Der Mann hatte Lungenentzündung gekriegt und war gestorben. Und wenn der Alarm kam, dann habe ich mir die beiden Kleinsten, ich war ein kräftiges Mädchen damals, auf den Arm [genommen], und dann sind wir damit in den Bunker, in den Steinbruch. Es war ein Weg mit Steinstufen, aber mit Handlauf, damit man sich fest halten konnte. Das war selbstverständlich für mich: Ich musste zur Z., die Kinder holen. [...]

Noch ein schlechtes Erlebnis war für mich: Da war ein Flugzeug abgeschossen worden, und dieser verletzte Pilot ist bei uns runtergekommen mit einem Fallschirm. Die Leute waren mit Messern und Sensen und Knüppeln unterwegs und wollten den totschiessen. Und meine Mutter hat vor diesen Leuten gestanden [mit ihrer kleinen Pistole] und hat gesagt: «Ich schiess' euch übern Haufen. Ich schiess den Ersten übern Haufen, der diesem Mann was tut. Er führt genauso Befehle aus wie unsere Soldaten.» [...] Die hat gekämpft, und ich dachte, die würde es nicht schaffen, diese Leute im Zaum zu halten, und Gott sei Dank kam die Polizei und direkt dahinter Militär, die haben dann diesen Mann in Empfang genommen, bevor diese aufgebrachte Menge den in die Finger ..., also, da glaube ich, hätten wir was Schreckliches gesehen. [...]

Ich weiss nicht, wo sie dran gedacht hat. Erstmal, dass man keinen totschiess' sowieso, wahrscheinlich. Es waren ja auch eine ganze Menge Kinder dabei, die da drum rum standen. Ich nehme eher noch an, mir würde das so gehen, dass ich den Kindern diesen Anblick ersparen möchte. Dass sie selbst eine Granatenwut auf diese Menschen (*feindliche Piloten*) hatte, weiss ich. Heute nehme ich an, ich hab' sie später nie wieder danach gefragt, dass sie den Kindern das ersparen wollte, dass dieser Mann da vor ihren Augen totgeschlagen wird. Nehm' ich an, ich würde so handeln.

Frau V. (1928): Dann diese Kinder weinen und schreien hören nach den Eltern, und man wusste, die Eltern leben nicht mehr.

Dann bekamen wir (etwa Mitte des Krieges) durch die Firma (des Vaters) ein kleines Haus zugewiesen in Wuppertal. Da haben wir gedacht, jetzt haben wir Ruhe gefunden, jetzt haben wir

keine Angriffe mehr (*wie vorher im Ruhrgebiet*). [...] Und ja, dann ging es los, dann kamen in Wuppertal Angriffe. Dann habe ich sie alle mitgemacht – in Reinkultur. Es kam ja erst der Barmer Angriff. Das war (*in der Nacht zum 10. Mai*) '43, kurz nach meiner Konfirmation, daran kann ich mich erinnern. Ich bin im Februar konfirmiert, und irgendwann im Mai muss der Angriff gewesen sein. [...]

Und dann habe ich das Elend der Kinder vor allen Dingen sehr kennen gelernt. Das hat mich auch sehr verfolgt. Ich habe dann im St.-Joseph-Hospital ein paar Kinder gepflegt, die nach verbranntem Fleisch rochen. Das war furchtbar. Die kleinen Menschen, die waren verpackt, ... also, das verfolgt mich heute noch. Und der Geruch, den habe ich noch in der Nase. Trotzdem das jetzt schon 50 Jahre her ist, über 50 Jahre. Und dieses Elend! Dann diese Kinder weinen und schreien hören nach den Eltern, und man wusste, die Eltern leben nicht mehr. Also das war für einen jungen Menschen, das war ziemlich hart. Und das hat mich nachher derartig mitgenommen, dass selbst die Ärzte gesagt haben: «Also raus, es hat keinen Zweck.» Ich würde einen seelischen Knacks bekommen.

Danach konnte ich noch weiter zur Schule gehen. Die Schulen waren noch in Elberfeld. Ich ging zur Dr.-Hoppmann-Schule damals. [Das war] eine Privatschule in der Kasinogartenstrasse. [...] Es waren nur ein paar Monate, die ich da verbracht habe. Und dann kam der Angriff auf Elberfeld (*in der Nacht zum 29. Juni 1943*). Und da war natürlich alles kaputt. Da brannte es in der Südstadt bei uns, da brannte die ganze Stadt. Die Stadt brannte sowieso. Aber in der Südstadt, da löste sich durch die Brandbomben das Pflaster. Und der Teer, der brannte. Die Menschen wussten nicht mehr, wo sie gehen sollten, wie sie sich retten sollten. [...] Wir wohnten am Olberg. Wir sahen praktisch auf die Laurentiuskirche. Ich sehe immer noch, wie die Türme einstürzten. Das sind Eindrücke! Es war alles Flammen, es war alles rot. Man kann es gar nicht beschreiben, wie furchtbar dieser Angriff auch war. Den habe ich ja nun auch bewusst miterlebt.



*Abtransport von
mit Chlor be-
streuten Leichen
nach einem der
Luftangriffe auf
Wuppertal im
Frühsummer
1943 (Privat-
archiv: Herr E.)*

*Strasse in
Wuppertal nach
einem der
Luftangriffe im
Frühsummer
1943 (Privat-
archiv: Herr E.)*



**Frau K. (1925): Die Haltung war oft sehr locker:
«Man weiss ja nicht, was morgen ist...»**

Wir lebten ja nachher im Keller (*in Berlin*). Wenn da eine Bombe gefallen wäre, hätte uns der Keller absolut nix genutzt. Und wenn mal ein Soldat kam, das war aber noch, als man die Hoffnung noch nicht ganz aufgegeben hatte, dass der Krieg (*nicht*) verloren ist, dann haben die gesagt: «Um Himmels willen! Lieber an der Front sein als im Keller und hier einem Luftschutzalarm ausgesetzt sein!» Sie sagten: «Da können wir uns verkriechen, da können wir was machen. Gut, wenn uns was trifft, ... aber hier sitzen wir ja im Käfig. Wir können ja nicht raus. Wir können überhaupt nix tun!» Das hab' ich oft gehört von Soldaten.

Es gab ja damals noch Soldaten. Und man lernte auch diesen und jenen Soldaten eben als junges Mädchen kennen. Es waren immer nur so Zufallsbekanntschaften. Mal ging man ein Eis zusammen essen, und dann war der Fall schon wieder gelöst. Der kam irgendwohin, man hörte nix mehr voneinander. Bindungen ging man nicht ein. Jedenfalls in meinem Freundeskreis nicht. Es ging auch gar nicht. Es sei denn, es waren Bekannte, die man länger kannte oder wie. Ich war eigentlich während der Zeit solo. Nur aus losen Bekanntschaften bestand meine Jugend in dieser Beziehung. So komisch wie es klingt, ich war nie in meinem Leben als junges Mädchen tanzen. Was heute selbstverständlich ist, war ich nie, als ich jung war. Ich habe eigentlich das Leben von einer Seite des, wollen wir es ruhig «Amüsierens» nennen, gar nicht gekannt; allerdings kulturell hatte ich ja alles, was ich wollte. [...]

Und um auf die Moral zu kommen, das spielt ja auch in Kriegsjahren eine ganz grosse Rolle. Ich habe hauptsächlich mit Diplom-Ingenieuren zusammengearbeitet (*bei der AEG/Berlin*), ich war in einer technischen Abteilung. Die Familien der Angestellten waren evakuiert. Nicht der Ton, aber die Haltung war oft sehr locker: «Man weiss ja nicht, was morgen ist...» Man ging nachts in den Keller, man wusste nicht, ob man da raus kam. Man lebte. Man versuchte zu leben. Und ich muss ganz ehrlich sagen, das war nicht, dass die Männer jetzt gewollt ihren Frauen untreu wurden, aber sie nutzten doch so manche Gele-

genheit. Und wenn man in dieser Zeit gelebt hat, kann man das verstehen. Ich war damals noch sehr jung, an mich trat das nicht so heran. Aber gut, ich wurde auch bedrängt hier und da, aber ich konnte mich immer noch beherrschen. Vielleicht achtete man oder respektierte man meine Jugend damals. Es waren ja genug Frauen reiferen Alters da. Es wurde so manches vorübergehende Verhältnis eingegangen.

1.4 Ernüchterung

Frau D. (1928): Noch einer mehr, der totgeschossen wird, für nix und wieder nix.

Wir haben schon '44 gedacht: «Ach Gott, jetzt muss der Junge noch Soldat werden, der Krieg ist doch sowieso vorbei!» Das wussten wir schon; denn da fingen ja schon die Invasionen an. Da haben wir schon gesagt: «Ist ja Wahnsinn. Warum denn jetzt noch Soldat werden?» Noch einer mehr, der totgeschossen wird für nix und wieder nix.» [...]

Wir haben die letzten Wochen und Monate im Keller geschlafen. Und das war dann alles nur provisorisch. Denn so viel Kellerraum hat man ja nicht. Wir haben zwar für meine Eltern das Schlafzimmer runtergesetzt, damit die vernünftige Betten hatten. [...] Und hier standen die Briketts, und da standen dann die Liegemöglichkeiten. Für meine Eltern haben wir dann die Werkbank zur Seite geräumt. Die haben dann im Werkraum geschlafen. Also, dann sehnt man sich doch danach, in einem vernünftigen Bett zu liegen. [...]

Und wir hatten noch Glück, wenn man es mit Glück bezeichnen kann. Unser stellvertretender Ortsgruppenleiter*, das war so ein 150-prozentiger Nazi, und der hatte gesagt: «Wenn die Amerikaner hier einfahren, der Ort, der wird verteidigt!» Und der wollte denn so verschiedenen Leuten zeigen, wie man mit einer Panzerfaust* umgeht. [...] Und die stehen so im weiten Kreis um den rum, und der will die Panzerfaust* abziehen – und die explodiert ihm in der Hand. Er war gleich tot und vier in der Nähe Stehende schwer verletzt. Und da haben sie alle gesagt:

«Gott sei Dank, dass der tot ist.» Denn als die Amerikaner kamen, da hat sofort an allen Häusern ein weisses Tuch rausgehungen. Da ist überhaupt kein Widerstand geleistet worden. [...]

Frau S. (192 7): Und immer wieder wurde von den Wunderwaffen gesprochen.

Und ich kann mich natürlich auch an diesen Juli – war das der 20. Juli 1944*, als das Attentat* (*auf Hitler*) stattfand? – [erinnern]. Da weiss ich ganz genau, dass mein Vater gesagt hat: «Wenn sie Hitler ermordet hätten, dann wäre das schlecht für uns ausgegangen, weil jetzt schon so viel wieder verloren war von dem eroberten Land.» Die hatten alle den Versailler Vertrag im Hinterkopf von 1918. Da sind wir Freistaat* (*Freie Stadt Danzig**) geworden. Was heisst hier wir? Das ganze Land um Danzig* herum. Ostpreussen war abgeschnitten. Wenn von uns jemand nach Berlin fahren wollte, musste er durch den [polnischen] Korridor. Die Züge wurden verplombt. Da durfte ja keiner raus und rein. Und da hatte mein Vater wohl gedacht, dass es jetzt einen Waffenstillstand gegeben hätte und Frieden und die uns den wieder diktieren können.

Und immer wieder wurde von den Wunderwaffen* gesprochen. Das darf man ja auch nicht vergessen. Die haben uns ja gesagt, dass es die gäbe. Und die gab es ja auch, ich habe sie sogar gesehen! Als wir im Osteinsatz waren, dort in dem Schiplager*. Es war ja dann so August, September, und da flogen so zigarrenförmige Objekte, die sind da abgeschossen worden. Ich wusste auch den Ort, woher die kamen (*Peenemünde*), die nach Osten geflogen sind, jedenfalls da rüber. Und da wir die gesehen haben, haben wir's ja auch geglaubt. Die haben sich alles versprochen von diesen sog. Wunderwaffen* und haben gedacht, das könnte das Blättchen noch mal wenden. Und es hat sich nicht gewendet. Im Gegenteil, es ist alles noch viel schlimmer geworden. So dass man im Nachhinein gedacht hat, hätte es doch geklappt damals (*mit dem Attentat**), dann wären wir alle dort geblieben. Alle, sogar die Ostpreussen. Es war ja noch niemand aus Ostpreussen geflüchtet. Danach ging es ja erst richtig los.

Frau B. (1921): So Anfang '44 habe ich schon gedacht, das kann nicht mehr gut gehen.

[Dass der Krieg verloren sein könnte], wusste ich eigentlich 1944, als ich noch beim Arbeitsamt war. Da habe ich es nämlich auch immer lauthals kundgetan. [...] Da musste ich den totalen Fraueneinsatz machen. Da wurde jede Frau angeschrieben, die zu Hause war. Eigentümlicherweise. Da habe ich mich damals schon ungeheuer drüber aufgeregt, Frauen, die ein Kind hatten und deren Mann im Krieg war, die sollten ganze Tage eingesetzt werden. Das war nicht genug, dass der Mann im Krieg war. Es gab ja auch Frauen, wo die Männer noch hier waren, die sollten dann nur halbe Tage oder gar nicht eingesetzt werden. [...] Dem Ortsgruppenleiter* P. bin ich da sehr zu Dank verpflichtet, da sind schon mal die Pferde mit mir durchgegangen. Und da hat der immer gesagt: «Kind, halt die Klappe, sei ruhig!» Das war ein totaler Fraueneinsatz, da wurde jeder vorgeladen. [...] Ob für Ernteeinsatz oder in Munitionsfabriken, da musste jede Frau arbeiten. Das war ein Zwang. [...] Es ist gesagt worden: «Also hier, Sie müssen jetzt die und die Arbeitsstelle annehmen, in dem und dem Betrieb!» [...] Und es hat ja noch nie so viel kranke Frauen gegeben! Also der ganze Aufstand hat sich sehr wenig gelohnt. Da war der damalige Vertrauensarzt ... Da hab' ich mich oft nicht ganz korrekt verhalten. Denn wenn mir Frauen Leid taten, da hab' ich ihm zwei Kreuze drauf gemacht, und da wusste er, die Frau war arbeitsunfähig. [...]

Also jede Frau wurde angeschrieben. Und natürlich diejenigen, die sie auf dem Kieker hatten, die waren natürlich auch sehr schnell in Rüstungsbetrieben. Denn da gab es ja sehr viel Luftangriffe, und dann musste natürlich, was aus Qualität nicht mehr gemacht werden konnte, aus Quantität erschöpft werden. Denn es mussten die Kontingente erfüllt werden. [...]

[Also, dass der Krieg vielleicht verloren sein könnte, das wusste ich schon 1944.] Mein Mann war im Kessel von Tscherkassy* und wurde dann verwundet. Den haben sie die letzten Meter, die noch offen waren, da haben sie [ihn] noch rausgebracht. [...] Und er hat erzählt. Und auch die Erzählungen von meinem Vater – ich war ja inzwischen auch älter geworden – der

immer gesagt hat: «Das musst du dir doch vorstellen! Das geht doch gar nicht!» [...] Wir haben auch den Engländer gehört. Düsseldorf, Köln, Essen, Duisburg, Wuppertal. Es war ja auch alles kaputt. Es konnte ja gar nicht mehr so weitergehen. Also so Anfang '44, da hab' ich eigentlich schon gedacht, das kann nicht mehr gut gehen.

Aber es waren Leute, eine Bekannte aus Wuppertal, die hat so an den Hitler geglaubt. Die hatte zwei Söhne verloren, 1945. Kurz vorher, da hat die noch zu mir gesagt: «Und der Hitler hat doch noch eine Wunderwaffe*.» Also so was gab es auch. Ich glaube, das haben sie sich selbst vorgemacht, um ihre Kinder nicht umsonst geopfert zu haben. [...]

Und dann die ganzen Gefallenenmeldungen: Da fielen sie, und da fielen sie. Es war auch mehr der Wunsch: Endlich ein Ende! Es wusste ja keiner, wie das Ende aussah. Es hat jeder gedacht, der einigermaßen vernünftig war: «Schlimmer kann es nicht mehr kommen.» [...]

Wir haben uns dann unterhalten, [und mein Mann hat gesagt,] als er '44 wegging: «Egal, was kommt, gehe nicht weg!» Da war der Rückzug im Osten schon; und er hatte ja gesehen, die Familien waren auseinander gerissen. Und er hat gesagt: «Gehe nie weg! Bleibe immer hier!» Das waren ja auch schon Äusserungen, die einem zu denken gaben. [...] Ich hatte wohl ungeheure Angst, wenn der Russe gekommen wäre. Da hatten wir ungeheure Angst vor dem Russen. Die Soldaten kamen schon und haben da sehr viel erzählt, wenn die Russen eingedrückt waren, was sie gemacht hatten und so. Man konnte es sich nicht vorstellen, aber man hatte dann doch die Angst, mein Gott, wenn die Russen kommen!

Herr N. (1920): Wenn der Krieg zu Ende ist, was dann kommt, das entzog sich unserer Vorstellungswelt.

Das haben wir sehr schnell getan, [am Sinn dieses Krieges zu zweifeln]. Das haben wir schon nach Polen getan, dass wir gezwweifelt haben, wofür überhaupt ein Krieg. [Nachdem damals die Sache mit Stalingrad* (*Kapitulation der 6. Armee, 2. Februar 1943*) war, war das sicher, dass das nicht gut ausgehen konnte.]



Nach englischem Bombenabwurf am 26. März 1944 zerstörtes Haus an der Mettmanner Strasse in Wülfrath (Privatarchiv: E. Jansen)

Nur laut sagen durften Sie es nicht. Wir konnten höchstens mit jemand drüber sprechen, dem wir voll und ganz vertrauten. Das Endergebnis wäre nämlich gewesen, dass man entweder in Strafkompagnie versetzt wurde oder vor's Kriegsgericht kam. Das gab es. Es gab bei uns noch in Österreich, vier Wochen bevor der Krieg zu Ende war, noch eine Exekution, weil er war fahnenflüchtig gewesen. Als man schon wusste, dass der Krieg zu Ende geht, hat die Division darauf bestanden, dass das Urteil noch vollstreckt wird. Ein Irrsinn ersten Ranges, aber wir konnten ihn auch nicht entwischen lassen. [...]

Das Kriegsende habe ich in Ungarn verbracht. Wir kamen da von der Front, wollten uns in Ungarn ein bisschen erholen. Wir waren am Plattensee den Winter über. [...] Nur war das leider keine reine Erholung, weil vom anderen Ufer die Russen mit Schlittschuhen zu uns rüber kamen und uns nicht in Frieden ließen. Und von dort kamen wir nach Österreich. [...] Die Truppe zog sich geordnet zurück nach Österreich. Dann lagen wir in der Nähe von Graz. Dort haben wir dann das Kriegsende erlebt. [...]

Da wir nicht in russische Kriegsgefangenschaft wollten, ging es von dort weg, in die Nähe von München. Dabei mussten wir über die Enns. Und das war sehr schlimm; denn es war Schneeschmelze, und die Enns, die sonst harmlos, ein kleines Wässerrchen ist, durch das man im Sommer barfuss durch kann, ohne sich nass zu machen, war ein sehr kaltes und reissendes Wasser. Und dort wurden wir von Amerikanern nicht über die Brücke gelassen. Das heisst also, wir mussten schwimmen oder sonst irgendwie rüberkommen. Dabei sind von meinen Kameraden ein paar ertrunken, unter anderem auch zwei Rote-Kreuz-Schwester, die da waren. Und da habe ich mir gedacht, es geht gut, es geht schlecht, wollen es probieren! Haben uns einen Strick gesucht, und haben einen Strick rübergezogen, um dann ein dickes Seil nachzuziehen, dass man sich wenigstens anhalten konnte. Na ja, ich bin rein, mich natürlich ausgezogen, denn wenn man mit Sachen schwimmt, das wusste sogar ich, das wäre nichts geworden. Bin rein, bin auch rüber, bin auf dem Flüsschen, das vielleicht 15 Meter breit war, etwa 50, 55 Meter abgetrieben. Mit Mühe und Not aufs andere Ufer gekommen, aber es fehlte nicht

viel, ich hätte keine Minute länger schwimmen können, und habe mich dann drüben hingeschmissen. Dann ist es uns gelungen, das Seil rüber zu kriegen, so dass der grösste Teil meiner Kameraden sich hat rüberhangeln können. Dann habe ich mich neu eingekleidet – dort war ein leeres Bekleidungsamt – denn ich hatte nichts, gar nichts. Auch meine Kartentasche war weg mit allen Dingen, die man so mitschleppte, ein paar Fotos und allem Gut, das Übliche. Und dann kamen wir offiziell in amerikanische Kriegsgefangenschaft. [...]

Dass der Krieg plötzlich zu Ende ist, was dann kommt, das entzog sich unserer Vorstellungswelt, möglicherweise weil wir da zu jung waren und vorher ja noch nichts gesehen hatten. Natürlich hatte man Vorstellungen, wenn erst der Krieg vorbei ist, dann studiere ich. Wenn der Krieg vorbei ist, dann bin ich auch so weit, dass ich heiraten kann, das Mädchen, das ich haben wollte. Wenn der Krieg vorbei ist, dann kann ich dies haben und kann jenes haben. Geträumt davon hat man immer.

Man hat eigentlich mehr über sich selber nachgedacht. Wenn man mehr über alles nachgedacht hätte, alles, was hätte kommen können, dann hätte man auch mehr miteinander gesprochen. Das haben wir vermieden. Jeder ist beschäftigt gewesen mit seinem eigenen Ich. Vor allen Dingen nachdem die Luftangriffe waren, hat jeder Angst gehabt: Warum gerade ich, warum gerade meine Eltern, warum gerade unser Haus?

Herr R. (1920): In meiner Umgebung, da ging der Glaube, dass Deutschland dieses Schicksal nicht erleiden kann, bis zum Schluss.

[Meine Frau habe ich kennen gelernt,] als ich 1940 in Holland stationiert war, da war sie Luftwaffenhelferin¹¹. Und wir haben uns dort getroffen, gesehen und waren immer zusammen, sobald wir Freizeit hatten. Auf diesen Feldflughäfen* lebte man wie im Frieden, wir haben nächtelang telefoniert. Geheiratet haben wir dann Januar '45. Das zeigt im Grunde genommen auch, wie wenig man da realistisch gedacht hat. Das war kurz vor Ende des Krieges. Die Hochzeit fand also statt, da standen die Amerikaner schon bei Aachen und rückten weiter vor. Und

wir taten so, [als würde nichts geschehen]. Wir glaubten natürlich an die Wunderwaffe*. Da glaubte man an jeden Strohhalm. [...]

Wir haben bei der Einheit dann einmal von der Konferenz in Jalta* gehört, wie Deutschland aufgeteilt werden sollte, die Besatzungszonen, was zum Russen gehen sollte usw. Das wurde uns dann dargestellt als Wahnsinnsideen, und dagegen müssten wir kämpfen. Und wir waren damals also wirklich noch so gutgläubig, dass wir nicht meinten, das schaffen wir nicht. Die treiben wir wieder zurück. Mit unseren Wunderwaffen*. Das war damals bei der Truppe, jedenfalls so, wie ich das erlebt habe, eine ganz starke Motivation. Ich weiss noch, da kam im Krieg noch ein Film über den alten Fritz, Friedrich den Grossen, ich weiss jetzt nicht mehr, wie der hiess, «Schlacht bei Leuthen»*, glaube ich. [In dem Film wurde gezeigt, wie der Tod seines Erzfeindes in Österreich Friedrich dem Grossen Auftrieb gab und er in der Schlacht von Leuthen* den Siebenjährigen Krieg* gewann. In derselben Situation sind wir jetzt, dachten wir. In Amerika war Präsident Roosevelt* gerade gestorben. Dadurch werden die Feindmächte so stark geschwächt, dass wir den Krieg nicht verlieren werden.] In meiner Umgebung, da ging der Glaube, dass Deutschland dieses Schicksal nicht erleiden kann, bis zum Schluss.

Am 20. April, das ist Führers Geburtstag*, da hielt '45 Göbbels* noch eine Rede, und die kam uns bereits so vor: «Also hier wird gesponnen!» Die kam uns dann albern vor. Das ist nicht wahr zu machen. Hier wird derart übertrieben, das kann so nicht laufen. Weil da immer noch Durchhalteparolen durchgegeben wurden, weil da immer noch gesagt wurde: «Wir schaffen das!» Und das war dann so eigentlich die Erkenntnis, hier geht es dem Ende zu. Da war Deutschland ja kaum noch als solches vorhanden. Und es war mit Sicherheit nicht mehr der Fall, dass man da noch an irgendwelche besonderen Ereignisse glaubte, [die eine Wende bringen könnten]. Nun muss ich sagen, so ganz klar sind die Vorstellungen nicht mehr bei mir. Ich weiss nur noch mein persönliches Schicksal. Also, wie ich dann von den Amerikanern festgehalten wurde, das geht bis in Einzelheiten.

Frau C. (1931): Der Krieg ging zu Ende, und die paar Tage davor war es ganz hektisch überall.

Der Krieg ging zu Ende, und die paar Tage davor war es ganz hektisch überall. Es wimmelte ja vor Militär. Bei uns waren die vier Soldaten vom Nachschub in Quartier. Wir sagten immer «der Tross». Die fuhren jeden Tag an die Front und brachten alles Mögliche, u.a. Lebensmittel. Das lagerte alles in der Scheune irgendwo bei uns. Vier schliefen bei uns. Die Schreibstube war eine Etage drüber auf der anderen Seite des Bauernhauses, da war der Eingang etwas höher. Und alle Leute hatten plötzlich irgendwelche Soldaten in Quartier, durch den Rückzug. [...]

Dann löste sich alles auf, und es war mit einmal ungeheuer viel da. Es waren ganze Packen von Kopfschützern zum Beispiel, die wir gefunden haben und angeschleppt haben. Es war jede Menge Wolldecken da. Alles, was die wegwarfen, schleppten wir nach Hause. Die konnten ja nicht alles mitnehmen. [...] Medikamente hatten wir. Wir hatten Verbandmull, einen ganzen Korb voll von diesen Mullbinden. Die Soldaten haben gegen Zivilkleidung alles gegeben, was da war, was sie nicht selber schleppen konnten. Wir hatten Konserven. Mengen! Mein Vater hat ein Loch im Stall gebuddelt und Bretter dadrüber und wieder Stroh, und da hatte der mindestens 50 Konservenbüchsen mit Fleisch, mit allem Möglichen, drin. Aber nicht nur mein Vater, also wir, das hatten auch andere. Dafür hat er seinen Hochzeitsanzug gegeben, der passte ihm sowieso nicht mehr. Den hatten wir immer noch als Reserve. Sollte für irgendeinen Bruder sein. Wenn der Krieg zu Ende war, musste es ja langsam wieder aufwärts gehen, [aber da] ging der Anzug weg.

1.5 Nachdenken: Haltung zum NS-Regime

Herr Q. (1923): Als ob alle dazu gezwungen worden wären ... Das war nicht so.

Ich war in der Partei*, und ich war in der Hitlerjugend*. [...] Ich war schon lange vorher (bevor Mitgliedschaft Zwang wurde)

freiwillig dabei. Ich war 1933, bei der sog. Machtübernahme, da war ich zehn Jahre. Und seitdem war ich praktisch dabei,... freiwillig. [Meine Eltern hatten nichts dagegen.] Mein Vater war seit 1923 dabei. Und wie man später so schön sagt, mein Vater war in der Partei*, meine Mutter war in der Partei*.

Ich bin im Jungvolk* gewesen im Alter von zehn bis vierzehn Jahren. Ich habe viel Schönes da erlebt und möchte manches nicht missen. [...] Zum Beispiel die grossen Fahrten zu grossen Zeltlagern. Während der Olympiade 1936* waren wir beispielsweise in einem riesen Zeltlager im Weserbergland. Politischer Unterricht? Da dachte doch niemand dran. [...] Ja gut, im Krieg natürlich. Aber das war eigentlich nicht politischer Unterricht, das war dann schon mehr, sagen wir mal, vormilitärische Ausbildung. [...] Da schossen wir Kleinkaliber und wurden am Kleinkaliber ausgebildet. [...]

Selbstverständlich [habe ich mich als Nationalsozialist verstanden.] Wir sind eigentlich darin gross geworden. [In die Partei*] kam man ja dann mehr oder weniger zwangsläufig; denn als Mitglied der Hitlerjugend* wurde man mit achtzehn nach vierjähriger Arbeit in die Partei* übernommen. Man musste [allerdings] nicht. Wenn ich heute höre, dann wird das ganz anders dargestellt: als ob alle dazu gezwungen worden wären ... Das war nicht so.

Frau F. (1925): Wenn da nicht so ein schrecklicher Hintergrund gewesen wäre ... Die ganze Angelegenheit war so eine zockige Zeit!

Dann waren wir natürlich im BDM*, Bund Deutscher Mädchen*, und anschliessend, wenn wir dann älter waren, da kamen Glaube und Schönheit, so hiess das. Aber erst mal Jungmädchel* und dann nachher BDM*. Da kamen die Grösseren rein. Da mussten wir schon zu den Übungsabenden oder Gruppenabenden nach Wülfrath, also von Oberdüssel nach Wülfrath. [...] Was haben wir da gemacht? Och, nicht gross was, ... gesungen, gewandert, nichts Besonderes. Also sagen wir mal, schon besonders, war für uns ja eine Abwechslung, aber nicht irgendwie auf den Hitler hin bezogen, dass man da nach der Richtung erzogen

wurde. Habe ich nicht so empfunden. [...] Wir haben gesungen «Im Frühtau zu Berge» und «Heute gehört uns Deutschland und morgen die ganze Welt!» Und dann haben wir die Soldatenlieder nachgesungen: «Erika, auf der Heide blüht ein kleines Blümelein.» [...] Wenn dann nicht so ein schrecklicher Hintergedanke bzw. Hintergrund gewesen wäre ... Die ganze Angelegenheit war so eine zockige Zeit! Wenn dann gewandert wurde und denn die Lieder gesungen wurden, war schon was. [...]

Und dann kam die Zeit, da wurde dann für die Parteimitgliedschaft¹ geworben. Da komm' ich mal nach Hause, ich sag': «Vater, darf ich inne Partei!»¹?» Man hatte ja überhaupt keine Ahnung gehabt. «Darf ich inne Partei, die gehen jetzt alle inne Partei!»¹.» Da höre ich meinen Vater noch: «Wart' mal, bis der Krieg vorbei ist, dann kannst du meinetwegen inne Partei* gehen!» Das war der einzige Kommentar von meinem Vater. Also, ich durfte einfach nicht. [...] Ja, und es ist im Grunde genommen dann auch Glück gewesen. Alle, die in der Partei* waren, die mussten irgendwas abgeben damals (*nach dem Krieg*).

Frau K. (1925): Ich war stolz bis zum Geht-nicht-mehr; zumal auch in dieser Kluft zu sein.

Mein Vater war ein grosser Gegner des Nationalsozialismus. Er sagte immer: «Das kann nicht gut gehen.» Vielleicht hörte er mehr, als ich als Kind wahrnahm. [...] Ich habe damals darunter gelitten. Ich durfte nicht in den BDM* eintreten. Ich litt in der Schule. Auch unter meinen Mitschülerinnen. Ich hatte aber einen sehr verständnisvollen Lehrer. Und mein Vater, der darauf bedacht war, dass ich schulisch gut vorwärts kam, ging ab und zu in die Schule und erkundigte sich und sprach auch mit dem Lehrer. Und ich glaube, die beiden verstanden sich recht gut, denn ich hatte durch diesen Lehrer einen grossen Schutz.

Da hab' ich auch ein Erlebnis. [...] Es war aber noch nicht Kriegszeit, aber kurz davor, und ich konnte sehr gut Gedichte aufsagen. Da hatten wir wieder mal eine Feier [in der Schule], und sie brauchten mich zum Gedichtaufsagen. Da stand ich in der Gruppe der Schülerinnen, hatte ja nun aber keine Uniform, die wurde dann gepumpt. Rock hatte ich, Bluse hatte ich, aber

das berühmte Fahrtentuch mit Knoten*, das hatte ich ja nicht. Das wurde mir dann geliehen. Ich sagte also mein Gedicht auf. Ich war stolz bis zum Geht-nicht-mehr; zumal auch in dieser Kluft zu sein. Ich litt ja darunter als Kind. Und als ich das Gedicht aufgesagt habe, ich hab' mich noch nicht ganz gedreht, da kam dieses Mädchen und riss mir das alles ab. Ich hab' mich in die Ecke gestellt und habe bitterlich geheult. Und mein Vater sagte: «Nein, das gibt es nicht!» Er sagte auch nie «Heil Hitler»*. Das einzige, was er sagte, wenn er irgendwas sagen musste, war «Heil». Und meine Kusine, die sehr für dieses Regime war, die sich dann nachher das Leben genommen hat aus Angst (*bei Kriegsende*), die sagte mal zu meinem Vater, das habe ich als Kind gehört: «Wenn du nicht mein Onkel wärst, würde ich dich anzeigen.» Ich hatte während dieser Zeit und auch nachher als junges Mädchen grosse Angst um meinen Vater, grosse Angst. Aber es ist Gottglück gut gegangen. [...]

Wir hatten auch in unserem Haus jüdische Familien wohnen. Mit der einen waren wir befreundet, mit den Kindern habe ich gespielt. Das war mein Freund, Viktor hiess er. Ich weiss es nicht, was die Erwachsenen miteinander sprachen. Sie schirmten ja auch ihre Kinder ab. Aber mein Mann, mein Vater, sagte so oft: «Das geht nicht gut.» Also, er war ein ganz starker Gegner ... Und ewig dieses Kriegsgeschrei! Das hat er vielleicht anders gesehen als andere. Es waren ja viele dagegen. Aber ich als Kind habe darunter gelitten. Was soll's? Ich habe es sogar fertig gebracht, es war schon kurz vor Kriegsende, [...] meine Mutter lebte noch, da bin ich in eine Partei*-Stelle gegangen. Voller Idealismus war ich und habe meine Hilfe angeboten. Die wollten mich aber nicht. Die hatten genug. Ich bin dann wieder gegangen. Das habe ich meinem Vater nie erzählt. Aber ich wollte irgendwie helfen. Als junger Mensch will man etwas tun. [...]

Es wurde ja überall Hilfe gebraucht, man sollte sich stellen, man sollte sich freiwillig melden. Für mich war das eine freiwillige Hilfestellung. Ich hätte irgendwas getan, ich hätte vielleicht, was weiss ich, Pakete gepackt oder was zusammengestellt oder beaufsichtigt oder etwas geschrieben oder ... Ich war ja im Büro, ich konnte mit allen Dingen umgehen. Vielleicht auch aus dem

Gefühl, dann geht der Krieg schneller zu Ende. Das kann doch sein. [...]

Frau D. (1928): Das war Glück, dass wir eine Führungsposition in der Hitlerjugend* hatten.

Wir mussten ja alle mit zehn Jahren in die sog. Hitlerjugend*, Jungmädels*, Pimpfe* oder so. Da wurde in der Schule nach gefragt. Und da meine Eltern ja nun SPD*-Leute waren, da haben die gesagt: «Kommt überhaupt nicht in Frage, da gehst du nicht hin!» Ich wollte so gerne dahin, weil da lauter Kinder waren. Wäre doch herrlich gewesen, in so einer Gemeinschaft. [Aber:] «Nein! Kommt überhaupt nicht in Frage, ist nicht!» Und dann wurde in der Schule gefragt: «Wer ist denn noch nicht angemeldet?» Da war ich die einzige. [...] Nach vier Wochen war ich immer noch die einzige. Ich habe auch noch immer geantwortet, weil meine Eltern immer so waren: «Tue Recht und scheue niemand!» Also, wenn was war, bin ich aufgestanden. Ich habe auch nichts Unrechtes getan, kann ich ja sagen. Und ich habe die Tragweite meiner Handlung überhaupt nicht erfasst. Mit zehn Jahren. Wir waren früher mit zehn Jahren nicht wie die Kinder heute.

Nur hatten meine Eltern ein gutes Verhältnis zu unserem Lehrer. Der wohnte im Nachbarort, und er kam schon mal mit seiner Familie vorbeispaziert, und sie haben sich so unterhalten. Die hatten einen Garten, wir hatten einen Garten. Da wurde über den Garten geredet. Und dann hat der meinem Vater gesagt: «Ich würde Ihnen empfehlen, ob sie hingehet, ist ja was anderes, aber melden Sie sie wenigstens an! Sie kriegen Schwierigkeiten, wenn Sie das nicht tun. Sie sind als SPD*-Mann* bekannt, Sie kriegen Schwierigkeiten.» Und daraufhin durfte ich denn. Dann bin ich mal gegangen, mal nicht gegangen. Und nachher, da war ich so dreizehn, bin ich eigentlich immer gegangen. Es hat mir Spass gemacht. Politische Schulung, da hatte ich es nicht mit. Aber so Turnen und Wandern und Singen, das fand ich gut. Und dann hatte ich es nachher, genauso wie meine beiden Brüder, bis zu einem Schnürchen* gebracht.

Das war Glück, dass wir eine Führungsposition in der Hitlerjugend* hatten; denn 1944, nach dem Attentat auf Hitler*, haben sie meinen Onkel, der war auch SPD*-Mann, den haben sie kassiert, meinen Vater nicht. Und da meine Kusine bei der Kripo beschäftigt war, hat sie den Onkel wieder freigekriegt. Den haben sie sofort kassiert, acht Tage nach dem Attentat* war der weg. [...] Es wurden damals alle, die angeblich Gegner des Regimes waren, kassiert. Gegner des Regimes waren sie, aber eben passiv. Weil sie wussten, was ihnen bevorstand.

Frau V. (1928): Ich kann es nicht mehr ändern, was ich damals gedacht habe.

Meine ersten Erinnerungen an die Politik, die hatte ich im Jahr '33 nach der Wahl* von Adolf Hitler. Da war ich ja nur ein kleiner Köttel von fünf Jahren, aber trotzdem ist es hängen geblieben, dass meine Eltern fassungslos waren. Sie sagten: «Mein Gott, wir haben ihn doch nicht gewählt. Warum kommt er an die Macht?» Und das war auch oft das Thema. Aber wenn ein Kind dazu kam, dann wurde das dann immer wieder unter den Teppich gekehrt, weil man doch damals schon eine gewisse Angst hatte, den Mund aufzumachen. Und man merkte den Erwachsenen auch ein ungutes Gefühl an. Das war irgendwie, der warf seine Schatten voraus. Und meine Familie war an und für sich eine SPD*-Familie, kann ich ganz offen sagen. Ich bin auch so ungefähr in diesem Umfeld gross geworden. [...]

[Später, in Oberschlesien, nach '43,J habe ich dann ungefähr anderthalb Jahre ein sehr schönes Schulleben geführt. Wurde allerdings auch, was mir gar nicht behagte, wieder vom BDM* eingefangen. Das war ja furchtbar, dieses Organisieren, die Jugend zu kriegen. Die hatten nun mitgekriegt, dass ich aus dem Westen gekommen war. Und meine Eltern hatten mich nicht gemeldet beim Bann*. Man musste sich ja melden. Meine Eltern sagten: «Komm, komm, nicht!» Und dann wurde ich zum Bann* geordert, wurde praktisch verdonnert, am schönen Leben der Jugend teilzunehmen.

Ich war vorher [in Wuppertal] im BDM*. Ich musste ja. Sie mussten, Sie kamen gar nicht drum rum. Das war ja Pflicht. [...]

Mit zehn Jahren ungefähr, dann kriegten sie einen ja. Ich bin erst eine ganze Zeit drum rum gekommen, bis sie mich hatten. Aber dann war es ja passiert. [...] So eine gewisse Zeit haben mich meine Eltern doch schon davor bewahrt. Also, die waren nicht für das Regime. [...]

[Mit dem BDM*] waren wir in einer Villa in Elberfeld. Da habe ich noch eine Erinnerung dran. Da waren Juden rausgeschmissen worden. Was uns allerdings nicht gesagt wurde. Und da wurde natürlich alles auf Adolf hin [ausgerichtet]: «Heil unser Führer, was er macht, ist richtig.» Und wir wurden so richtig in diese Sache reingestossen. Der war der Herrgott, der wurde praktisch angebetet. Und dann haben wir Heimabende gehabt, dann wurden Reden gehalten, dann wurden Lieder gesungen. Wir waren auch draussen in der Natur, sind ein Stück gewandert, aber nicht viel, nur immer zu gewissen Plätzen. Und da wurden immer Volkslieder gesungen, so «Heil mein Führer», in dieser Art. Und na ja, notgedrungen machte man mit. [...]

[Später dann, das Attentat vom 20. Juli 1944*,] das habe ich mitbekommen. Aber zu meinem Unglück muss ich gestehen, dass ich damals so durch Hitler geprägt war, dass ich Gott gedankt habe, dass das Attentat* nicht gelungen war. Also da bin ich ganz ehrlich. Ich kann jetzt, wo ich die Beweggründe kenne, da kann ich mich nicht mehr verstehen. Aber so sind wir seinerzeit doch nur auf Hitler bezogen getrimmt worden. Es hiess: «Ein Kind für den Führer!» Ja, mein Gott noch mal, da ist so viel passiert. Aber wie gesagt, wenn ich das erfahre, was da alles los war ... Ich kann meine Gedanken nicht zurückholen, ich kann es nicht mehr ändern, was ich damals gedacht habe. [...] Da sieht man, was eine Einprägung aus einem Menschen machen kann. Nur eingeschworen auf das eine. Einen klaren anderen Gedanken konnte man auch nicht fassen. Da wurden wir immer von abgebracht. [...]

Der ganze BDM* und diese Hitlerjugend* waren alles schon Vorarbeit auf die Partei*. Das war eine reine Parteiarbeit. Die haben versucht, uns schon dahingehend einzupflegen. [...] Und das waren Sachen, da habe ich mit meinen Eltern nicht mehr darüber gesprochen. [...] Die ganze Lage war anders geworden. Ich hatte mich vielleicht so entwickelt, wie sie mich nicht haben

wollten. Sie durften mir ja auch nicht zu viel sagen. Da war eine gewisse Vorsicht ja auch nötig. So lieb wie ich sie hatte, aber da sind wir ja ...

Herr H. (1925): Wir haben das Zweckmässige und das Vorteilhafte gesehen.

Es war ja dann nach '33, spätestens Ende '33, Anfang '34, fast üblich, dass man, auch im Haus, wenn man jemanden traf, man grüsste nur noch mit «Heil Hitler»*. [...] Damals wohnte in unserem Haus in der Aachener Strasse *Köln*) der damals schon als Domorganist tätige Professor Z. Damals als ganz junger Mann. Auf uns machte der Professor Z. gar nicht den dollen Eindruck, sondern den dollen Eindruck machte auf uns seine Frau. Ein Bild von einer Frau. [...] Und die Eltern hatten uns gesagt, weil sie eben auch von der Herkunft und der Tätigkeit wussten: «Also Z., denen sagt mal anständig guten Tag. Verschont die mit eurem dämlichen 'Heil Hitler»*!» Daran haben wir uns gehalten. Denn wenn unsere Eltern, speziell unsere Mutter, was sagte, dann hatte das schon Hand und Fuss. [...]

Die Z. waren ausgesprochen katholisch, das wussten die Eltern besser als wir. [...] Und dann musste man ja nicht unbedingt, jedenfalls meinten das die Eltern, auch noch Anstoss erregen. Der Zufall will es, da kommt Felix F., der Sohn von dem Kreisleiter*, und will mit mir Fussball spielen. [Und wir gehen durch unseren Hausflur], und wie es dann der Zufall will, begegnet mir diese Frau Z. Und ich sage, weil ich das auch gar nicht anders für notwendig hielt, auch in Gegenwart des Sohnes des Kreisleiters*: «Guten Tag, Frau Z.» Die Frau Z. ist wohl ein paar Stufen hoch, schnauzt mich dieser Felix an: «Das heisst 'Heil Hitler»*, und wenn du das in Zukunft nicht sagst, dann werde ich meinem Vater Bescheid sagen.» Da habe ich das erste Mal gefühlt, dass da schon Druck ausgeübt wurde. Ich habe das sicherlich nicht umsetzen können, dass das jetzt irgendwo mit einer Gefahr verbunden war, aber ich habe gemerkt, da wird Druck auf dich ausgeübt. Und dann habe ich das, nachdem ich es so eine Weile mit mir rumgetragen habe, meiner Mutter erzählt. Die Mutter hat sich in Schweigen gehüllt. Die Mutter hat

mir nichts dazu gesagt. Ich meine, heute kann ich das interpretieren, aber damals konnte ich das nicht. Also, es hat sich [damals] einiges geändert, auch für uns Kinder, in einem Masse, dass es mindestens auffiel.

Es hat sich atmosphärisch sicherlich einiges geändert. Deutlicher wurde das dann, wie ich nach Abschluss des vierten Schuljahres auf die Höhere Schule wechselte. Da traten dann zu Beginn des Schuljahres und bei Ferienbeginn und bei Feriende alle Klassen auf dem Hof an (*siehe Glossar »Appell auf dem Schulhof«*). Das war im grossen Karree. Dann hatte der Hausmeister morgens schon die Fahne hochgezogen, die wurde vor den Ferien eingeholt, nach den Ferien hochgezogen. Und einer, meistens einer aus der Unter- oder Oberprima, also ein etwas älterer Schüler, der musste dann lauthals kommandieren und dem Direktor melden, dass sie alle da sind. Und der Direktor, ein alter Offizier aus dem Ersten Weltkrieg, der nahm [die Meldung] entgegen, zwar mit einer etwas unmilitärischen Grussbewegung, aber immerhin. Auch der Direktor [kommandierte dann]: «Augen geradeaus!» und «Rührt euch!» Das konnte er noch, das war noch recht überzeugend. Das ging wohl schon im Kommandoton. [...]

Aber da wir schon nach kurzer Zeit das Kollegium einer erzkatholischen Schule mitübernehmen mussten, die war einer baulichen Massnahme in Köln gewichen, das Apostelgymnasium, ... war auch eine Reihe von Lehrern dort, die sich sehr exponiert hatten und disziplinarisch zurückgesetzt wurden. Die mussten jedenfalls in unsere Schule mit integriert werden. Und dann war es sehr schnell deutlich. Wir hatten ja noch am Samstag Schule, aber samstags nachmittags mussten wir auch antreten beim Jungvolk*. Also wenn wir dann morgens mit der Uniform schon in die Schule kamen, dann konnte es passieren, dass ein Lehrer, der das gar nicht gerne sah, einen derartig zwischennahm, dass man genau wusste, jetzt hast du deine Fünf weg. Also liess man das sein, auch wenn die Zeit sehr knapp wurde, oder man zog so ein Windblüschchen über, dass das nicht gleich sichtbar wurde und nicht noch schlimmer war. [...]

Da sind doch einige Lehrer gewesen, die in ihren Äusserungen einem doch schon recht nahe treten konnten in dem Sinne,

dass sie sich eigentlich ganz gegen die Nazis ausgesprochen haben, das aber sehr geschickt verpackt haben, so dass das für uns nicht so überzeugend war, als wenn das im sachlichen Tone vorgetragen worden wäre. Andererseits haben wir auch gemerkt, dass einige Lehrer, die von ihrer Pädagogik und Didaktik absolute Nieten waren, dass die auf einmal Oberwasser kriegten. Die brachten dann ausgesprochen braun gefärbte (= *nationalsozialistisch ausgerichtete*) Zeitungen mit in die Schule, machten das zu einem Teil ihres Unterrichtes. Es wurde zum Beispiel in Biologie sehr viel intensiver Vererbungslehre unterrichtet, Vererbungslehre aber in Hinblick dadrauf, was unwert oder nicht wert war ... Da wurden die Mendel'schen Gesetze* durchgepaukt bis zum Geht-nicht-mehr. Und es wurde immer drauf hingewiesen: Und wenn einmal (*ein sog. Erbproblem aufgetaucht ist*), dann kann das immer wieder durchschlagen. Dass nicht gerade noch dazu gesagt worden ist, wenn vor hundert oder zweihundert Jahren ein Jude* in deiner Familie war, dann ist das schon eine Schande gewesen, also das stand unausgesprochen

im Raum. Insofern war das (*die Machtübernahme*) auf der Höheren Schule sehr deutlich fühlbar. Man wusste aber, wie man sich da im Hinblick auf den schulischen Erfolg, der bei uns mindestens noch absoluten Vorrang hatte, einzurichten hatte. [...] Aber es war noch so, dass das nicht etwa als Pression empfunden werden musste, keineswegs. [...]

Dann habe ich etwas ganz Denkwürdiges erlebt, was mir sehr nahe gegangen ist, sicherlich auch erst im Nachhinein. Wir sind als Kinder in den Kindergottesdienst geschickt worden, in die Christuskirche in Köln. Und wir hatten zwei Pastöre, die den Kindergottesdienst machten: Einen alten Pfarrer, den Pfarrer B., ein richtiger Opa-Pfarrer, den man so richtig gern haben konnte als Opa; wo man sich vorstellen konnte, wenn man bei dem auf den Knien sitzt, dann hat man alles, was man will. Und einen sehr viel jüngeren, einen Pfarrer K. Und dieser Pfarrer K., was ich zu dem Zeitpunkt gar nicht wusste, was ich aber später dann erfahren habe, der war alter Parteigenosse (*Parteimitglied*). [...] Die waren ausgezeichnet durch das sog. Goldene Parteiabzeichen*, das war das Parteizeichen mit einem Goldkranz drum rum. Und das trug der auf dem Talar. Die Sache



Herr H. beim Appell eines Jungvolk-Fähnleins in Köln, 1943
(Privatarchiv: Herr H.)



Herr H. in der Jungvolk-Uniform eines Fähnleinführers, 1943
(Privatarchiv: Herr H.)

eskaliert noch einen Schritt weiter. Wie ich mit vierzehn Jahren konfirmiert worden bin, war Krieg. Und es war in der Tat für niemanden mehr leicht, aber für meine Eltern war es geradezu schwierig, uns etwas, was nicht zweckmässig und jungenhaft war, also irgendein gutes Kleidungsstück, vergleichbar heute mit dem ersten Anzug, zu beschaffen. Das war einfach nicht da, das gab es nicht 1940. Und dann hat dieser Pfarrer K. über seine Beziehungen für alle diejenigen, die damit einverstanden waren, sog. Berechtigungsscheine besorgt. Und da konnten wir uns in einer Kleiderkammer, die von der Partei* unterhalten wurde, irgendwo im Kölner Stadion, eine komplette Uniform fürs Jungvolk* holen. Komplett! Alles, was wir brauchten, von den Schuhen bis zum Halstuch – unter der Bedingung, dass wir darin konfirmiert werden. [...] Äquivalent auch für die Mädels.

Bis auf zwei haben alle das akzeptiert und gemacht. Und dann sind wir in Uniform konfirmiert worden. Wenn ich mir das heute so vor Augen halte, da muss ich wirklich sagen, das war schon ein starkes Stück. Wir haben das nicht so gesehen. Wir haben das Zweckmässige und das Vorteilhafte gesehen: Uniformen waren hervorragende Textilien, die waren kaum zu verschleissen, die waren das Einzige, was im Krieg noch in Ordnung war. Wir haben es mitgenommen und haben unsere Konfirmation nicht anders angesiedelt. Ich glaube, wir haben auch damals eigentlich die Konfirmation aus einem Stück Gehorsam den Eltern gegenüber, es geht nun halt nicht anders, wir können nicht so aus der Reihe tanzen, getan. Vielleicht auch noch in der stillen Erwartung, es gibt noch etwas dazu. Obwohl, es hat bei uns nichts mehr gegeben. [...] Wir sind zunächst mal aus der Kirche rauskonfirmiert worden. Zumal auch seitens der Hitlerjugend* angesichts dieses Eklats, in Uniform konfirmiert, Druck ausgeübt wurde: «Das war nun das letzte Mal, nicht?» Dann wurde ja sonntags immer der Dienst angesetzt. [...]

Angstgefühle habe ich erst kennen gelernt, als ich Soldat geworden bin. Im Sommer '43. Die Angstgefühle sind schon vorher aufgetreten und zwar, als mir, ich war ja nur ein kleiner Jungvolk*-Führer, mindestens alle 14 Tage irgendjemand sehr nachdrücklich empfahl: «Jetzt wird es aber Zeit, dass du dich für die Waffen-SS* meldest. In Düsseldorf ist eine entsprechende

Dienststelle, Alter hast du, brauchst ja nur siebzehn Jahre sein, kannst du dann zur Waffen-SS.» Und dann hatte ich mich in meiner Naivität an meine Tante gewandt. Ihr Mann, der jüngste Bruder meiner Mutter, war Soldat. Und das hatte mir in dem Punkte zu denken gegeben, er war 1933 von seinem Posten als Landrat [...] entfernt worden, weil er politisch untragbar gewesen wäre. Er war Sozialdemokrat*. Das hatte ich nicht gewusst. Das hatte mir meine Mutter erzählt. War damals eigentlich sehr stolz, hat uns das auch mal als Kindern erzählt, dass der damals mit 32 Jahren der jüngste Landrat in Deutschland war. War sicherlich ein überragender Mensch und ist dann nur durch Freundesvermittlung in Köln in eine Tätigkeit in der Rheinischen Kaufhalle gekommen und ist dann aber, weil er als politisch unzuverlässig galt, sehr früh eingezogen worden. [...]

Und dann bin ich zu der Tante Thea, weil das jemand war, der nicht den Nazis gegenüber sich verpflichtet fühlte, das auch immer wieder gesagt hatte, war auch Sozialdemokratin*, und habe gesagt: «Tante Thea, was mach' ich denn? Die wollen mich absolut zur Waffen-SS haben, da habe ich keine Lust zu. Dass ich Soldat werden muss, das ist klar, aber zur Waffen-SS nicht.» Ich weiss noch, sie hat sich nicht besonders angesprochen gefühlt, aber das kann ich ihr heute sehr gut nachfühlen. Dann hat sie gesagt: «Sieh' zu, dass du dich woanders freiwillig meldest, aber zur Waffen-SS, kann ich dir nur sagen, in keinem Fall.» [...] Waffen-SS war auch für uns damals, das war ein sicheres Himelfahrtskommando. Da haben das erste Mal, schon bevor ich Soldat geworden bin, Angstgefühle eine entscheidende Rolle gespielt.

Dann habe ich mich an einen alten Marineoffizier gewandt, der war Korvettenkapitän* im Wehrbezirkskommando*, er war zwar Berufsoffizier, aber keineswegs linientreu im Sinne der Nazis. Und nachdem der sich da so ein bisschen vergewissert hatte, wurden auch die bis dahin noch offenen Zwischentüren zugemacht. Und dann sagte der zu mir: «Melden Sie sich sofort als Reserveoffiziersanwärter zur Kriegsmarine. Ich Sorge dafür, dass Sie in vierzehn Tagen eingezogen werden. Sie müssen zwar noch eine Eignungsprüfung machen, aber das dürfte ja keine Schwierigkeit sein.» Und dann bin ich zur Marine gekommen.

1.6 Wegsehen: Euthanasie und Judenverfolgung

**Frau C. (1931): Und dann hörte ich, wie mein Vater sagte:
«Der hat bestimmt ein Kissen auf die Nase gekriegt.»**

Wir hatten doch nichts mitbekommen von dem, was der Adolf gemacht hatte. Das glaubt uns kein Mensch, aber es ist tatsächlich so. Ich habe ein einziges Mal irgendwas gehört. Da war in der Nachbarschaft ein älterer Herr. Die hatten fünf Kinder, und bis auf eine waren die alle so ein bisschen zurückgeblieben. Wurden in der Schule zwangsversetzt, wegen Alters versetzt. Und (*auf einmal*) hiess es: «Der olle X. ist gestorben.» Es war die damalige Ausdrucksweise. Und dann hörte ich, wie mein Vater sagte: «Der hat bestimmt ein Kissen auf die Nase gekriegt.» Und dann haben sie gemerkt, dass ich zuhörte. Und dann hab' ich gefragt, weil vom kindlichen Spielen weiss man, bekommt man ein Kissen aufs Gesicht, da bekommt man keine Luft mehr, und der ist tot: «Also was hat das für einen Zusammenhang?» Ach, und dann hat man mich abgewiegelt: «Ach, da hast du was Verkehrtes gehört.» Ich war da noch keine zwölf. Und das war das Einzigste. Ich weiss wohl, dass die oft getuschelt haben und dass die am Radio gesessen haben, und dann wurden wir weggeschickt, oder das Radio wurde so leise gestellt, oder die haben mit Kopfhörern gehört, dass wir das nicht mitbekamen. Wahrscheinlich aus Angst, wir würden irgendetwas ausplaudern.

Und diese Flugblätter, die immer runterkamen, jede Menge, die wir natürlich heimlich alle gelesen haben. Was unsere Leute getan haben sollten, und was Hitler getan haben sollte. Das wurde alles als Einschüchterung und Propaganda abgetan. Ich hab' mir das nicht vorstellen können, weil man sich ja so was gar nicht vorstellen kann. Und das vergessen heute viele, wenn sie sagen: «Ihr seid alle schuldig.» Das konnte man sich nicht vorstellen. Und zudem, das sage ich auch immer wieder, und ich geniere mich auch nicht: Ich bin kein Nazi, ganz bestimmt nicht, aber meine Mutter wurde zum ersten Mal als Mutter von vier Kindern weggeschickt in Erholung durch «Kraft durch Freude»*. Das war so was Tolles, das gab es bis dahin nicht. Meine Mutter war an der Côte d'Azur. Ja, oder sie war für ein

Wochenende weg. Das war toll. Und ich könnte nicht sagen, dass meine Mutter Nazi war oder ... Wir hatten Juden als Freunde. Und ich hab' auch nie begriffen, wo die abgeblieben waren.

Frau F. (1925): Wir haben gedacht, das ist ein Gefängnis. Von KZ hatten wir doch überhaupt keine Ahnung.

Auch von den Konzentrationslagern*, das haben wir damals wahrscheinlich alle nicht so erfahren. Nur in einem besonderen Fall: [Wir haben mal einen Bekannten gehabt, meine Eltern vielmehr,] da war der weg. Und nach einiger Zeit kam der zurück, das war noch vor '36, da wurden wir Kinder rausgeschickt, und der Betreffende, der da im KZ*¹ gesessen hatte, der hatte das denn erzählt. Sie hätten Heringe essen müssen, die durch dickes Salz gezogen waren und kriegten keinen Schluck zu trinken. Also das ist so das Einzige gewesen, was auch so meine Eltern von Konzentrationslagern* erfahren haben. Der war denn nachher wieder zu Hause. Ja, und da ist nie drüber geredet worden. [...]

Das ist mir denn nachher von meiner Mutter erzählt worden, der Herr R., der hat salzige Heringe essen müssen und kriegte dann keinen Schluck zu trinken. Und da hab' ich gedacht, ja meine Güte ... Gibt es denn so was? Solche strengen Gefängnisse? Wir haben gedacht, das ist ein Gefängnis. Von KZ* hatten wir doch überhaupt keine Ahnung. [...]

Dieses Ehepaar [wohnte] unten [bei uns im Haus]. [...] Die hatten auch keine Kinder, und wir waren sehr viel unten bei denen, bei dieser Frau. War so unsere zweite Mutter. [...] Der Mann war auf einmal verschwunden. Wusste doch kein Mensch, wo der war. Und die Frau hat, glaube ich, gesagt, der ist in Kur oder in Ferien. Die hat da gar nicht drüber gesprochen. Als der denn dann, der war sechs oder acht Wochen weg, wieder nach Hause kam, da sind die oben bei uns gewesen. Wir wohn-

¹ Es handelt sich hier um diejenigen Konzentrationslager, die bereits zu Beginn des NS-Regimes eingerichtet wurden. In diesen Lagern wurden hauptsächlich politische und religiöse Gegner des Regimes interniert. Ziel war es, durch Einschüchterungsmassnahmen wie plötzliche Verhaftung auf unbestimmte Zeit bis hin zu Folter jeden tatsächlichen oder potentiellen Widerstand zu zerschlagen.

ten auf der ersten Etage. Und dann hat der erzählt, und wir Kinder, wir mussten in unser Zimmer. Das durften wir nicht so mitkriegen. [...] Da hat der den ganzen Abend mal bei meinen Eltern gesessen und hat erzählt. Das durfte auch keiner aus der Nachbarschaft erfahren. [...]

Und dann auch die Judengeschichte da. War ja schlimm, [das] mit den Konzentrationslagern¹⁷ und der Judenvernichtung. Aber wenn da heute wieder was im Fernsehen gezeigt wird, ich mein', das muss vielleicht sein, um da unsere Nachkommen davor zu erschrecken, um denen das beizubringen, aber manchmal kann ich das nicht mehr sehen. Wenn man sich vorstellt, was die Menschen schon da mitgemacht haben, ja, da wagt man sich gar nicht reinzusetzen, würd' ich sagen.

Ich habe eine Tante und einen Onkel, eine Schwester meines Vaters und einen Bruder meines Vaters, da hiess es immer, [die] Tante und [der] Onkel sind taubstumm. Aber die sind in dem Sinne nicht taubstumm, die sind nur schwerhörig gewesen. Die wohnten in Recklinghausen. Und da weiss ich, im Dritten Reich, dass da die Rede von gewesen ist, dass sie die Tante, wie nannte man das, «sterilisieren»¹⁷ wollten. Das wurde uns [den Kindern] gegenüber, ja, nicht gerade verschwiegen, aber es wurde nicht unbedingt darüber geredet. [...] Also die Geschwister meines Vaters untereinander, wenn die so zusammen waren, dann wollten die sich dagegen wehren. [...] Mit der Tante ist es Gott sei Dank nicht dazu gekommen, scheinbar waren die zuständigen Stellen sich selber nicht drüber einig, ob das nötig war. [...] Aber [für die, die] so was in der Familie haben mitmachen müssen, könnte ich mir vorstellen, ist es schlimm gewesen. Oder wenn so missgebildete Kinder einfach umgebracht wurden.

Ob ich davon wusste oder Gerüchte gehört hatte? Ja. Ich wusste von einer Schulkameradin von meiner Schwester. Die wohnten in Koxhof neben der katholischen Schule. Damals, wie die «Kristallnacht»⁷ war und die Juden alle verschwanden, ... so hier in Wülfrath, glaube ich, ist ja auch eine Familie ausgerottet worden oder sind die Häuser angesteckt worden. Da waren die über Nacht verschwunden, die ganze Familie. Da hiess es immer, M. G., die ist Jüdin. Dann ist die auch bestimmt umgebracht worden. Ob es wirklich [so] war, [die Frage] hat uns damals arg auch

belastet. Ja, das ist erwähnt worden, und man hatte wohl nachgedacht und dran gedacht, aber das ist nachher so verflacht alles. Hier die Tante, die ist dann später in Recklinghausen beim Bombenangriff umgekommen. [...] Als [ihr Mann] abends nach Hause kam, da war das Haus in Trümmern. Die haben von meiner Tante nur noch so 'n Fetzen vom Kleid gefunden. Da hat er sie dran erkannt: dass es das Kleid von seiner Frau war. [...]

Die Enkel hier von dem Onkel, die haben erst mal in der Grundschule eine Klasse übersprungen, beide. Einer hat sogar in Amerika einen Lehrstuhl angeboten gekriegt. Ist auch, glaube ich, da. Also ganz intelligente Leute. Und da wollte der Staat so was machen. Vielleicht auch dadurch, dass die Geschwister sich gewehrt haben, ist es eben nicht dazu gekommen. Vermute ich mal.

Frau K. (1925): Wenn man nicht blond und blauäugig aussah, war es ja ziemlich schwierig.

Und zu den Judenverfolgungen, da muss ich ganz ehrlich sagen, da habe ich nix, keine richtige Erinnerung. Ich muss da wohl zu klein gewesen sein. Ich habe das auch nicht so empfunden. Ich weiss nur, wie gesagt, wir hatten jüdische Freunde, und ich spielte auch mit den Kindern. Und die kamen dann auch zu uns in den Garten raus; wir waren eigentlich ziemlich eng befreundet. Da weiss ich nur, dass es hiess – Viktor und Wolfgang hiessen die Kinder – «die werden nach England fahren, die kommen da ins Internat.» – «Och», habe ich gedacht, «das ist aber traurig.» Für mich war das der Verlust eines Spielfreundes, aber weiter war das nix. Und die Eltern waren eines Tages auch verschwunden. Das ist das, was ich weiss. Und dann von der Kristallnacht¹. [...] Nein, erst haben die die Kinder ... Jetzt weiss ich es, mein Vater hat mir das nachher erzählt, aber er hat es mir vorher nicht erzählen wollen, dass die die Kinder erst in Sicherheit gebracht haben nach England. [Und] zwar vor dem Krieg noch. Und dann sind sie eines Tages auch weg gewesen. Ich weiss nicht, ob meine Eltern was wussten. Jedenfalls von der Kristallnacht^{*}, das weiss ich wohl. Aber es ist als Kind nicht so rangekommen. Ich habe das auch nicht gesehen. Man hörte irgendetwas. Und ich hatte auch jüdische Mitschülerinnen, zwei, mit denen ich

mich recht gut verstand. Ja, die waren eines Tages verschwunden. Unter Kindern ... Wir waren noch einfach zu jung, um das zu empfinden. Nachher habe ich natürlich davon gehört, als junger Mensch, klar. [...]

Ja, das muss also gewesen sein ... Richtig Gedanken gemacht, da war ich schon älter. Da muss ich schon im Beruf gewesen sein. Wollen wir mal sagen, in der Lehrzeit in der AEG. [...] Da habe ich mir Gedanken gemacht. Da hörte man, da fing ich an, mich in etwa damit auseinander zu setzen. Und dann sprach ich auch mit meinen Eltern darüber, das ist klar. Aber direkt, da kann ich mich nicht so erinnern. Ich weiss wohl, dass da Krawalle waren, aber es drang nicht so ein. Man nimmt ja so manches nicht so auf.

Ja, da hörte man wohl, dass man den Juden das Eigentum nahm. Und dass sich andere bereichert haben. Ja, was eben heute allgemein bekannt ist. Und dann habe ich natürlich gestaunt und gestutzt. Und dann ist es natürlich so, dass man sich im Rückblick vielleicht auch manchmal, dann kommt auch die Idee: «Aha, daher haben die den aus dem Land geschafft, daher sind die und die weg gewesen.» Dann schloss sich so der Kreis.

Dass es Konzentrationslager* gab, das habe ich dann irgendwie gehört, ich weiss aber nicht mehr von wem. Vielleicht von meinem Vater. Kann auch sein, nachher von dieser Dame (*einer älteren Kollegin bei der AEG in Berlin*) im Beruf. Aber es wurde ja nach Möglichkeit vermieden, [darüber zu sprechen]. Da weiss ich denn nix. Ich weiss nur noch Folgendes, das hörte ich aber erst viel später. Der Schwager meines Mannes war Optiker und war auch Berliner. Und der hatte ein jüdisches Aussehen, war aber kein Jude. Der musste ein Abzeichen tragen, obwohl er nicht in der Partei* war. Es gab aber wohl andere Abzeichen, Arbeitsfront* oder so was. Und dieses Zeichen musste er im Geschäft tragen. Er war in irgendeinem führenden Optikerladen da in Berlin, einem gut bekannten. [Der Inhaber bestand darauf, dass er das trug], damit man ihn nicht als Juden ansprechen konnte. Wenn man nicht blond und blauäugig aussah, war es ja ziemlich schwierig.

Doch, das fällt mir jetzt ein, wo Sie mich darauf ansprechen. Ja, ich habe [Menschen mit dem Gelben Stern* gesehen]. Mei-

stens einzelne Personen aber nur. Nie, dass ich jetzt eine Familie sah. Nur einzelne Personen. Jetzt, wo Sie mich darauf ansprechen. Doch, einzelne Personen und ältere. Alte. Das hab' ich gesehen. Aber man ging eigentlich irgendwie beschämt vorbei. Man wollte es nach Möglichkeit nicht wahrhaben. Man guckte lieber weg. Man wusste, dass es Juden sind. Aber bis zum Ende habe ich als junger Mensch nicht nachgedacht. Na ja, verschwanden ja, waren nachher nicht mehr. Es wurden ja immer weniger. Also, ich bin nie auf den Grund gegangen, warum. Man wusste ja wohl von der Religion her Einiges. Aber, ich kann mich nur erinnern, dass mein Vater, überhaupt meine Eltern, dass sie auch einen jüdischen Arzt hatten früher, bevor sie diesen Hausarzt hatten, von dem ich sprach. Aber, Dr. Kohn hiess der, von dem haben sie oft geschwärmt. Aber mehr weiss ich nicht. Ich habe ihn nie gekannt. Zu meiner Zeit war das nicht mehr. [...] Nein, (*Abtransporte von Juden*) habe ich nie gesehen.

[Und auch nach dem Krieg] bin ich nicht [damit] konfrontiert worden. Ich muss auch ganz ehrlich sagen, das wäre an keinen herangekommen. Wir hatten ja ganz andere Sorgen. Wir wollten ja nicht mehr aufgeklärt werden. Wir wollten ja gar nix mehr wissen. Wir wollten ja jetzt mal leben. Und überhaupt erst mal normal leben. Das kam erst später, direkt in der Nachkriegszeit noch nicht. Da ging ja alles bei uns in Berlin so wahnsinnig drunter und drüber. Ich glaube, das kann sich kein Mensch vorstellen. [...]

Stellen Sie sich doch diesen Trümmerhaufen Berlin vor. Und da kommt jetzt einer und will Sie aufklären. Den hätten Sie ja umgebracht. Da ist schon wieder einer, geht es schon wieder los? Das musste der Mensch alleine machen. Im Laufe der Zeit, aber nicht jetzt von aussen. Und das kam ja dann auch nachher im Laufe der Zeit. Man besann sich dann, aber erst wollte man doch um Himmels willen wieder satt sein und ein Dach überm Kopf haben. Da war das ja so wurscht, ob einem jetzt das Brot vom Russen geschenkt wurde oder vom Ami. Das war egal. Man sah das Brot, und alles andere kam erst später.

Herr R. (1920): *Da wurde ich zum ersten Mal ein bisschen nachdenklich, aber das verflog dann wieder im Kreise der Kameraden.*

[Vor dem Krieg,] das muss so '35, '36 gewesen sein, war in meiner Schulklasse (*in Schlesien*) ein jüdisches Mädchen. Das wurde dann so malträtiert, ich habe da noch ein ganz furchtbares Bild vor Augen. Sie stand vor der Klasse, und wir sangen dann ein Nazi-Lied, in dem es so ging wie: «Wenn das Judenblut vom Messer spritzt, dann geht's noch mal so gut.» Und die stand da - wirklich ein ganz jämmerliches Bild. Das hat mich beeindruckt. Und kurze Zeit später zogen deren Eltern dann auch weg. [Das ist uns aber erst bewusst geworden, als sie nicht mehr in der Klasse war.]

[Im Krieg] stand ich dann Wache vor einem Schloss, wo wir einquartiert waren. Und da waren auch noch polnische Gefangene. Ich hatte eine ganze Nacht Wache zu stehen und kam dann mit einem Polen, der noch in Uniform war, ins Gespräch. Der sprach Deutsch, gutes Deutsch. Wir sprachen über alles Mögliche. Und er fragte mich unter anderem nach meiner Einstellung zum Judentum. Und da zog ich ganz gewaltig vom Leder. Die Juden, die seien also das Schlimmste, was es überhaupt gäbe, sie unterstützten internationale Beziehungen [die Deutschland schadeten], und in Deutschland würden sie alle die Zinsknechtschaft vorantreiben. Mit Schlagworten muss ich da wohl nur so um mich geworfen haben. Er widersprach einige Male und kam immer wieder mit kritischen Fragen dazwischen. Und als ich dann abgelöst wurde, da sagte er: «Das war ein sehr nettes und sehr angenehmes Gespräch. Aber ich wollte Ihnen nur sagen, ich bin ein Jude.» Da wurde ich das erste Mal so ein bisschen nachdenklich. Also, ich habe mich doch vorher ganz nett mit ihm unterhalten, und da war überhaupt keine Differenz zwischen uns beiden. Und da tauchte das erste Mal so ein kritischer Gedanke auf. Aber das verflog dann wieder im Kreise der Kameraden und der Indoktrination.

Frau B. (1921): *Es war entweder Gleichgültigkeit, oder man hat es unterdrückt, weil zu viel Fremdes auf einen einstürmte.*

[Ich war] achtzehn, da ist eigentlich die NSDAP'«' so auf mich aufmerksam geworden. Da wurde ich dann Blockwart* vom Luftschutz, und ich musste mit der Sammelbüchse gehen. [...] Das kam hier in Wülfrath von der Ortsgruppe, da wurde doch jeden ersten Sonntag im Monat gesammelt. Da sollte jeder Eintopf kochen und das Übrige in die Sammelbüchse tun (*Winterhilfswerk**). Diese Sammlungen habe ich durchführen müssen. Die haben mich dazu verdonnert. Ich weiss nur, dass wir immer gesagt haben: «Spendet für die Einbahnstrasse nach Jerusalem!» Es war schon im Unterbewusstsein, etwas mit dem «Spendet für die Einbahnstrasse nach Jerusalem!» Also, was meinte man damit? Heute denk' ich mir, dass man irgendwie die Juden raus haben wollte, sollte eben eine Einbahnstrasse sein, dass sie nicht zurückkommen. [...]

Eine Kollegin von mir, die wohnte in [...] Elberfeld, das war eine «Halbjüdin». [Eines Tages,] ich war oben im Büro allein, da kommt auf einmal mein Chef und sagt zu mir: «Du, hör' mal, die Anneliese B. kommt jetzt rauf. Die soll jetzt hier oben bleiben.» Ich sag': «Warum das denn?» – «Das muss dir genügen, wenn ich dir sage, die soll jetzt hier oben bleiben. Du kommst wieder zur Tönisheiderstrasse». Und dann hat sich nachher herausgestellt, dass man sie entlassen sollte, weil sie «Halbjüdin»* war. Ihre Mutter war abgeholt worden. Ach so, da kam sie an einem Tag während der Anlernzeit, als wir zusammen oben waren, da kam sie ganz in Schwarz. Da sag' ich: «Anneliese, ist was passiert?» Und da weinte sie und sagte: «Frag' mich nicht!» Ich sag': «Anneliese, sag' es doch.» – «Nein, frag' mich bitte nicht.» Und da war ihr jüngster Bruder abgeholt worden und war auch irgendwie, glaube ich, zu Tode gekommen. Da durfte sie aber am nächsten Tag schon kein Schwarz mehr tragen. Und der ältere Bruder, der war Zahnarzt. Der war verheiratet mit einer «Arierin»*, und da war immer gesagt worden: «Du musst dich scheiden lassen!» Das hat die Frau aber nicht getan. [...]

Und dann war 1943 der Grossangriff auf Wuppertal. Und die durften nicht in den Keller. Aber das hat ihnen das Leben geret-

tet. Denn die sind dann, als das so schlimm wurde – das war auch sehr, sehr mutig oder Verzweiflung – zu dem Bruder mit der Frau [gelaufen]. Und das Haus, wo sie gewohnt haben, ist niedergegangen. Also, so war auch da etwas Gutes für die dran. Nein, die durften nicht in den Keller. «Halbjuden» durften nicht in den Keller. Und die hätte auch nicht mehr bei der Firma bleiben dürfen. Das war an für sich noch sehr nett von Hs. (*den Firmeninhabern*), dass sie die noch praktisch so unter der Hand [weiterbeschäftigt haben, so nach dem Motto:] «Hier [oben] ist sie alleine, hier kann sie kein Unheil anrichten.» [...] Von der Mutter haben sie nie mehr was gehört und von dem Bruder auch nicht. [...]

[Mir ist erst] sehr, sehr spät [klar geworden, was wirklich mit den Juden passiert ist]. Das war, als die ganze Aufarbeitung und die ganzen Mitteilungen losgingen. Da habe ich auch sehr, sehr oft und intensiv an die Mutter denken müssen und auch an meine frühere Kollegin. Ich glaube, was meine frühere Kollegin mitgemacht hat, habe ich damals nicht erfasst oder nicht erfassen wollen. Das kann ich heute nicht mehr sagen. [...]

Mit den Juden, das ist uns erst weit nach dem Krieg so zu Bewusstsein gekommen. Wir haben alle gedacht, die wären, genau wie hier die Ostarbeiter (*7/wangsarbeiter**), in Arbeitslager gekommen. Davon waren wir überzeugt. [...] Es war eine Zeit der Gegensätze. Gegensatz Kommunismus – Nationalsozialismus. Sehr viele Rote sind braun geworden. [...] Nun muss ich sagen, in Wülfrath waren gar keine Juden, also wo man einen persönlichen Kontakt zu hatte. Und die Mutter meiner früheren Kollegin, die kannte ich nicht persönlich. Ich glaube, da ist man sehr schnell zur Tagesordnung übergegangen. Da hat man sich keine weiteren Gedanken drüber gemacht. Denn man sah ja auch hier Menschen aus anderen Völkern, die zur Arbeit herangezogen wurden.

Von mir aus, möchte ich sagen, habe ich es unterdrückt, oder es war Gleichgültigkeit, also das kann ich Ihnen heute nicht mehr sagen. Es kann genauso gut Gleichgültigkeit gewesen sein, weil man an allen Ecken und Enden Konfrontationen sah. Da waren die Fremdarbeiter'«' aus Frankreich, da waren die Fremdarbeiter'«' aus Russland. Unsere Männer und Brüder, und auch

zum Teil unsere Väter, waren auch in fremden Ländern, und wir hatten hier auch (*deutsche*) Soldaten, die aus ganz anderen Bereichen kamen. Denn es gab ja damals noch Entfernungen, und wenn dann ein Soldat aus Bayern kam, das war für uns schon fast ein fremdes Land. Ich möchte sagen, es war entweder Gleichgültigkeit, oder man hat es unterdrückt, weil zu viel Fremdes auf einen einstürmte. Denn damals, Soldaten aus Ostpreussen, die kamen aus einem anderen Land. Das war nicht so wie heute. [...]

Es war eigentlich nach '48, als die ganzen Mitteilungen rüberkamen, als es wieder ein normales Radioprogramm gab, als es wieder normale Zeitungen gab, als es auch überregionale Zeitungen gab, da ist eigentlich die ganze Aufarbeitung in mir vorgegangen; denn bis dahin war eigentlich nur die Zeit des Überlebenswollens und dann die Zeit des Vorankommenwollens. [...] Es ist 1950 geworden, bis man für alles andere auch noch mal aufnahmebereit war.

Es war dann ein Entsetzen. Und ist das jetzt ein Schutzwall? Ich kann es auch heute noch nicht begreifen. [...] Also auch heute, ich kann es nicht begreifen, dass Menschen fähig sind, so etwas zu machen. Ich kann das nicht begreifen. Also, das ist für mich ... Gut, dass Gräueltaten auf dem Felde der Ehre, wie man so sagt, bei Krieg ... Aber dass man hilflose Menschen und mit Vorsatz ... Ich kann es heute noch nicht begreifen, dass so etwas möglich ist. Ich kann es nicht. Also, ich könnte keine Katze totschlagen. Eine Maus oder eine Ratte, die hasse ich, da ekel ich mich vor, aber ich könnte ... Und dann soll ich Menschen ... Also, das ist mir heute noch unbegreiflich. Ich mein', es ist wahr, sie werden uns ja keine Märchen erzählt haben. Aber dass es wahr ist, also das, das will mir noch nicht unter, also, das will mir noch nicht ins Unterbewusstsein.

Frau S. (1927): Wir haben auch geglaubt, dass der Klapperstorch die Kinder brachte, obwohl die alle im Winter geboren sind.

Wir wohnten ein bisschen ausserhalb (*von Danzig*), daher haben wir von der «Kristallnacht»* als solcher nichts [mitbekom-

men]. Nur eine Freundin, die ist mit ihren Eltern an dem nächsten Abend nach Danzig»' [gefahren], und die hat gefragt, ob ich mitkäme. [...] Und ich durfte mit. Und dann sind wir in die Stadt gefahren und haben zerstörte Geschäfte gesehen und zerschlagene Fensterscheiben und so. Ich konnte mir das überhaupt nicht erklären, warum die das gemacht haben. Und ja, wahrscheinlich waren wir ja noch viel zu jung. Ich war elf Jahre alt, elfeinhalb. Ich fand das ganz schrecklich. Wir sind auch durch die Strassen gegangen, und ich erinnere mich auch noch an dieses Gefühl an den Füßen, über Scherben zu gehen. Das fand ich ganz schrecklich. Und ich sehe auch die zerstörten Geschäfte vor mir. Ich kann auch nicht sagen, dass wir gefragt haben, warum. Wir waren ja auch nicht so, dass wir fragten: «Warum ist das so, oder warum haben die das gemacht?» Irgendwie hat man das hingenommen. [...]

Die haben nachher wohl gesagt, das waren alles jüdische Geschäfte. Und uns wurde dann auch erzählt, dass die Juden eben die Deutschen insofern betrügen, als sie ihnen Geld leihen und erhöhte Zinsen nehmen und so. Und ich meine, das kenne ich ja auch aus meinem Elternhaus oder aus der Umgebung dort, weil es die Landwirtschaft auch direkt betroffen hat. Das darf man nicht vergessen, dass die auch wirklich sich in den Besitz von Höfen und Besitzungen gebracht haben, die eben verschuldet waren. Nach dem Ersten Weltkrieg ist es ja allen schlecht gegangen und der Landwirtschaft ganz besonders, und im Freistaat Danzig* auch noch ganz besonders. Das hat auch jemand in unserer Verwandtschaft betroffen, dass die eben so verschuldet waren und dass die Juden ihnen Geld geliehen hatten. Nicht «die», irgendeiner, und die mussten dann ihren Hof verlassen, und dann wurde darüber gesprochen, oder man hat schon mal was mitgekriegt, und so als Kind denkt man, na ja, die haben die betrogen oder so, die haben die auch um Haus und Hof gebracht. [...] Ich kannte auch nur dieses eine jüdische Arztehepaar. Und es zog ja immer schon mal jemand weg. Und die sind nach Schweden gezogen. [...]

Bei uns am Tisch wurden auch solche Gespräche überhaupt nicht geführt. Erstens waren die vielen Kinder ja da. Und wir hatten auch immer Angestellte am Tisch noch. Und man wusste ja

nie, wer einen da vielleicht anschwärzen könnte. Es wurde darüber nicht gesprochen. Und als Kinder, wie ich noch jünger war, da haben wir auch alles geglaubt. Wir haben ja auch geglaubt, dass

der Klapperstorch die Kinder brachte, obwohl die alle im Winter geboren sind. Oder auch die kleinen Kälbchen und die Fohlen und die Ferkel und alles. Das brachte alles der Klapperstorch. Es war bitterkalter Winter, das Storchennest war leer, die waren überhaupt nicht da, und wir haben den Eltern das geglaubt. Und so haben wir auch viele andere Sachen geglaubt. [...]

Die Augen aufgegangen sind mir erst 1944, als die Mutter mit den drei Töchtern bei uns war. Da bin ich richtig wach geworden. [...] Wir hatten Fremdarbeiter² *. Vor dem Krieg und im Krieg war es bei uns so üblich, dass aus der Kaschubei Polen kamen, Saisonarbeiter. Die kamen, wenn die Rüben verzogen werden mussten. Dann wurden welche angefordert, und dann im Sommer, wenn die Ernte war. Mein Vater hatte da einen Josef, der war dieser Kontaktmann. Und dem wurde geschrieben, wir brauchen dann und dann so viele Leute. Und diese Polen, die hatten auch ein richtiges Haus hinter unseren Scheunen, das hiess die «Polenbude». War nicht schlimm. Nach dem Krieg haben wir mal gedacht, hätten wir doch bloss die Polenbude für uns. Na gut. Und die kriegten dann Essen, die brachten eine Kochfrau mit und haben dann so für sich gelebt.

Im Krieg, da wurde das immer schwieriger. Da hatten wir englische Gefangene und auch russische Arbeiter und zwei alte deutsche Arbeiter, die nicht mehr eingezogen wurden. Und in den Sommerferien '44, als ich zu Hause war, kriegten wir vier Jüdinnen: eine Mutter mit drei Töchtern. Und im ganzen Dorf zu allen Bauern kamen Jüdinnen, und die wurden bewacht von einer strengen, resoluten Frau. Diese Jüdinnen sollten auf dem Feld arbeiten. Sie wurden morgens gebracht, und abends mussten die in so einer Scheune (*in Fürstenwerder*) kampieren, die war aber stabil und vielleicht, hoffentlich, auch warm. Jedenfalls konnten sie da ungestört übernachten. Und die waren so dünn und mager, dass mein Vater die Hände über dem Kopf zusam-

² Hier handelt es sich um angeworbene Erntearbeiter aus Polen, die nicht mit den oft ebenfalls «Fremdarbeiter» genannten Zwangsarbeitern zu verwechseln sind.

mengeschlagen hat und gesagt hat: «Die können doch gar nicht arbeiten, die können das gar nicht machen!» Na ja, pro forma mussten sie dann raus aufs Feld oder haben auch schon mal ein bisschen im Garten gearbeitet.

Es stellte sich raus, die waren aus Ungarn. Waren aus einer gut situierten Familie. Die Mutter sprach Deutsch und die zwei älteren Töchter auch. Nur die Jüngste nicht. Die war vielleicht fünfzehn, die anderen waren vielleicht siebzehn und neunzehn. Und die Mutter vielleicht Anfang vierzig. Das war so erbarungswürdig, es war also richtig traurig. Und wir hatten auch richtig Mitleid mit denen. Aber wir konnten eigentlich nichts machen. Nur denen helfen. [...]

Die sind aus dem Lager Stutthof gekommen, wo sich nachher rausgestellt hat, dass das ein KZ'-Lager war. Ich hab' sowieso nichts davon gewusst. Da gab es nur so einen Slogan: «Wenn du nicht arbeitest, kommst du nach Stutthof.» [...] Ich glaube auch nicht, dass meine Eltern das gewusst haben. [...] Die sind auf die Dörfer verteilt worden. Erstens, damit sie besser gepflegt wurden und zweitens, damit die Bauern auch Hilfskräfte hatten. Nur, wie gesagt, die waren zu nichts im Stande, weil sie eben so dünn waren und abgemagert. [...]

Jedenfalls, das Schizophrene war auch, die mussten alle an verschiedenen Plätzen essen. Die durften nicht zusammen essen. Die Russen, die Engländer und die Juden, jeder musste woanders essen. Arbeiten mussten sie alle zusammen. Und es wurden manchmal Stichproben gemacht, ob die auch in gesonderten Räumen essen. Für die Jüdinnen hatte meine Mutter im Keller so einen Raum fertig gemacht, da war eine Treppe und eine Tür nach aussen, so dass es da ein bisschen freundlicher und heller drin war. [...] Diese Frau, die diese Juden bewacht hat, die ist auch manchmal mittags gekommen und hat geguckt, war ja eine Stunde Mittag mindestens, weil es ja alles mit Pferden gemacht wurde, und die Pferde mussten auch mittags fressen und trinken, und die Leute brauchten mittags auch ein bisschen Ruhe. [...]

Ich hab' auch mit denen gesprochen. Wir hatten ein bisschen Angst, weil es eigentlich gesagt worden war, wir sollten nicht mit denen sprechen. Aber die haben uns ja auch Leid getan. Meine Mutter hat viel mit denen gesprochen. Auch mit dem Es-

sen hat sie gefragt, ob ihnen das geschmeckt hat oder so. Die Jüdinnen kamen auch am Sonntag zu uns. Die hatten dann eigentlich frei. Und dann haben die meine Mutter auch immer gefragt, ob sie nicht irgendwas hätte für sie, ob sie was nähen könnten oder was in Ordnung machen, damit sie nicht so tatenlos da rumsitzen. Und die haben das so schön gemacht, also wirklich hundertprozentig. [...] Die sind dann, wie die Ernte zu Ende war, ich war ja dann auch schon weg, abgeholt worden. [...] Und wir wissen, dass dann auch im Januar '45 das ganze Lager Stutthof geräumt worden ist (*KZ Stutthof*)*. Das waren hinterher so Gerüchte.

Und diese Geschichte hat noch ein Nachspiel. [...] Eine Schulfreundin von mir ist mit einem Professor verheiratet, der in den USA einen Preis gekriegt hat, und zu dieser Preisverleihung ist sie mit in die USA und hat bei diesem Empfang, wo immer das war, auch viele Leute kennen gelernt. Und da sie auch sehr kontaktfreudig ist und die auch merkten, dass sie Deutsch spricht, hat dann irgendjemand gefragt, wo sie herkommt. Und dann hat sie gesagt, ja, von da und da, und dann hat die Frau gesagt: «Ich bin auch dort gewesen zum Ende des Krieges.» – «Ja, wo waren sie denn?» – «Ja, da und da, in der Nähe von Danzig*.» Und dann hat meine frühere Klassenkameradin gebohrt, und Sie werden es nicht glauben, es war eine von den ungarischen Jüdinnen, die bei uns gewesen waren. Ich krieg' ne Gänsehaut, wenn ich drüber spreche. Und die hat gesagt: «Ich kann der Frau W. (*Mutter von Frau S.*) immer nur dankbar sein, wie freundlich sie zu uns war. Und wie sie uns über diese Zeit hinweg geholfen hat.»

Also, ich freu' mich für die, dass die das überlebt haben. [...] Und diese Jüdin hat auch gesagt, sie sind alle rausgekommen. Die Mutter und die drei Töchter. Was aus dem Mann geworden ist, der war Rechtsanwalt, das weiss ich nicht. Das hat sie (*Freundin von Frau S.*) auch nicht gefragt, weil sie auch nicht so genau Bescheid wusste. Ich hatte in diesem Freundeskreis auch nie darüber gesprochen. Ich finde das so schön, dass die wenigstens rausgekommen sind und nachher auch noch weiterleben konnten und dass auch die Haare wieder gewachsen sind, weil die waren so dünn und so mager, und dann dieser Haarschnitt...

Frau V (1928): Und dann auf einmal war kein Stern mehr zu sehen.

Aber mein Erlebnis, das betraf das Judentum. Das werde ich nie vergessen. Und zwar am alten *Generalanzeiger* in der Kasinostrasse in Elberfeld, einem ganz alten Gebäude, da habe ich zum ersten Mal Juden gesehen. Und zwar mit dem Gelben Stern“. Und das war so was Furchtbares für mich. Ich bin nach Hause gekommen und habe gesagt: «Warum zeichnet man die Menschen?» Das war so furchtbar. Und dann auf einmal war kein Stern mehr zu sehen. Das war, in einer Zeit von Null Komma nichts, da war kein Stern mehr zu sehen. Da habe ich mir damals, bin ich ganz ehrlich, noch keine Gedanken drüber gemacht. Ich habe mich nicht gefragt, wo sind die Menschen geblieben. Aber man hätte besser gefragt. Aber wer weiss, vielleicht wäre man dann auch da gelandet, wo die Juden gelandet sind. Das ist diese Sache. [...]

Nein, vorher kannte ich keine Juden. [...] Man ist seinerzeit schon durch die Filme «Jud Süß»* und so weiter immer auf diese Nasen aufmerksam gemacht worden. Aber ich kann mich bewusst an keinen Juden erinnern. [...] Da bin ich ganz komisch durch die Welt gegangen. Immer mit geschlossenen Augen, nehme ich an. Aber da ging es mir auf einmal auf. Und das war so gravierend, das Ereignis, dieser Gelbe Stern*. Der war irgendwie beängstigend auch. Beängstigend, dass man Menschen kennzeichnete. Und dann waren sie verschwunden. Das war das Furchtbare für mich. Das ist mir nachher erst aufgegangen. Man überlegt als Kind nicht so viel. Und wir sind ja immer in diesen einen Gedanken [an] Heimat, Führer, reingedrängt worden. Wir haben gar nicht gefragt: «Hat das der Führer überhaupt veranlasst?» Zu dem Gedanken kamen wir gar nicht. Und ich wundere mich, dass ich jetzt so klare Gedanken fassen kann, dass ich doch den Abstand davon gewonnen habe. [...]

Ich bin kurz nach '50 in die Gewerkschaft eingetreten. Durch die Gewerkschaft, da bin ich wach geworden. Da muss ich sagen, da hat die Gewerkschaft gute Dienste geleistet. [...] Denn während der schlechten Zeit war man nur drauf aus, sich zu versorgen, dass man satt wurde. Man hatte da ganz andere

Interessen. Da war ja erst mal Deutschland wichtig. Erst mal Aufbau Deutschland und so weiter und so fort. Das interessierte einen. Und im Nachhinein, dann kam es. Und das war irgendwie erschütternd, das dann zu hören, was los war. [...] Und dann beschäftigt man sich natürlich weiter. Dann fragt man ja nach, dann fragt man: «Was ist los? Wie konnte so was passieren? Wie konnte das passieren, dass wir das alle überhaupt nicht wussten? Hat man uns so eingelullt, dass wir gar nichts mehr wahrnehmen konnten?» Wie gesagt, einmal die Gelben Sterne*, und da habe ich mir keine Gedanken mehr gemacht, dass sie nicht mehr da waren.

Frau P. (1940): Dass da was Schlimmes im Gang war, das wussten die einfachen Leute schon.

Wir wussten nicht, dass das in der Nachbarschaft Juden waren, wir wussten das überhaupt nicht. In der Nachbarschaft bei uns. Ich kann mich auch noch dran entsinnen, dass da [meine Mutter] eines Morgens ganz mit Heulen nach Hause kam und sagte, die ganzen Sachen lagen auf der Strasse und dass die zwei Familien in der Nacht wohl abgeholt worden sind. Das war damals auch wohl schon so zum Schluss. Da tat meine Mutter immer so geheimnisvoll. Das waren ja Kaufleute. Und dann hatte sie immer mal so ein schönes Stück Stoff, und die hat nie gesagt, wo sie das her hatte. Man durfte denen wohl nichts mehr zu essen geben. Und dann hat meine Mutter immer irgendeinen Weg gefunden, da können Sie mal sehen, wie die schon couragiert war, sie hat da zu einem Feld Sachen zum Essen hingebbracht, und die Leute haben dann Stoff hingelegt, dass meine Brüder mal eine Hose oder irgendwas hatten. [...] Wir Kinder wussten überhaupt gar nicht, dass das Juden waren. Da wurde bei uns im Dorf nie drüber gesprochen. Die waren dann eines Tages nicht mehr da. [...]

Ich weiss auch noch, dass der eine Mann immer so ein Käppchen* auf hatte. [...] Aber da haben wir nie drüber gesprochen, dass das Juden sind, nie ein Wort drüber verloren. [...] Das habe ich erfahren, wie meine Mutter das erzählt hat, dass die zwei Familien abgeholt waren. Und die hatten wohl den ganzen

Hausrat auf die Strasse geworfen. Und dadurch ist das ja aufgefallen. Morgens früh, meine Mutter ging ja melken beim Bauern, und da ist das aufgefallen, dass der ganze Hausrat auf der Strasse war. Das hat man ja gar nicht so gehört. Man hat ja auch nicht die Türe aufgemacht. Ja. Ach ja. Aber ich weiss auch, meine Mutter, die hatte irgendwie schon eine Ahnung, dass da was Schlimmes im Gang ist. Dass da was Schlimmes im Gang war, wussten die einfachen Leute schon. Aber was da so richtig und alles [war], wussten viele nicht. Sie haben das immer vermutet, und man tut ja so etwas nicht ohne irgendeinen Grund im Dorf, wo jeder jeden kennt.

Herr H. (1925): Aber das ist schon auch bei uns irgendwo durchgesickert Gegen die Juden haben die Nazis was, ganz entschieden. – Vier Geschichten

[Nach] der Nacht zum 8. November (*Nacht vom 9./10. November 1938; «Kristallnacht»**) war das ja dann überhaupt nicht mehr zu übersehen (*in Köln*), da nutzte nicht mal Blindheit was, was da alles passierte. Natürlich hatten die Eltern in ihrem Bekanntenkreis, in der Nachbarschaft und im Kundenkreis, Juden.

I. Ich erinnere mich an den Herrn R., der hatte ein kleines Zigarrengeschäftchen gleich neben uns. Er war passionierter Angler und erregte deswegen unsere Aufmerksamkeit, weil der Vater sich da seine Zigarre holen ging. Er hatte so eine kleine Gasflamme, die wurde dann aufgemacht, denn die passionierten Zigarrenraucher machen das ja nicht mit einem Streichholz, sondern mit einer Flamme, und dann durften wir die Gasflamme aufmachen. Und der hatte schon zu einem Zeitpunkt, wo das absolute Novität war, einen Zigarettenautomaten. Und da gab es auf der einen Seite vier *Schwarzweiss* und auf der anderen Seite drei *Halpaus* für einen Groschen. Und natürlich konnten wir der Versuchung nicht widerstehen, hatten nur einen furchtbaren Bammel, dass der Herr R., der immer in seinem Geschäft stand und immer so durch sein Schaufenster gucken konnte, uns sah und uns möglicherweise bei den Eltern anschwärzte.

Natürlich haben wir das versucht. Und natürlich haben wir das mit den vier *Schwarzweiss* versucht, weil das eine mehr war.

Der Versuch hatte vollen Erfolg. Uns ist todschlüchzt geworden. Aber ein paar Tage später kommt der Herr R. raus, hebt den Zeigefinger und sagt: «Das macht ihr aber nicht noch mal, sonst muss ich das dem Vater sagen, nicht?» Von dem Zeitpunkt an hatte der bei mir irgendwo einen Stein im Brett. Also der hat uns nicht angeschwärzt. Das wäre für ihn ein Leichtes gewesen. Und das wäre vielleicht sogar richtig gewesen. Gut. Aber es hat sich lebenslänglich bei mir ausgewirkt, ich habe mein Lebtag nicht geraucht. [...]

II. Dann hatte der Vater, ich sage jetzt mal, einen Kollegen, der war Immobilienmakler, Herr Fritz B., in der Bismarckstrasse. Ein geschniegelter Mann, wirklich hoch eleganter Mann, der uns deswegen aufgefallen war, weil er eine platinblonde Sekretärin hatte, eine wirklich attraktive junge Frau. Und er trug immer den besten Zwirn und hatte hier im Knopfloch so eine Ordensleiste. Da haben wir unseren Vater gelöchert: «Was hat der Herr B. denn hier?» – «Fragt ihn doch mal, ich weiss das doch auch nicht.» Dann habe ich lange mit mir gerungen, aber dann habe ich ihn gefragt. Erst war da seine Vorzimmerdame, und da sass auch noch ein Herr, aber ich wollte einen Brief ja nun unbedingt an den Herrn B. abgeben, und wie ich ihm dann gegenüberstand – zum Glück hatte er seinen Zwirn mit der Ordensleiste – dann habe ich ihn gefragt. Dann sagte er mir: «Ja, ich bin im Ersten Weltkrieg Offizier gewesen, das ist das EK I*, das ist das EK II*.» Und dann war da noch ein Verwundetenabzeichen und noch ein Orden. Das passte nicht in das Erscheinungsbild eines Juden, wenigstens bei mir nicht. Dann habe ich meinen Vater damit konfrontiert. «Du, hör mal, kann das denn sein, der Herr B. ist Offizier gewesen?» Da sagt der Vater: «Natürlich, ich habe ja auch Kriegskameraden, die Juden gewesen sind. Warum denn nicht? Das waren zum Teil sehr gute Soldaten.» Bei dem Herrn B. hatte ich dann so etwas wie ein Schuldgefühl, dass ich den Mann völlig falsch eingeschätzt hatte. Geschniegelt, immer im schönsten Zwirn, das Immobiliengeschäft offenbar mindestens bis '33 hervorragend gelaufen, dann dieses tolle Weib da, diese Blondine, die im Übrigen eine hoch anständige Frau später gewesen ist, offenbar vorher auch gewesen ist. Für uns Jugendliche war sie mit ihren geblondeten Haaren, na ja.

Der hat noch den Absprung rechtzeitig geschafft. Das muss allerspätestens '35 gewesen sein. Der ist noch nach Amerika gekommen und ist in Amerika zu Wohlstand gekommen. Das hatte der Vater noch erfahren. [...]

(Fortsetzung zu I): Was mit dem Herrn R. passiert ist? Die wurden dann unter dramatischen Umständen ... Die kriegten dann so eine Kiste hingestellt, da durften sie dann innerhalb eines Tages ihren Hausrat, oder was auch immer, einpacken. Das war so eine Kiste etwa in der Grösse 1,20 Meter mal 1 Meter. So eine Holzkiste. Und die wurde dann von einem Lastwagen abgeholt. Und sie gleich mit dadrauf und dann ab. Ich weiss nicht wohin. [...] Wann das gewesen ist? Das ist unmittelbar nach dem Pogrom gewesen. Nach der «Kristallnacht»*, wenn Sie so wollen. Das mit den Rs., das ist in der Nachbarschaft passiert. Die Eltern haben das wohl gesehen. Wir durften nicht ans Fenster. Wir haben das nicht gesehen. Wir haben das nur gehört. Und Spielkameraden haben uns das erzählt. Die Eltern haben das gesehen, und die Mutter war nachher sehr betrübt, hat geweint.

III. Was mir persönlich sehr viel mehr unter die Haut gegangen ist, das war, dass die Juden keinen Besitz mehr haben durften, und auch ihre Häuser, die wurden in Zwangsverwaltung gegeben. Und da der Vater in diesem Gewerbe tätig war als Wirtschaftsberater und Steuerberater und dann auch Hausverwaltungen machte, da kriegte der ein paar jüdische Häuser in Zwangsverwaltung. Das hiess, er musste das tun, was bisher der Eigentümer oder jemand anders getan hatte: die Mieten kassieren und dafür sorgen, wenn Reparaturen waren oder Ähnliches.

Und dann war es so, die Juden durften auch kein Konto mehr haben. Ich weiss gar nicht mehr, wie die anderen das gemacht haben. Jedenfalls, da kam auf einmal ein kleiner krummbeiniger Jude, aber ich bitte, das jetzt nicht falsch zu verstehen, dass ich krummbeinig sage, ich sage das so, das war wirklich der Typ eines galizischen Juden. Vom Gesicht her, von seiner ganzen Statur, auch etwas devot, von seiner Mentalität her etwas unterwürfig, aber offenbar sonst eine ehrliche Haut. Klingelt, wir haben einen relativ langen Korridor in der Aachener Strasse, und die Mutter sagte: «Geh' doch mal gucken, wer da ist.» Ich gehe dahin. Der mir damals noch unbekannte Herr W.

vor der Tür zieht artig seine Mütze vor mir Schnösel und sagt: «Guten Tag, ich wollte die Miete bringen.» Ich konnte damit nichts anfangen und sage: «Wieso?» – «Ja, ich muss die Miete bringen.» – «Ja, kommen Sie rein. Ich sage dem Vater Bescheid.» Da sagt der: «Darf ich denn reinkommen?» Zum Glück war dann der Vater gekommen und hat die Situation dahingehend bereinigt, dass er das dann übernommen hat. Dann habe ich nachher zum Vater gesagt: «Warum hat der denn so komisch gefragt, 'darf ich reinkommen<?'» «Weisst du das denn nicht? Die dürfen nicht mehr in die Wohnung von Ariern*.» – «Wieso das denn nicht?» – «Das ist doch ein Jude.» Also ich habe das nicht kapiert, was dahinter stand. Auch nicht dieses Verbot. Und ich habe aber auch nicht zu Hause nähere Auskunft bekommen. Einfach nur: «Also, wenn der Herr W. in Zukunft kommt, dann weisst du ja, was du zu tun hast. Du kannst die Miete annehmen. Dann bringst du das Mietbuch, wir unterschreiben das dann.»

Eines Tages kam der Herr W. nicht mehr. Da sage ich zu meiner Mutter: «Warum kommt der Herr W. nicht mehr?» – «Ja, musst du den Vater fragen.» Ich frage meinen Vater: – «Ja, der wohnt nicht mehr da.» [...] Da mir das damals keine Ruhe gelassen hat, habe ich mir mein Fahrrad genommen und bin in den nächsten Tagen in die Kyffhäuserstrasse gefahren, um mal zu guk-

ken. Als Junge hat man ja auch mal Zeit dafür, auch wenn man dafür keine Zeit hat. Das wollte ich aber wissen. Da stehen an dem Haus unzweideutige Parolen: «Juden raus! Die Juden sind unser Unglück!» Und da denke ich, ach du lieber Gott, dann wird das wohl damit Zusammenhängen. Ich habe meine Eltern auf das Problem nicht noch einmal angesprochen. Aber ich muss wirklich sagen, da ist mir das wirklich unter die Haut gegangen. [...]

IV. Und vorher war ich schon mal sehr, sehr sensibel berührt worden. Das war an jenem 8. November (10. November 1938, «Kristallnacht»^{*}). Wir sollten zur Schule, und der Brötchenjunge war noch nicht da gewesen. Die Mutter wurde schon unruhig: «Mensch, das schaffen wir doch nicht mehr. Ihr kriegt ja kein Frühstück. Wo bleibt denn der Christian?» So hiess der Brötchenjunge. «Wo bleibt der denn, der müsste doch längst hier sein, was ist denn nur los?» Auf einmal klingelt es Sturm. «Geh

schon mal an die Tür!» Ich gehe an die Tür, steht der Christian vor der Tür. «Heil Hitler*, ich melde, die Synagoge brennt.» Da sagt die Mutter, die so was gehört hatte, im Hintergrund: «Was hat der Christian gesagt?» – «Der hat «Heil Hitler»* gesagt, «die Synagoge brennt».» An dem Morgen haben wir kein Frühstück gekriegt. Wir durften auch nicht einmal gucken gehen in der Roonstrasse; da war die Synagoge. Nur eben dann nach diesem Tage war das unverkennbar: die Schaufenster alle zu Bruch, wo jüdische Geschäfte waren. Da, wo man meinte, das sind doch keine Juden, alles zu Bruch. Und in den Häusern hatten sie gewütet, die Leute wohl rausgeholt, die Sachen auf die Strasse geworfen. Bis das dann unterbunden worden ist. Da hatten sich ja, ich denke, die Niedersten ausgetobt und hatten da blindlings einen unmöglichen Befehl erfüllt. Aber das ist schon auch bei uns irgendwo durchgesickert: Gegen die Juden haben die Nazis was, ganz entschieden.

1.7 Zusehen: Zwangsarbeiter

Herr H. (1925): *Ich habe nicht den Mut gehabt, dagegen was zu unternehmen.*

Den Begriff Konzentrationslager* oder KZ*, ja, [den hatte ich schon gehört]. Aber Konkretes, was sich dort abspielte, wo welche waren, nie. Wie ich noch in Köln war und die schweren Fliegerangriffe waren, wurden jeden Morgen und jeden Abend erhebliche Kontingente an Strafgefangenen in dieser gestreiften Bekleidung mit einer aufgenähten Nummer und zwei Ziegelsteinen, die an einem Draht zusammen gebunden waren, den die über der Schulter hatten, über die Hohenzollern-Brücke geführt. Dahinter schlurfte dann so ein Wachposten, der, würde ich sagen, ja, der tat seine Pflicht, mehr aber nicht. Das waren immer solche Trupps von 30 oder 40 Mann. Und die wurden dann in Köln eingesetzt an den Stellen, wo Blindgänger lagen und muss-ten dort die Aufräumarbeiten machen und, und, und. Natürlich wurde mal gefragt: «Was sind das denn?» – «Das sind Schwerverbrecher. Die sind in der Messe untergebracht. Das

sind Schwerverbrecher, das sind Zuchthäusler, die müssen da arbeiten. Was Besseres haben die auch nicht verdient.» Damit haben wir uns auch zufrieden gegeben, dass das Schwerverbrecher waren, Zuchthäusler. Darüber nachzudenken, sind das überhaupt Schwerverbrecher, oder sind das nicht vielleicht eben doch Menschen, die aus anderen Schichten kommen oder was.

Es hat sicherlich Leute gegeben, die sich Gedanken dadrüber gemacht haben. Und wenn mir jetzt jemand sagt: «Du bist aber arg oberflächlich gewesen!», da muss ich das auch schlucken. Ich habe das zwar gesehen, und es hat mich angekotzt das menschliche Elend, dass die da Ziegelsteine an einem Draht über die Schulter angebunden tragen mussten, weil ich gut genug wusste, wie schwer ein Ziegelstein ist und dass das einschneidet. Das hat mich angekotzt, das muss ich wirklich sagen. Aber ich habe nicht den Mut gehabt, dagegen was zu unternehmen. Ich weiss auch nicht, was ich hätte tun können oder sollen. Und jetzt [mich] mit dem Gedanken zu befassen: «Kann da nicht ganz was anderes hinterstecken?» [...] Habe ich nicht getan. Wenn mir das heute jemand zum Vorwurf macht, dann muss ich ihm sagen: «Gut.»

Frau C. (1931): Das war nicht überall so, dass die so schlecht behandelt wurden.

Oben bei uns in der Kantine (*Unterkunft der Kalkarbeiter*), da waren früher die Italiener und Jugoslawen; auch in den Kalkwerken in Kocherscheidt oben. Wir hatten mehrere Baracken, die waren zuerst von den Fremdarbeitern*, von Polen und später von Russen, belegt. [...]

Die Polen, die fühlten sich immer als was Besseres als die Russen, interessanterweise. Die waren im Grossen und Ganzen immer etwas schicker gekleidet und legten viel mehr Wert auf die gebügelten Hemden, dass die Kragen fein waren, als die Russen. Ob die Russen aus einer ganz anderen Gegend kamen, ich weiss das nicht genau. Dafür hat man sich damals leider nicht interessiert. Ich weiss nur, die Polen zogen in die Kantine* um, nach und nach, und dann wurden die Baracken frei, und dann kamen da Russen rein. [...]

Das war so was Tolles, diese Menschen zu beobachten. Erst hatten sie Stacheldraht drumgemacht, ganz hoch und, mein Gott, wir Kinder durften nicht da drangehen. Das war aber noch Kriegszeit. Und dann, als sie merkten, die tun den Kindern nichts, und die gingen nicht laufen, die wurden da gut behandelt, dann war hinterher der Stacheldraht weg. Dann haben die ganzen Frauen dort für diese Männer gewaschen. [...]

Die Fremdarbeiter*, die bei uns oben in Kocherscheid in den Baracken lebten und in der Kantine* zum Teil, die gehörten zu uns irgendwie. Jeder hatte einen oder zwei, die im Garten halfen, weil vielfach die Männer weg waren. Die halfen im Garten und bekamen ihren Teil davon, die bekamen was zu essen. Meine Mutter hat für vier oder fünf von denen gewaschen. [...]

Ich habe auch mehrmals das Essen gesehen. Die haben wunderbares Essen gekriegt. Die haben für sich selbst Schweine gefüttert. Da hatte der Hausmeister einen Stall gebaut. [...] Das war nicht überall so, dass die so schlecht behandelt wurden. Da oben in dem Ort ist von den Fremdarbeitern* nicht ein Knopf und nicht ein Apfel und nicht eine Kartoffel geklaut worden, so haben die aufgepasst, weil die so gut behandelt wurden. Och, und dann abends haben sie gegessen und Balalaika gespielt. Und haben geheult und gesungen, so schwermütig, die Russen. Wir haben als Blagen am Rand gegessen. Also, es ging einem ja durch Mark und zwei Pfennig, hab' ich immer gesagt. [...]

Die Russen haben wir als so Gemütsmenschen kennen gelernt. Wenn wir die Männer auf den Treppen sitzen sahen, und die weinten. Das war für uns so was Unvorstellbares, weil unsere Männer weinten ja nicht, unsere Väter. Aber die weinten. [...] Es muss ganz fürchterlich gewesen sein. Von Kindern vielleicht oder Bräuten oder Frauen weggerissen und einfach irgendwohin: «Du musst da arbeiten!» Aber damals hat man das nicht so gewusst. Das waren halt Leute, die arbeiteten, und bei uns wurden sie gut gehalten. Die haben sich selber im Stall, der ihnen zur Verfügung gestellt wurde, mehrere Schweine gehalten, haben die gefüttert. Jedes Fleckchen Erde, was da umzugraben war, das haben die bearbeitet und haben sich selber Gemüse angebaut. Und die konnten kochen und alles für sich.

[Nach Kriegsende] hat es schon so marodierende und umherziehende Gruppen gegeben. [Aber] wenn Fremde vorbeikamen, waren unsere Russen da und haben dafür gesorgt, dass uns nichts passierte. Ich glaube, es ist nicht ein Taschentuch und nicht ein Kaninchen gestohlen worden in der Zeit. Während anderen die ganze Wäsche gestohlen wurde von diesen Leuten. Die haben sich geholt, was man ihnen genommen hatte. Wir haben das nicht gekannt.

Frau I. (1933): Und als der Krieg vorbei war, kamen einige Leute und brachten meinem Vater Brot

Ich stamm' aus der Arbeitersiedlung in Rohdenhaus. Die Häuser wurden von den Rheinischen Kalksteinwerken gebaut. Mein Vater, mein Grossvater arbeiteten alle bei den Kalkwerken, und meine Grosseltern kamen 1919 aus Russland nach Rohdenhaus. Und so lange bewohnen meine Grosseltern und meine Eltern auch die gleiche Wohnung. Während des Krieges war mein Vater zu Hause. Er wurde zurückgestellt, angeblich weil es kriegswichtig war, was er machte, und mein Grossvater war ja schon älter. Dadurch, dass er Russisch konnte, war er mit den Zwangsarbeitern* [von den Kalksteinwerken] in engem Kontakt.

Er hat dann gesehen, als Frauen geschlagen wurden und sagte dann zu diesem Bewacher: «Wenn ich das noch einmal sehe, beziehst du von mir eine Tracht Prügel.» Dann dauerte es höchstens acht Tage, und mein Grossvater kam noch weg zu den Soldaten. Und war da schon über 60 Jahre. [...] Da kam er nach Erding bei München. [...] Man hat ihm einen Trupp Russen gegeben, und sie mussten abgeschossene Flugzeuge auseinander nehmen und wegschaffen. [...] Da ist er auch in amerikanische Gefangenschaft gekommen, und zwar war er dann irgendwo am Roten Meer. Man hat ihn sehr weit weggebracht. Als er wiederkam, war in seinen ganzen Körper dieser rote Sand eingewachsen, weil sie wirklich auf diesem roten Sand gelegen haben. Der wurde dann sehr krank, als er zu Hause war. [...]

Und zu meinem Vater, da kam der Ortsgruppenleiter* und hat ihm verboten, seinen Mitarbeitern was zu geben. Er war Lokführer und hatte eine Heizerin, [Natinka], eine Russin, auf

der Maschine. Die wurde natürlich von unseren Eltern mitversorgt, weil wir viele Stücke Gartenland hatten und mein Vater bei Bauern arbeitete. Und dann wurde ihm verboten, dieser Frau Essen zu geben, was mein Vater natürlich nicht getan (*befolgt*) hat. Und als der Krieg dann vorbei war, kamen einige Leute und brachten meinem Vater Brot. [...] Es war vielleicht Mai oder Juni (1945), da geht auf einmal die Tür auf, kommt ein grosser Mann bei uns zu Hause rein und sagt: «Wo ist Franz?» Ganz barsch. Und meine Mutter sagte: «Der ist nicht da.» Dann kam er rein und hatte zwei Brote unter dem Arm und hat gesagt: «Hier, der Franz hat uns immer Brot gegeben, als wir nichts hatten, und ich wollte dem Franz Brot bringen.» [...]

Ich kann mich auch entsinnen, [eines Tages (*bevor er eingezogen wurde*)] kam mein Grossvater und sagte, da bekäme eine Russin ein Baby, und dass meine Mutter, meine Grossmutter wirklich alles Mögliche noch zusammengesucht haben für dieses Baby und Jäckchen und Windeln gemacht haben.

Dass sie (*die Eltern und Grosseltern*) was dagegen (*gegen das NS-System*) gesagt haben, da kann ich mich [nicht erinnern]. Sie haben sich vermutlich nicht getraut. Sie haben uns praktisch nur im Vorbild gezeigt, dass irgendwas nicht in Ordnung ist. Ich weiss, gegenüber wohnte der Ortsgruppenleiter¹. Und wenn mein Vater gerade aus dem Garten oder aus dem Stall kam und hatte Eier, dann hat er das irgendwo auf die Wiese gelegt. Die (*Fremdarbeiter*) kannten meinen Vater schon sehr gut. Und als die gesehen haben, mein Vater hat was an der Wiese gemacht, dann wussten sie auch, es lag was für sie da. Aber es musste so gemacht werden. Denn der Ortsgruppenleiter* hat zu meinem Vater gesagt: «Wenn du das nicht lässt, wir können dich woanders hinschicken, wo du auch nichts hast.» Aber wir haben uns natürlich damals als Kinder keine Gedanken gemacht, was das sein könnte. Von Konzentrationslagern* hatten wir wirklich keine Ahnung. [...] Doch dass er wegkam, da hatte ich schon Angst, weil wir ja wussten, dass meinem Grossvater das passiert war. Das hat ja keine acht Tage gedauert, da war der Grossvater weg. Also da hatten wir schon Angst.

[Aber vor den Zwangsarbeitern* hatte ich keine Angst.] Es gab eigentlich so zwei, drei Leute (*Deutsche*) die bösartig waren. Und die hat man (*die Zwangsarbeiter*) hinterher auch er-



Lok im Kalkstein-Bruch in Rohdenhaus, um 1946 (Privatarchiv: Frau I.)



Abschiedsfoto von
Zwangsarbeiterinnen in
Rohdenhaus vor ihrer
Rückkehr nach Russland
im Sommer 1945;
rechts: Natinka, die
Russin, die auf der Lok
des Vaters von Frau I.
gearbeitet hatte.
(Privatarchiv: Frau I.)

schlagen oder zum Krüppel geschlagen. [...] Aber wo sie dann [später] geblieben sind, das weiss man nicht. Ich kann mich nur (*an die Zeit vorher*) entsinnen, dass die Kübel vorbeikamen mit dem Essen und dass das ein scheussliches Essen war, was sie bekamen. Es hat teilweise schon aus den Kesseln sehr unangenehm gerochen. Dann war der Kohl oder die Rüben erfroren gewesen, und das war wirklich schlecht.

Frau J. (1933): Da haben die unsere Polstermöbel aufgeschlitz in Form von Hakenkreuzen.

Das war nach dem Krieg. [...] Da hab' ich lange dran geknackt. Das war entweder schon '45 oder '46. Da sind die Polen, Zwangsarbeiter*, die zogen dann zurück in ihre Heimat. Und für die wurden Wohnungen beschlagnahmt. Unter anderem auch unsere Wohnung, und wir wurden zu mehreren in ein benachbartes Einfamilienhaus einquartiert. Wir mussten in ganz kurzer Zeit raus aus der Wohnung. Meine Mutter hatte kaum Zeit, das Nötigste für uns mitzunehmen. Mein Vater hatte immer sehr viel Bücher. Wir haben dann auch ein paar Bücher mitgenommen, wo der dachte, da hängt er dran. [...] Und meine Mutter und ich, wir wollten dann am nächsten Tag noch was holen, was wir dringend brauchten. Und da standen die Polen in der Wohnung und hatten alles in den Garten geschmissen und zerstört, Bücher vom Vater, die Wäsche, die da war, Geschirr, und haben uns auch nicht reingelassen. Und das allerschlimmste war, als wir dann wieder in die Wohnung durften, da haben die unsere Polstermöbel aufgeschlitz in Form von Hakenkreuzen und haben da reingeschissen. Entsetzlich. Also wirklich. Mit Kot und Urin beschmiert. Und die Stühle. Sie haben unter anderem unser ganzes Eingemachtes entweder gegessen oder vernichtet und haben die Gläser mit Kot und Urin gefüllt. Also ich weiss noch, ich stand mit meiner Mutter da, und wir haben nur geheult. Irgendwie haben wir es in Ordnung gebracht, das weiss ich jetzt nicht mehr genau, wie wir das geschafft haben. Wir haben auch das Sofa wieder sauber gekriegt, irgendwie, dass wir das benutzen konnten. Meine Eltern haben das noch ein paar Jahre gehabt mit diesem reingeritzten Hakenkreuz. Das war

furchtbar. Ich hätte nie gedacht, dass Menschen, denen man nichts getan hat, einen so hassen können, dass sie einem alles so kaputt machen und zerstören. Und die haben in der Nachbarschaft auch welche umgebracht abends. Welche, die während der Ausgangssperre oder der Stromsperre ausgegangen sind. Das war ja dunkel alles abends.

Frau F. (1925): Auch Kriegsverlierer in dem Sinne ...

Als die Amerikaner denn da am 16. April 1945 von Wuppertal über Wülfrath wegrollten, da kam denn natürlich diese Angst: «Was wird jetzt mit uns?» Wir hatten es ja auch nur erfahren, wie die Deutschen das gemacht haben, die die Russinnen und die jungen Russen und jungen Polen hierher dienstverpflichtet hatten. Und wie der kleine Russe, [der beim Nachbarn beschäftigt war,] sagte: «Mich egal, ich 'Heil Hitler'* sagen, wenn ich nach Hause komme. [...] Ich ein Schlafzimmer bauen, nix mehr auf Ofen schlafen.» [...] Der hat im Leben sein Zuhause nicht mehr wieder gesehen. Die wurden ja dann auch von den eigenen Leuten bekämpft, weil die für die Deutschen gearbeitet [haben]. Obwohl sie's mussten, die konnten ja auch nicht dafür.³ [...]

Und dann am 16. April, das war ja klar: Die waren befreit. Dann sind die alle nach Schloss Aprath in ein Sammellager gekommen, und von da aus haben die ja denn nachts die Bauernhöfe geplündert. Die, wo sie teilweise bei gearbeitet haben. [...] [Aber vor diesen Leuten,] da haben wir eigentlich keine Angst gehabt. Was wollten die bei uns holen? Die gingen zu den Bauern, wo die Kameraden gearbeitet haben, arbeiten mussten. Und beim Nachbarn, dem W., da war ja die Tanja, [eine junge Russin]. Die hat 1943 von ihrem russischen Freund das Kind gekriegt, und da hat der W. gesagt: «Und du bleibst bei uns.» Der hat die Kosten für die Entbindung in der Landesfrauenklinik dann übernommen. «Du kommst in ein Krankenhaus, und das wird von mir übernommen, und du kommst anschließend

³ In die Sowjetunion zurückgekehrte Zwangsarbeiter, die nach Deutschland verschleppt worden waren, wurden in ihrer Heimat häufig interniert oder umgebracht, da sie als ideologisch «unzuverlässig» eingestuft wurden.

mit deinem Kind wieder hierhin.» Manch einer hätte vielleicht gesagt: «Ne, jetzt haste das Kind, jetzt kann ich dich nicht mehr gebrauchen.» Ja, das wurde dann wie die eigenen Bauernkinder mitversorgt. Da ist kein Fremdarbeiter'«' gewesen bei dem W. (zum Plündern). Das spricht sich ja unter denen dann rum.

Geplündert, nein, da ist nicht einmal jemand gewesen, hat wahrscheinlich die Tanja und auch der kleine Russe für gesorgt. Dagegen ist von der Frau M. der Bruder erschossen worden. Das war allerdings noch weiter Richtung Wuppertal, da hatten die auch so einen kleinen Bauernhof. Der ist da auf dem Hof nachts erschossen worden. [Der hatte die schlecht behandelt]: Wenig zu essen, nur arbeiten und [hatte auch] mit denen rumgebrüllt und geschimpft. [...]

Als dann die Engländer hier waren, da waren die auch hinter diesen Polen und Russen her. Dann durften die das nicht mehr. Dann wurden die genauso bestraft, wenn sie so was gemacht haben. Da waren die Engländer wieder gegen diese Russen. Und ich weiss nicht, wie lange die da noch in Aprath in dem Sammel-lager [waren]. Da sind die irgendwie weggekommen. Aber wo die hintransportiert worden sind, das weiss ich wirklich nicht. Wurde auch gar nicht mehr von geredet. Die waren auf einmal nicht mehr da. Da wurde wohl gesagt, die sind in ihrem eigenen Land auch verfeindet, weil die für die Deutschen gearbeitet haben, bzw. mussten. Die konnten nicht dafür. Auch Kriegsverlierer in dem Sinne. [...] Von den Deutschen wurden sie da oben (Russland bzw. Polen) weggenommen und wurden hier zur Arbeit verpflichtet, und nachher durften sie deshalb nicht wieder nach Hause. Also das war schon eine verrückte Zeit.

Herr E. (1940): Und warum hiess sie «Russen-Anna»?

Alle grösseren Betriebe in der Stadt hatten Fremdarbeiter'«. [...] Ich vermute, dass die bei H. und M. gearbeitet haben. Bei H. sind bei einem Bombenangriff eine ganze Reihe Fremdarbeiter* umgekommen. [...] Die jungen Frauen der Fremdarbeiter* arbeiteten auch in häuslicher Wirtschaft. Meine Mutter hat immer erzählt, dass da unten (auf der anderen Seite des Hofes) eine ganze Reihe Frauen mitgewohnt haben.



Spielende Kinder vor Herrn E.s Nachbarhaus (Privatarchiv: Herr E.)

Eine davon, aus der Ukraine, ist hier geblieben. Die ist vor einem Jahr aus Wülfrath weggezogen zu ihren Kindern. Die hat ihr ganzes Leben praktisch hier gelebt. Die Einheimischen, die Deutschen haben die immer nur mit Vornamen angesprochen. Die Frau, von der ich gerade erzählt habe, die hiess in ganz Wülfrath die Anna. Die kannte hier jeder. In den 50-er, 60-er Jahren haben die Leute sie nur «Russen-Anna» genannt. Aber zuletzt haben sie nur noch «Anna» gesagt. Sie hat einen Deutschen geheiratet. [...]

Als Kind habe ich keinen direkten Kontakt (*mit Fremdarbeitern*) gehabt. Es ist eher umgekehrt. Eine ganze Reihe Ukrainer oder Russen, die hier geblieben sind, die kannten mich als Kind. Es gibt immer noch ein paar, die mich kennen, die hier immer noch leben, die mir erzählen, sie kennen mich schon als Kind. Ich habe die aber nie so bewusst wahrgenommen. Man macht sich auch erst ab einem gewissen Alter Gedanken darüber, warum sind die Menschen hier. Oder: Warum hiess sie «Russen-Anna» ?

Zusammenbruch



Einleitung

- 2.1 Flucht und Vertreibung
- 2.2 Besetzung
- 2.3 Gefangenschaft
- 2.4 Heimkehr
- 2.5 Entnazifizierung

Einleitung

«[Das Kriegsende,] nehme ich an, dass das schon vorher irgendwo gewesen ist. Da stört man sich als Kind auch gar nicht dran, wann das jetzt nun genau war. Aber auf jeden Fall haben wir das nicht gemerkt. Denn da stellt man sich heute vor, wenn ein Krieg zu Ende ist, ist alles da. Ist nicht. Da war ja trotzdem nichts.» So beschreibt Herr. O., der bei Kriegsende als fünfjähriges Kind mit seiner Mutter seit Monaten auf der Flucht von Ostpreussen in den Westen war, seine Erfahrung des «Zusammenbruchs». Herrn O.s Erinnerungen, wie auch diejenigen anderer Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, die in diesem Teil zu Wort kommen, führen uns vor Augen, dass der zeitgenössische Begriff «Zusammenbruch» keineswegs einen plötzlichen Kollaps bezeichnet. Vielmehr verweist er – anders als in der uns geläufigen Alltagssprache – auf ein sich über einen längeren Zeitraum hinweg vollziehendes Geschehen, das für viele Deutsche lange vor dem offiziellen Kriegsende begann und weit darüber hinaus andauerte.

Das lange Ende des Krieges wurde, ebenso wie der Krieg selbst, von den Zeitgenossen auf ganz unterschiedliche Weise erfahren. Viele Soldaten erlebten ihre Gefangennahme als «Zusammenbruch», andere Deutsche Flucht und Vertreibung, wiederum andere die Besetzung Deutschlands durch die Alliierten und die anschließende Entnazifizierung*. So unterschiedlich aber auch der «Zusammenbruch» erfahren wurde, gab es doch eine Gemeinsamkeit: Niemand, selbst diejenigen, die weder Familienangehörige, noch ihre Heimat oder ihren Besitz verloren hatten, konnte bei Kriegsende zu einem wie auch immer zu definierenden «Normalzustand» zurückkehren. Das lag nicht nur an der Besetzung Deutschlands und an der nach dem Krieg beginnenden «schlechten Zeit», sondern das resultierte vor allem daraus, dass sich auch die Verhältnisse in den Familien während des Krieges verändert hatten. Das galt für die Beziehungen zwischen Frauen und Männern ebenso wie für die zwischen Eltern und Kindern, wie die Texte in diesem, aber auch im dritten und vierten Kapitel deutlich zeigen. Daher haben wir in das Kapitel «Zusammenbruch» nicht nur die Themenkomplexe «Flucht

und Vertreibung», «Besetzung», «Gefangenschaft» und «Entnazifizierung», sondern auch den der «Heimkehr» aufgenommen.

Der Begriff «Zusammenbruch» bezeichnet aber nicht nur die *Art und Weise*, in der die deutsche Gesellschaft das Ende des Krieges und den Untergang des Dritten Reiches erlebte. Er steht darüber hinaus auch für das *Ergebnis* des Krieges, nämlich für die Auflösung des deutschen Nationalstaates durch die Alliierten und die damit verbundenen umfassenden gesellschaftlichen Veränderungen. Dies war sowohl ein Resultat der Tatsache, dass Deutschland zum zweiten Mal im 20. Jahrhundert die Welt mit Krieg überzogen hatte, als auch das Ergebnis der besonders katastrophalen Bilanz dieses Krieges: Weltweit kamen fünfundfünfzig Millionen Menschen ums Leben, darunter zwanzig bis dreissig Millionen Zivilisten. Etwa fünfunddreissig Millionen Menschen wurden verwundet, drei Millionen blieben vermisst. **In deutschen Konzentrationslagern allein wurden neun Millionen Menschen ermordet, darunter etwa sechs Millionen Juden** (Fake). Am verheerendsten waren die Menschenverluste in der Sowjetunion, wo zwanzig Millionen Menschen umkamen. Auf Grund dieses beispiellosen deutschen Vernichtungskriegs einigten sich die Alliierten bereits vor Kriegsende darauf, in Zukunft zu verhindern, dass Deutschland noch einmal eine derartige Katastrophe auslösen könne. Um dies zu gewährleisten, sollten der deutsche Nationalstaat zerschlagen und die deutsche Gesellschaft einem Prozess der gründlichen Umerziehung («reeducation») unterzogen werden. Daher wurde Deutschland in vier Besatzungszonen aufgeteilt, die unter alliierter Kontrolle standen. Im Zusammenhang mit dem bald eskalierenden Kalten Krieg mündete diese Aufteilung im Jahre 1949 in die Gründung zweier deutscher Staaten, der BRD und der DDR.

Der Zweite Weltkrieg führte aber nicht nur das Ende des deutschen Nationalstaates herbei. Auch Deutschlands gesellschaftliches Gefüge wurde zerstört. Familien und Nachbarschaften wurden auseinandergerissen, und regionalen Traditionen, z.B. Brauchtum und Dialekten, wurde – in einem ganz wörtlichen Sinne – der Boden entzogen. Viele, wenn nicht

die meisten dieser Beziehungsgefüge konnten auf Grund der Kriegsverluste nicht in ihrer ursprünglichen Form wiederhergestellt werden. Denn bei Kriegsende waren knapp vier Millionen deutsche Soldaten gefallen und etwa eine halbe Million Zivilisten umgekommen. Zwischen sechs und sieben Millionen Soldaten waren oder gerieten in Gefangenschaft, zwei Millionen Soldaten und Zivilisten waren kriegsversehrt. Mindestens drei Millionen Deutsche – nicht eingerechnet die Flüchtlinge – hatte der Krieg obdachlos gemacht. Zudem war die Phase des «Zusammenbruchs» von einer Massenwanderung unvorstellbaren Ausmasses geprägt. Zwölf Millionen Flüchtlinge und Vertriebene aus den Ostgebieten waren auf der Flucht nach Westen, die knapp zwei Millionen von ihnen nicht überleben sollten. Fast zehn Millionen nach Deutschland verschleppter Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter* versuchten verzweifelt, in ihre Heimatländer oder das, was davon übriggeblieben war, zurückzukommen. Millionen aus Kriegsgefangenschaft entlassener deutscher Soldaten sowie Hunderttausende evakuierter Frauen und Kinder bemühten sich, ihre Restfamilien und ihre – oft zerstörten – Wohnungen bzw. Häuser wieder zu finden. Die deutsche Gesellschaft, die aus dem Krieg hervorging, war daher ganz unabhängig von der Politik der Alliierten, eine in vieler Hinsicht andere als die, die den Krieg begonnen hatte. Sie war aber auch, und damit kommen wir zu einer weiteren Bedeutung des Wortes «Zusammenbruch», eine andere als die, die nach dem Willen der Nationalsozialisten aus dem Krieg hätte hervorgehen *sollen*.

Der Zweite Weltkrieg war kein «normaler» Krieg. Vielmehr wurde er von Anfang an mit dem Ziel geführt, eine neue Gesellschaftsordnung innerhalb Deutschlands sowie ein neues globales Machtgefüge zu schaffen. Die deutsche Gesellschaft sollte nach dem Willen der Nationalsozialisten aus dem Krieg als «rassereine» Volksgemeinschaft hervorgehen, deren «rassische» Überlegenheit Deutschland die Hegemonie zunächst in Europa und danach in der gesamten Welt sichern sollte. Daher war der Zweite Weltkrieg gleichzeitig ein von Seiten des Staates und von Teilen der deutschen Gesellschaft gegen andere Teile der deutschen Gesellschaft geführter Bürgerkrieg und ein Krieg der

deutschen Gesellschaft insgesamt gegen von ihr als «rassisch minderwertig» eingestufte andere Völker. Es war geplant, slawische Völker wie Polen und Russen ihrer eigenen Gesellschaftsordnungen und Staaten zu berauben und sie als Reservearmeen von Land- und Industriearbeitern für Deutschland zu versklaven. Die europäischen Juden sollten vernichtet werden. Den besiegten westlichen Nationen sollte zwar eine begrenzte Selbstbestimmung belassen werden, aber auch diese Völker wurden in eine Rangordnung auf der Grundlage vermeintlicher «Rassenmerkmale» eingestuft. Daher war es gleichzeitig *Kriegsstrategie* und *Kriegsziel*, zu «Rassefeinden» erklärte Frauen, Kinder und Männer systematisch zu verfolgen, zu ermorden, zur Zwangsarbeit zu verschleppen und ihre Völker zu versklaven (Fake) oder umzubringen.

Dass diese Kriegsziele letztlich scheiterten, ist allein den militärischen Anstrengungen der Westmächte und der Sowjetunion zu verdanken, nicht aber einer von breiten Teilen der Gesellschaft getragenen deutschen Widerstandsbewegung. Zweifellos waren bei Kriegsende unzählige Deutsche froh, den Bombennächten und dem drohenden Tod auf den Schlachtfeldern entronnen zu sein. Gleichzeitig brach dennoch für viele eine Welt zusammen. Das Ende des Dritten Reiches bedeutete nämlich auch, was heute gern übersehen wird, den Verlust einer Weltanschauung, die für viele Menschen ein wesentlicher Bestandteil ihres Lebens gewesen war (Blödsinn). Dieser Verlust sowie die damit verbundene Unsicherheit über das, was Deutschland von Seiten der Siegermächte bevorstand, trieben nicht nur führende Nationalsozialisten wie Hitler, Goebbels* und Göring* in den Selbstmord. Auch «ganz normale Deutsche» wählten den Freitod oder flüchteten sich in Wahnvorstellungen. Ob sich jemand zum Weiterleben entschied oder den Tod wählte, hatte sicherlich viele verschiedene Gründe. Neben der jeweiligen individuellen Persönlichkeitsstruktur mag dabei, vor allem bei alten Menschen, die Unfähigkeit oder mangelnde Bereitschaft, sich noch einmal auf ein ganz neues politisches System einzustellen, eine Rolle gespielt haben. Um das zu verstehen, müssen wir uns vor Augen halten, dass jemand, der 1900 geboren worden war, im Jahre 1945 nicht nur zwei Weltkriege und eine Revolution

(1918/19) erlebt hatte, sondern auch drei ganz unterschiedliche politische Systeme: das Deutsche Kaiserreich (1871-1918), die Weimarer Republik, d.h. Deutschlands erste parlamentarische Demokratie (1918-1933) und, im Anschluss daran, die nationalsozialistische Diktatur (1933-1945). Wie schwierig es für viele Menschen ist, mit radikalen gesellschaftlichen Umbrüchen fertig zu werden, selbst wenn diese sich *nicht* gewaltsam vollziehen, hat erst jüngst die deutsche Wiedervereinigung gezeigt. Es gab aber auch viele Deutsche, die sich so sehr mit dem Nationalsozialismus identifiziert hatten, dass sie den Zusammenbruch dieser Weltanschauung nicht verkraften konnten oder wollten. (Die Autorinnen verbreiten ein komplett krankes Deutschlandbild...)

Selbst diejenigen Deutschen, die, jedenfalls nach aussen hin und vielfach ihrer eigenen Meinung nach, den Zusammenbruch und gesellschaftlichen Umbruch eher unbeschadet überstanden, kamen in den meisten Fällen nicht ohne den bereits zitierten «Knacks» davon, der sowohl von den traumatisierenden Erlebnissen der Kriegszeit als auch vom Zusammenbruch ihres damaligen Wertesystems herrührte. Das erstaunlich rasche Übergehen zur «Tagesordnung» der heute fast unvorstellbar chaotischen Lebensbedingungen während Flucht und Vertreibung, Gefangenschaft und Besatzungszeit waren natürlich (über)lebensnotwendig. Dennoch darf man nicht übersehen, dass die Konzentration auf die Einzelheiten der Alltagsbewältigung zugleich auch die Möglichkeit bot, sich der Frage zu entziehen, was «denn eigentlich» passiert sei. «Aufgeklärt werden» wollten in der Zusammenbruchszeit recht wenige Deutsche. Das ist einer der Gründe dafür, dass zahlreiche Westdeutsche die Entnazifizierung* im Wesentlichen als unangenehme «Formalität» betrachteten. In vielen unserer Interviews wird die Entnazifizierung* als eine Art «Entsorgung» von NS-Gegenständen beschrieben. Die Seiten von «Mein Kampf» wurden als Toilettenpapier benutzt, Hitlerbilder und -büsten, Uniformteile, Waffen, aber auch NS-Spielzeug wurden verbrannt, in Bächen und Teichen versenkt oder in Gärten und Steinbrüchen vergraben. Schon kurz darauf allerdings verwandelten sich viele dieser entsorgten Schadstoffe in «Schätze», für die man von westlichen Besatzungssoldaten die heiss begehrten Zigaretten bekam, die

eine der wichtigsten Währungen des Schwarzmarktes darstellten. Dieses «Recycling» von NS-Gegenständen hatte seine Parallele in der laxen Handhabung der Entnazifizierung¹ durch die Besatzungsbehörden sowie deren deutsche Nachfolgestellen, besonders in den Westzonen. Ehemalige NS-Funktionäre und Parteimitglieder* schienen für den Wiederaufbau der westlichen Besatzungszonea sowie Westdeutschlands unentbehrlich zu sein und legten ihre braune Vergangenheit ebenso schnell ab wie ihre Uniformen, Orden und Ehrenzeichen. Frau B. beschreibt das voller Ironie so: «Es gab keine Nazis mehr nach dem Krieg. Es gab keine Nazis mehr. Wo die geblieben sind? Ich weiss es nicht.» Die zwölf Jahre nationalsozialistischer Herrschaft verschwanden scheinbar, als habe es sich um einen bösen Spuk gehandelt.

Die Veränderungen der deutschen Gesellschaft in jenen zwölf Jahren waren aber von so tief greifender Art gewesen, dass sie nicht wirklich «verschwinden» konnten. Daher wurde die Zeit des Nationalsozialismus lediglich aus dem Bewusstsein vieler Menschen *verdrängt*. Verdrängung erfordert aber in der Regel einen hohen Preis: Was aus dem Bewusstsein ausgeblendet wird, fristet ein umso hartnäckigeres Dasein im Unbewussten und beeinflusst das Handeln von Menschen auf scheinbar unerklärliche Weise. Der bereits mehrfach erwähnte «Knacks», der sich unter anderem darin äussert, dass emotionale Erinnerungen an die NS-Zeit und später erlerntes Wissen über diese Zeit im Bewusstsein vieler damaliger Zeitgenossen unverbunden nebeneinander bestehen, stellt zugleich eine der Folgen als auch eine der Spuren dieser Art von Verdrängung dar. Zwei berühmte Psychoanalytiker, Alexander und Margarete Mitscherlich, haben diesen «Knacks» in den 60-er Jahren als die «Unfähigkeit zu trauern» beschrieben. Was haben sie damit gemeint?

Wann immer wir im Leben einen Verlust erleiden, müssen wir durch eine Trauerphase hindurchgehen, wenn wir im Stande sein wollen, uns von der geliebten Person, aber auch von einer Arbeitsstelle oder einer Stadt und Landschaft, die für uns «Heimat» bedeuteten, zu verabschieden und zu trennen. Andernfalls bleiben wir an das, was wir verloren haben, gebunden und

durch das Verlorene geprägt. In besonders schweren Fällen kann das zu Depressionen führen, in vielen anderen äussert es sich darin, dass man sich in seinem Leben nicht ganz anwesend fühlt: Man erstarrt gleichsam innerlich. Es ist wichtig, zu verstehen, dass Trauer nicht nur dann nötig ist, wenn wir jemanden oder etwas verlieren, der/das für uns gut gewesen ist. Auch wenn wir versuchen, uns von jemandem oder von etwas zu trennen, der/das unserer Ansicht nach nicht oder nicht mehr gut für uns ist, müssen wir uns eine Phase des Abschiednehmens erlauben; denn jeder Verlust zwingt uns dazu, uns auch von einem Stück unserer Selbst bzw. unseres eigenen Lebens zu lösen. Das gilt auch, wie Alexander und Margarete Mitscherlich argumentiert haben, für die Weltanschauung des Nationalsozialismus, die immerhin vielen Deutschen während des Dritten Reiches positive Identifikationsmöglichkeiten geboten hatte, auch wenn diese «nur» darin bestanden, sich als Mitglied eines ganz besonderen Volkes, einer «Herrenrasse», zu fühlen. Dass der «Verlust» solcher und ähnlicher Idealvorstellungen nicht sofort betrauert werden konnte, ist nicht weiter verwunderlich. Wie bereits erwähnt, standen das Nachkriegs-Chaos sowie die Angst vor Vergeltungsmassnahmen der Besatzungsmächte einer solchen emotionalen Auseinandersetzung im Wege. Aber auch im Anschluss an die unmittelbaren Nachkriegsjahre scheint das, was im Allgemeinen «Trauerarbeit» genannt wird, nur unzureichend stattgefunden zu haben. Alexander und Margarete Mitscherlich sahen darin einen der Gründe für eine gewisse Kälte und Starrheit – oft ausgedrückt als «Ohne-mich-Haltung» gegenüber der Politik – die die deutsche Gesellschaft in den 50-er und 60-er Jahren prägten. Auch glaubten sie, dass die Realitätsferne der deutschen Politik jener Jahrzehnte darauf zurückzuführen sei. Diese Realitätsferne äusserte sich darin, dass die deutsche Teilung nicht als Folge des von Deutschland begonnenen und dann verlorenen Krieges akzeptiert wurde. Stattdessen wurde sie allein als Resultat stalinistisch-kommunistischer Interessenpolitik gesehen.

Die Erkenntnisse der Mitscherlichs erfassen allerdings nur die «halbe Geschichte», wie die Erinnerungen unserer Zeitzeugen verdeutlichen. Viele unserer Interviewpartnerinnen und

-partner verloren nämlich plötzlich die Fassung oder brachen sogar in Tränen aus, als sie über den Verlust von Familienangehörigen oder Freunden berichteten. Manche von ihnen sprachen daraufhin selbst davon, dass sie durch ihre Erzählungen über den Krieg erst bemerkt hätten, dass sie diese Verluste gar nicht wirklich *verarbeitet*, sondern lediglich *verdrängt* hätten. Solche Äusserungen legen den Schluss nahe, dass man die «Unfähigkeit zu trauern» nicht vollständig versteht, wenn man sie allein oder hauptsächlich mit der ausgebliebenen Verarbeitung des «Verlusts» der nationalsozialistischen Weltanschauung in Zusammenhang bringt. Stattdessen sollten wir von einer «doppelten Traumatisierung» der deutschen Gesellschaft ausgehen. Was meinen wir damit?

Bei vielen Deutschen hatten Bombardierungen, Tieffliegerangriffe, aber auch Kampfhandlungen an der Front sowie der drohende oder aktuelle Verlust von Familienangehörigen, aber auch die ständige Bedrohung des eigenen Lebens zu einem Zustand von seelischer Betäubung geführt. Selbst das offizielle Kriegsende bedeutete keineswegs, wie die Texte in diesem Kapitel zeigen, das Ende extrem traumatisierender Ereignisse. Erwachsene und Kinder, die aus den deutschen Ostgebieten flüchteten oder vertrieben wurden, erlebten willkürliche Erschießungen von Verwandten oder von anderen Flüchtlingen und Vertriebenen, beobachteten das Niederbrennen ihrer Häuser und lebten in ständiger Unsicherheit, wann sie selbst ihre Häuser oder Heimat würden verlassen müssen. Menschen in allen Besatzungszonen, aber besonders Flüchtlinge und Vertriebene, hungerten und litten unter Krankheiten oder wurden Zeugen der zahlreichen Todesfälle auf Grund von Hunger, Durst oder Seuchen, die besonders in den Jahren 1945 bis 1947 grassierten.

Ähnliches galt für die Kriegsgefangenen vor allem in sowjetischen Lagern. Verglichen damit, aber auch verglichen mit der Lage der deutschen Zivilbevölkerung, führten Gefangene in den Lagern in Amerika und England ein relativ beschütztes Leben. Besonders aber litten Frauen und Mädchen in allen Besatzungszonen, vor allem während der Flucht und Vertreibung aus den Ostgebieten. Sie mussten nämlich nicht nur um ihr Leben fürchten, sondern wurden zudem häufig Opfer oder Zeuginnen

brutaler Vergewaltigungen. Ausserdem darf man nicht vergessen, dass gleichzeitig viele Menschen in Unsicherheit über das Schicksal ihrer Angehörigen sowie in Ungewissheit über ihre eigene Zukunft lebten.

Als «traumatisch» werden in der psychoanalytischen wie psychologischen Forschung Erlebnisse bezeichnet, die so gewaltsamer Natur sind, dass sie sich jeder Sinngebung widersetzen. Das äussert sich darin, dass diejenigen, denen diese Erlebnisse widerfahren, das Gefühl haben, dass ihnen ihre Sprache keine Möglichkeit bietet, das Erlebte auszudrücken, geschweige denn «angemessen» zu beschreiben. Wir wissen nicht, auf welche Weise viele Menschen mit ihren Kriegsverlusten umgegangen wären, wenn das nationalsozialistische Deutschland den Krieg gewonnen hätte. Es steht aber fest, dass die deutsche Niederlage auch den Zusammenbruch derjenigen Ideologie bedeutete, die Deutungs- und damit Bewältigungsmöglichkeiten für diese traumatisierenden Erlebnisse zumindest angeboten hatte. Darüber hinaus stellte sich die nationalsozialistische Weltanschauung als eine verbrecherische heraus, was viele Deutsche erst im Nachhinein erkannten oder zu erkennen gezwungen waren. Daher bedeutete die Niederlage dieser Ideologie nicht nur einen Verlust *an sich*, sondern liess auch alle in ihrem Namen bereits zustande gekommenen und sich noch weiterhin ereignenden Verluste an Menschen, an Besitz und an Beziehungsgeflechten jeder Art zutiefst sinnlos erscheinen. «Noch einer mehr, der totgeschossen wird, und für nix und wieder nix», fasst Frau D. dieses Gefühl schon für die Zeit vor dem offiziellen Kriegsende zusammen.

Da dieses Ende überdies nicht von innen, das heisst durch eine deutsche Widerstandsbewegung, sondern von aussen herbeigeführt wurde, gab es auch keine Möglichkeit, den erlittenen Verlusten wenigstens dadurch nachträglich einen Sinn zu geben, dass man sie als Verluste im Kampf *gegen* den Nationalsozialismus hätte deuten können, jedenfalls dann, wenn man sich am Widerstand beteiligt bzw. mit diesem identifiziert hätte. Auch die mehr oder minder im Sande verlaufene Entnazifizierung¹ in den Westzonen bzw. in der BRD seit 1949 – die sowjetische Besatzungszone und die DDR

stellen hier eine Ausnahme dar – trug nicht gerade dazu bei, Trauerarbeit zu erleichtern. Denn wenn ein System als verbrecherisch erkannt wird, ohne dass die Verantwortlichen ernsthaft zur Rechenschaft gezogen werden, dann wird eine weitere Chance zur nachträglichen Sinngebung vertan. Bestrafung, durch die eine Gesellschaft Unrecht als solches offiziell anerkennt, ist nämlich auch Ausdruck von Solidarität mit denjenigen, denen Unrecht zugefügt worden ist. Stattdessen wurden aber zum Beispiel in der BRD bis weit in die 70-er Jahre hinein nur widerwillig «Wiedergutmachungs»-Leistungen erbracht. Zudem wurden Sozialdemokraten* und ehemalige Kommunisten*, wie etwa Willy Brandt und Herbert Wehner, die im Exil gegen das Dritte Reich gekämpft hatten, als «Vaterlandsverräter» verfemt, statt ihrer Zivilcourage wegen als positive Rollenmodelle dargestellt zu werden. Die in Deutschland ausgebliebene Trauerarbeit wäre demnach das Resultat der schrecklichen Gewalterfahrungen und Kriegsverluste auf der einen und des «Verlusts» der nationalsozialistischen Ideologie und der auf diesen folgenden – theoretischen wie praktischen – Ideologie-Armut der Nachkriegszeit auf der anderen Seite.

Aber ist es überhaupt zulässig, von der Traumatisierung und vom Leid einer Gesellschaft zu sprechen, die selbst so viel Leid über andere Menschen und Gesellschaften gebracht hat? Diese Frage wurde und wird, vor allem seit den Ereignissen von 1968, d.h. seit der Studentenbewegung und der damit zusammenhängenden Kulturrevolution in Westdeutschland, von vielen Vertretern und Anhängern der politischen Linken verneint. Diese sehen in Erinnerungen an deutsches Leid zumeist den Versuch politisch «Ewiggestriger», sich aus der Verantwortung der deutschen Gesellschaft für die von ihren Mitgliedern und in ihrem Namen begangenen Verbrechen gegen die Menschlichkeit davonzustehlen. Eine solche Einschätzung ist nicht völlig falsch. Sie resultiert nicht zuletzt daraus, dass vor allem in den 50-er und 60-er Jahren, aber auch darüber hinaus, Vertreter und Anhänger der politischen Rechten in Westdeutschland zu der Ansicht neigten und neigen, man brauche «nicht länger» von deutschen Verbrechen, z.B. dem Holocaust oder der Beteiligung der

Wehrmacht an Verbrechen gegen die Menschlichkeit, zu sprechen, da schliesslich «auch wir» (Deutschen), gelitten hätten. Wer anderer Ansicht war, wurde häufig als «Nestbeschmutzer» beschimpft. Beide Meinungen sind in letzter Zeit im Zusammenhang mit der seit 1995 gezeigten Wanderausstellung über «Verbrechen der deutschen Wehrmacht» wieder äusserst vehement vertreten worden.

Wenn man sich näher mit beiden Positionen auseinandersetzt, dann wird deutlich, dass sie zwei Seiten ein und derselben Medaille darstellen. Beide rechnen Unrecht, Schmerz und Leid gegeneinander auf. Im Falle der Linken werden traumatische Erfahrungen von Deutschen gleichsam als «ausgeglichen» betrachtet durch die von Deutschen an anderen Menschen begangenen Verbrechen. Auf Seiten der Rechten wird umgekehrt so getan, als lösche das von Deutschen erfahrene Leid die von Deutschen begangenen Untaten aus. Beide Interpretationen sind gleichermassen unhaltbar. Leid und Schmerz lassen sich nicht wie Erdbeben auf irgendeiner imaginären «Skala» miteinander vergleichen und schon gar nicht gegeneinander aufrechnen. Das wechselseitige Sich-Verschliessen vor dem Leid der jeweils «Anderen» ist unmenschlich und stellt unserer Ansicht nach die Fortsetzung jener Härte und Kälte über den «Zusammenbruch» hinaus dar, die die Nationalsozialisten von allen «echten» Deutschen verlangten.

Dies festzustellen, heisst aber nicht, sich der Frage nach der eigenen Verantwortung bzw. derjenigen der eigenen Gesellschaft zu entziehen. Im Gegenteil, es deutet alles darauf hin, dass nur Menschen, die ihre Gefühle – und das heisst auch ihren Schmerz – zulassen können, imstande sind, ihren eigenen Anteil an Verantwortlichkeit für das, was ihnen selbst geschieht, zu erkennen und ebenfalls zu betrauern. Diese Art von Trauerarbeit scheint die Voraussetzung dafür zu sein, seelische Betäubung und Abstumpfung zu überwinden und so auch Mitgefühl für das Leid anderer entwickeln zu können. Es gibt unter unseren Interviews eines, das diesen Zusammenhang besonders deutlich macht. Frau C., die bei Kriegsende dreizehn Jahre alt war, beschreibt ihre damaligen Gefühle folgendermassen: «Erst mal empfand ich das als unheimliche Schmach, dass wir verloren

haben. [...] Und ich weiss, als die ersten Amerikaner über unsere Strasse rollten, da hab' ich an der Böschung gelegen und bitterlich geweint. [...] Es ist als Gefühl noch eine ganze Weile geblieben. Ich glaube, irgendwie habe ich das nie ganz überwunden, wenn ich ganz ehrlich zu mir bin. Obwohl ich mit dem Verstand erfasse, dass es richtig war und auch begrüsst habe, dass es so gekommen ist. Obwohl: Eine Niederlage ist eine Niederlage.» Es ist unserer Ansicht nach kein Zufall, dass Frau C. diejenige unserer Interviewpartner ist, die am deutlichsten und ausführlichsten Mitgefühl mit anderen, und zwar mit zivilen Kriegsopfern, aber auch deutschen Soldaten an der Front sowie mit nach Deutschland verschleppten Zwangsarbeitern* zum Ausdruck bringt.

So unterschiedlich der «Zusammenbruch» erlebt wurde, so gab es doch eine Erfahrung, die Flüchtlinge und Vertriebene, Menschen in den besetzten Westzonen und kriegsgefangene Soldaten miteinander verband. Die meisten von ihnen – das gilt auf Grund der Kriegführung auch für viele Soldaten – trafen «den Feind», über den zum Teil wilde Gerüchte kursierten, 1945 bei Kriegsende zum ersten Mal persönlich. Frau J., die 1945 zwölf Jahre alt wurde, war sicherlich nicht das einzige deutsche Kind, das sich damals «sehr gewundert [hat], dass die Amerikaner so aussahen wie wir. Ich habe gedacht, das sind Monster.» Viele Erzählungen lassen auch noch heute Erleichterung darüber verspüren, dass sich schlimme Erwartungen als grundlos herausstellten. Solche Erwartungen waren sicherlich stark von Vorurteilen geprägt, die während des Dritten Reiches besonders aggressiv propagiert worden waren, doch hatten sie ihren Ursprung zum Teil auch im Zeitraum weit vor 1933. So gingen feindselige Einstellungen gegenüber den Franzosen auf die Zeit der französischen Besetzung des Rheinlands nach dem Ersten Weltkrieg zurück. Auch rassistische Vorurteile gegenüber schwarzen Amerikanern – die tendenziell als gewalttätig galten und eher als weisse Amerikaner als potenzielle Vergewaltiger gesehen wurden – hatten ebenfalls eine lange Vorgeschichte. Das bis heute nicht überwundene Unbehagen an der vermeintlichen Andersartigkeit schwarzer Amerikaner zeigt sich unter anderem darin, dass die meisten unserer Zeitzeugen

– wie viele andere Deutsche – nach wie vor unreflektiert das Wort «Neger» benutzen, ohne sich dessen bewusst zu sein, dass diese Bezeichnung aus dem Wörterbuch des Rassismus stammt.

Nichts übertraf jedoch die Angst vor den sowjetischen Truppen, die als besonders brutal geschildert werden. Tatsächlich hat es bei der Besetzung der deutschen Ostgebiete und während der Flucht und Vertreibung von Deutschen aus dem Osten zahllose Gräueltaten gegeben, über die Flüchtlinge und Vertriebene immer wieder berichtet haben. Es kann aber kein Zweifel daran bestehen, dass die Vorstellung, «die» Russen seien weniger «zivilisiert» als «die» Amerikaner, lange vor dem Bekanntwerden solcher Nachrichten existierte. Selbst ein bei Kriegsende seit Jahren in einem amerikanischen Kriegsgefangenenlager lebender Deutscher berichtet davon, dass «man» bei der Zonenaufteilung «lieber bei den Westmächten bleiben als zum Russen gehen» wollte. In zweien unserer Interviews wird ein vorsichtiger Versuch unternommen, das Verhalten der sowjetischen Truppen nicht allein auf vermeintlich spezifische kulturelle Eigenheiten zurückzuführen, sondern auf die Rahmenbedingungen des Krieges selbst: «Irgendwo so ein paar Dolle, sag' ich mal, die zu viel Schnaps getrunken haben oder einen Hass gehabt haben, die haben alle aus den Häusern rausgeholt, die jetzt noch da waren, haben alle in die Reihe gestellt und dann wild drauflosgeschossen.» Eine Interviewpartnerin stellt sogar einen Zusammenhang zwischen dem Schicksal deutscher Kriegsgefangener in der Sowjetunion und der Behandlung sowjetischer Gefangener durch die Deutschen her. Doch fällt insgesamt auf, dass keiner unserer Interviewpartner einen Zusammenhang zwischen der deutschen Kriegsführung und dem späteren Verhalten der Siegermächte herstellt. So werden zum Beispiel Schikanen von Teilen der dänischen Bevölkerung gegenüber deutschen Kriegsgefangenen als «kein feiner Zug» beschrieben. Vor allem aber wird keinerlei Bezug zwischen der ungeheuren Brutalität der deutschen Truppen an der Ostfront und in den besetzten Ostgebieten sowie dem Verhalten der sowjetischen Besatzungstruppen gesehen.

Dies hat vermutlich mehrere Ursachen. Eine davon ist sicherlich die Tatsache, dass Krieg und Zusammenbruch für viele Zeitgenossen eher den Charakter einer Naturkatastrophe hatten als den eines von Menschen verursachten Desasters. Denn was geschah, war zu keinem Zeitpunkt absehbar. Man wusste nicht, ob man Angriffe überleben würde oder nicht, ob man vergewaltigt werden würde oder nicht und ob Besatzungstruppen Häuser und Einrichtungen zerstören oder aber Kindern Süßigkeiten schenken würden. Der «Zufall» oder das «Schicksal» schienen eine ebenso grosse, wenn nicht gar grössere, Rolle zu spielen als die Entscheidungen und Handlungen einzelner Menschen. Das galt in erster Linie für das, was einem selbst geschah, konnte aber auch auf das übertragen werden, was man selbst anderen antat. Dies ist sicherlich mit ein Grund dafür, warum sich in der deutschen Öffentlichkeit nach dem Krieg die Legende von der – im Vergleich zu den SS-Einsatzgruppen – vermeintlich durchweg «sauberen», d.h. nicht an brutalen Erschiessungs- und Vernichtungsaktionen beteiligten Wehrmacht bis in die 90-er Jahre hinein halten konnte, obwohl die historische Forschung schon vor zwanzig Jahren Untersuchungen vorgelegt hat, die das Gegenteil beweisen. Wenn sich diese Legende trotz aller gegenteiligen Beweise so lange als nahezu unausrottbar erwies, hatte daran allerdings auch die Politik des Kalten Krieges entscheidenden Anteil, die sich die Angst vor der «Gefahr aus dem Osten» geschickt zu Nutze zu machen verstand.

Es mag aber noch einen weiteren Grund geben, der dazu beigetragen hat, vor der Gewalttätigkeit deutscher Truppen vor allem an der Ostfront die Augen zu verschliessen. Wir müssen versuchen, uns vorzustellen, dass Millionen von Frauen und Kindern nach dem Krieg mit Männern, Vätern, Söhnen oder Brüdern zusammenlebten, die an der Front und/oder Ostfront gewesen waren. Es war, wie die Texte im Abschnitt «Heimkehr» sowie diejenigen im dritten Teil zeigen, nicht leicht, Familien wieder zusammenzufügen, die lange getrennt gewesen waren. Zugleich war es sicherlich für viele Frauen und Kinder schwierig, mit der Vorstellung zu leben, dass die eigenen Männer, Väter oder Söhne als Soldaten andere Soldaten getötet hatten. Aber

wie hätte man mit Männern leben können, von denen man hätte annehmen – geschweige denn wissen – müssen, dass sie womöglich wehrlose Zivilisten umgebracht und Frauen vergewaltigt hatten? Keine unserer Interviewpartnerinnen, die selbst Zeuginnen von Vergewaltigungen durch Soldaten der Besatzungstruppen geworden sind, fragt, was wohl deutsche Soldaten in besetzten Gebieten getan haben mögen. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass sie, wie auch die vielen Frauen, die von Vergewaltigungen lediglich gehört haben, es einfach nicht gewagt haben, sich selbst, geschweige denn ihren Männern, diese Frage zu stellen. Frau V. jedenfalls, die selbst während der Flucht knapp einer Vergewaltigung durch einen russischen Offizier entging, spricht von einer «gewissen Zurückhaltung», die sie Männern gegenüber, und das heisst im Klartext *allen*, auch *deutschen* Männern gegenüber, behalten habe. «Man musste schon einen Sprung wagen, um einen Mann überhaupt an sich rankommen zu lassen. Man war immer auf der Hut.»

Die «Heimkehr» der Männer gestaltete sich nicht nur deshalb schwierig, weil Frauen und Kinder während des Krieges zwangsläufig selbstständiger und «freier» geworden waren. Vielmehr hatte die Brutalität des Krieges viele Menschen Dinge tun, erleiden und sehen lassen, die ihren Glauben an das «Heim» nicht unversehrt lassen konnten. Es gab keine heile Welt mehr. Der «Zusammenbruch» war ebenso total wie der Krieg.

2.1 Flucht und Vertreibung

Frau S. (1927): Denn wir haben nie geglaubt, dass wir nicht zurückkommen würden.

Unsere ganze Verwandtschaft, diese ganzen Mennoniten*, die wohnten in diesem Kreis dort (*bei Fürstenwerder im Weichseldelta*). Wir hatten überhaupt keine Verwandten irgendwo anders. Als dann die Ostpreussen geflüchtet waren und in unserer Gegend Station gemacht haben oder auch einquartiert wurden und man doch ein wenig Angst kriegte, dass man vielleicht auch weg muss, da hat meine Mutter immer gesagt: «Wo sollen wir

bloss hin? Wir können ja gar nicht weg. Wir kennen ja niemand. Wer wird uns nehmen? So eine grosse Familie, mit all den Kindern, mit all dem, was so drum und dran hängt.» Sie sagt: «Ich muss immer an die ungarischen Juden denken, wie die weg mussten und so. Wir können gar nicht weg. Wo sollen wir hin?» Dass es denen (*den Jüdinnen*) nachher doch noch gut gegangen ist und [die] doch noch rausgekommen sind, das ist nach all den Jahrzehnten ... so eine Erleichterung auch. Und ich meine, wir haben es (*die Flucht*) ja letztendlich auch überlebt, obwohl der Preis ja sehr hoch war, den wir bezahlt haben. [...]

Am 26. Januar 1945 [mussten wir doch weg]. Am Tag vorher, da kam schon jemand zu uns, irgendein Offizier – mein Vater war ja da auch noch zu Hause – und hat gesagt: «Das Land jenseits der Weichsel», – wir wohnten ja direkt auf der anderen Seite der Weichsel – «das Land jenseits der Weichsel muss geräumt werden!» Hier könnten Kampfhandlungen stattfinden, weil die [Russen] schon bis nach Elbing vorgedrungen waren. Die sind dann wieder zurückgeschlagen worden. Nur das wusste damals keiner. Er sagte: «Das wird jetzt Kampfgebiet werden.» Durfte man auch alles nicht so laut sagen. Aber der hat es gesagt: Frauen und Kinder müssten raus. Und da wir Verwandte hatten in Plenendorf, direkt vor Danzig», wurde ein Wagen fertig gemacht, und meine Mutter und die Kinder sollten dort rüber zu unseren Verwandten.

Und da sind wir an diesem 26. Januar mittags losgefahren. [...] Aber es war sehr kalt. Es waren mindestens 30 Grad Kälte, und es gab noch ein Problem: Die Pferde stehen alle im Stall im Winter. Nur zum Spazierenfahren und um die Milch in die Molkerei zu fahren, waren Pferde bereit. [...] Also das Milchpferd und die beiden Fahrpferde, so nannten wir sie, die hatten Hufeisen und Stollen darunter. Und die anderen Pferde hatten keine. Die konnten ja nicht raus, die wären ja sofort hingeflogen. Und der Schmiedemeister, der konnte das alles nicht schaffen, all' diese Pferde zu beschlagen. [...] Da waren ja nicht nur wir, die da losfahren wollten, sondern auch noch andere.

Wir hatten Glück. [...] Da wir sehr nah an der Schmiede wohnten, ich weiss nicht, ob das Land auch noch meinem Vater gehörte, jedenfalls hatte der Schmiedemeister unsere Pferde be-

schlagen, so dass wir mittags losfahren konnten. Und ich hab' nachher gehört, wir waren die einzigen, die überhaupt losgefahren sind. Aber es war wahrscheinlich auch, weil wir die Verwandten hatten da drüben auf der anderen Seite (*der Weichsel*). Und so sind wir dahin gefahren. Und mein Vater ist dageblieben. [...] Meine Mutter hatte noch nicht mal ihre Armbanduhr mit. Es war einfach nur, als wenn wir zu Besuch fahren. Aber wir haben uns nicht fein gemacht. Wenn wir zu Besuch fahren, wurde [sich] fein gemacht. [...] Und dieses mit dem Dickanziehen und so, das war nur, weil es so kalt war. Wir älteren Kinder hatten nur Trainingsanzüge und andere Hosen noch drüber, dicke Mäntel, Handschuhe, Mütze und Stiefel, wir hatten kein einziges Kleid [mit]. Es war wie einfach nur mal wegfahren für ein oder zwei Tage. Dass es nachher nicht so geworden ist, das haben wir an dem Tag ja nicht gewusst. [...]

Es gab keine Brücke über die Weichsel. Es gab nur eine Fähre, und die Weichsel war voller Eisschollen. Und die Flüchtlingstrecks, die aus dem Osten kamen, Tiegenhof, Elbing und so weiter, standen, ich weiss nicht wie viele Kilometer angereicht, um über die Weichsel zu kommen mit dieser einzigen Fähre. [...] Und uns wollte keiner reinlassen. [...] Mein Onkel war [aber] mit, die waren schon von Ostpreussen gekommen, der war beinamputiert. Der hat sich dann da Gehör verschafft. [...] Als wir an der Fähre waren, tauchte mein Vater plötzlich auf. Der hatte keine Ruhe gehabt. [...] Er hat gewartet, bis wir alle auf der Fähre waren. [...] Und dann sind wir in dieser Nacht dorthin gefahren zu unseren Verwandten und wollten erst mal die Nacht dort verbringen und dann am nächsten Tag weitersehen. [...] Jedenfalls am Vormittag sitzen wir da in der Stube, und auf einmal ist mein Vater am Fenster. Er war gar nicht mehr nach Hause geritten von der Fähre. [...]

Und am nächsten Tag sind mein Vater und mein Onkel nach Danzig* geritten – mein Vater kannte da jemanden beim Generalkommando – und haben mit dem gesprochen. Und da hat dieser Mann gesagt, ich mein', wenn das jemand gehört hätte, die hätten ihn am nächsten Baum aufgehängt, der hat gesagt: «Schickt eure Familien zum Westen, so weit es geht!» Und die haben das gemacht.



Das Elternhaus von Frau S. in Fürstenwerder/Westpreussen; Reproduktion eines Gemäldes auf Postkarte (Privatarchiv: Frau S.)

Für diese Verwandten mit ihren vier Kindern wurde dann auch ein Wagen fertig gemacht, auch nur Pferdefutter, Pelze, alles, die ganzen Kinder darein, die Wirtschafterin. [...] Die hatten auch Polen, und wir hatten auch zwei polnische junge Männer und auch zwei Mädchen, die mit uns gekommen sind. Und wir hatten ein russisches Mädchen, die in der Küche gearbeitet hat. Die ist nicht mitgekommen, und die hat weinend an unserem Wagen gestanden, wie wir losgefahren sind, die sprach ja jetzt schon ein bisschen Deutsch, hat meine kleine Schwester dann noch zum Schluss auf dem Arm gehalten und hat immer gesagt: «Bleibt doch hier! Die Russen tun euch nichts! Die Russen mögen Kinder!» Das war auch so tragisch, all' diese Schicksale, jedes einzelne. Jedenfalls sind wir an dem anderen Tag losgefahren, und mein Vater und mein Onkel sind dann noch einen Tag bei seinen Eltern (*den Eltern des Onkels*) geblieben. Seine Eltern sind nicht mitgefahren. Die waren auch schon alt, und die wollten nicht mit. [...] Und die sind nachher, im März '45, in die See gegangen. Die wohnten ziemlich nah an der Ostsee, und die sind ins Wasser gegangen und haben sich das Leben genommen. Also wirklich, einfach fürchterlich. Das haben wir Jahre nach dem Krieg erst [von irgendwelche Leuten erfahren]. [...]

Und wir sind gefahren, und die letzten Worte von meinem Vater, die werde ich nicht vergessen, die waren bestimmend für mein ganzes Leben nachher: «Helft Mutti, wo ihr könnt!» Das habe ich so in meinem Kopf behalten, und das war für mich einfach das, ich meine, ich hätte es auch so gemacht, wenn er das nicht gesagt hätte. Aber das hat er gesagt, und ich tue es heute noch so. [...]

Es war am nächsten Tag, da sind wir losgefahren. Wir waren vier Wagen mit je zwei Pferden und ein Reservepferd. [...] Wir hatten nicht viel mit, [Schmalz, Speck,] Brot, was an Vorrat da war bei den Verwandten. [...] Es hat sich auch im Nachhinein so ergeben, dass für die durchziehenden Flüchtlinge gesorgt wurde, wenn wir auf Gütern übernachtet haben. Und wir hatten ein System, das hat unser Onkel, der früher Soldat war, ausgetüfelt. Der hat auch praktisch die Funktion des Treckführers gehabt, denn einer musste ja das Sagen haben. Wir waren vier Wagen und 32 Personen. Davon waren zwei alte Omas, die eine

war, die kam uns steinalt vor, die war, glaube ich, 75, die andere war Ende 60. Und die jüngsten waren Zwillinge von neun Monaten. [...] Ausserdem waren da noch zwei resolute Tanten, die haben alles andere so mehr oder weniger in die Hand genommen. Die eine war verwitwet und war Hebamme. Und die konnte das gut. Es musste ja jemand da sein, der das Sagen hat. Es geht ja nicht anders. Und die hat das ganz gut geschafft. Meine Mutter hat immer ziemlich im Hintergrund gestanden. [...] Sie war auch nicht so jemand, der sich so in den Vordergrund drängt. Das ist aber auch alles sehr gut abgelaufen; denn diese Tante, die konnte auch was fordern, wenn das nicht klappte. Weil sie dann gesagt hatte: «Ja, aber ich brauche jetzt Milch für die Kinder!» [...] Das Erste war immer, Milch zu kriegen, damit die beiden Kleinen versorgt werden konnten. Die anderen, die kriegten wir schon über die Runden, aber gerade die Babys und dann auch mit Windeln und so weiter. Es gab ja noch keine Pampers und so Geschichten. [...] Das war ja auch furchtbar kalt, und es war auch sehr viel Schnee. Die Strassen waren wohl frei, aber es war doch sehr schwierig, weiterzukommen.

Je weiter wir dann [nach Westen] gefahren sind, irgendwann hörte der Winter auch auf, da haben wir das so gemacht, dass wir uns einen Ort ausgesucht haben, wir hatten ja Karten, wie weit wir das schaffen können an dem Tag. Wir mussten auch immer auf die Pferde Rücksicht nehmen. Das waren wohl sehr gute Pferde, und wir hatten auch zu Anfang noch ganz viel Hafer, so dass sie auch immer gutes Futter kriegten und Heu und so was. Wasser hatten wir ja sowieso, wo wir untergekommen sind. Nur je weiter wir zum Westen kamen, umso mehr stauten sich die Flüchtlinge auch. Und dann wurde einer immer vorausgeschickt mit diesem Reservepferd. Meistens war ich das: «Gehst zum Bürgermeister oder Ortsvorsteher oder wie immer der auch heisst, sagst: ' Wir sind so und so viel und wir möchten nur eine Nacht bleibem.» Das war ganz wichtig, dass man sagt, man fährt am nächsten Morgen weiter. Wir haben immer gesagt: «Wir haben Verwandte in Mecklenburg.» Das stimmte gar nicht. [Aber] die wollten ja keinen dabelhalten, weil immer mehr kamen. Und dann hat der gesagt: «Ja, Sie können alle hier bleiben», oder «ich sage da und da Bescheid, reiten Sie dahin, da können

die und die unterkommen.» Und dann ist man bis zum Ortseingang zurückgeritten und hat auf die (Wagen) gewartet. Ich war siebzehn. Wir hatten immer ein Quartier, fast immer. Das hat ganz toll geklappt, dieses System. Denn die meisten sind morgens irgendwo losgefahren und abends angekommen und haben versucht, Unterkunft zu kriegen, und dann war schon alles voll. Dann hatten Leute wie wir schon ein Dach überm Kopf. Ich hab' auf der Flucht Geburtstag gehabt. Ich bin im Februar geboren. Ich bin dann achtzehn geworden. [...] Und die meisten Leute waren auch nett. Wir haben uns immer die Namen der Orte und die Namen unserer Wirtsleute aufgeschrieben und zu denen, die nett waren, haben wir gesagt: «Auf dem Rückweg, da kommen wir wieder zu Ihnen.» Denn wir haben nie im Leben geglaubt, dass wir nicht zurückkommen würden. [...]

Und wir haben es geschafft. Wir sind in Stettin-Süd über die Oder. Und da hab' ich zum ersten Mal in meinem Leben eine Autobahn gesehen. Und wir sind mit Pferdewagen die Autobahn entlanggefahren. Wir sind bis nach Mecklenburg gekommen, und dann haben wir gedacht, jetzt reicht es. Das war Anfang März. [...] Das Gut hiess Walkendorf. Da sind wir geblieben erst mal. Und dann wollten wir wieder zurück. [...]

Wir waren bis zum 30. April (1945) dort. Und da fing es an, dort unruhig zu werden. [...] Und eigentlich hat man ja gedacht: «Liebe Güte, noch weiter nach dem Westen? Dann ist der Weg nach Hause so weit!» [...] Wir wollten eigentlich gar nicht weg von dort. Nur, in die Hände der Russen zu fallen, das war das grössere Übel. [...] Also wieder unsere Bündel geschnürt, die Pferde angespannt.

Wir sind dann nachher in Bad Kleinen gelandet, wo die Amerikaner die Russen getroffen haben. Da war dann die grosse Verbrüderung. Da sind wir gewesen. Wir sind an einem Mittag dort angekommen. [...] Und dann bin ich mit einer meiner Tanten dorthin gegangen zu dem Markt, das war gar nicht weit, vielleicht 200 Meter. [...] Die Leute standen dort angereiht. Wir standen auf der Steintreppe, [um Brot zu kaufen,] und auf einmal [ist da] ein komisches Geräusch, so ein Gerumpel, und wir gucken so um die Ecke. Da kommt erst das lange Rohr von dem Panzer – ich hatte in meinem Leben noch keinen Panzer gese-

hen, ausser damals, wie der Russlandfeldzug so anfang – jedenfalls da kommt ein Panzer um die Ecke, sieht so khakifarben aus, und da ist ein Stern drauf. Ich hab' bis dahin nicht gewusst, dass die Amerikaner auch Sterne drauf hatten. Ich kannte nur den Sowjetstern. Geguckt, das gesehen: «Oh Gott, jetzt haben sie uns doch eingeholt.» Das war der erste Gedanke. Und dann guckte ein Neger aus diesem Panzer raus. Und da hat man gedacht, es sind Amerikaner, das sind gar keine Russen! [...]

Nach ein paar Tagen durften wir weiterfahren, und wir haben gedacht, raus aus diesem Schlamassel, vor allem die russischen Truppen noch im Nacken, wir fahren jetzt noch weiter nach dem Westen. Wir wussten zwar nicht wohin, war aber auch egal. Und dann sind wir bis nach Gadebusch (*bei Ratzeburg*) gekommen, das ist da vor dem Elbe-Trave-Kanal. [...]

Dann sind wir auf ein Gut gekommen und sollten da in Baracken wohnen und bei der Rübenernte helfen. In diesen Baracken hatten früher Fremdarbeiter* gewohnt. Und wir haben gedacht, wir sind jetzt froh, dass wir von den Wagen runter waren. [...] Dann wollten wir in diese Baracken rein, und die waren so voll von Wanzen, so dass wir da auch nicht wohnen konnten. Dann sind wir wieder auf unseren Wagen geblieben und haben behelfsmässig dort geschlafen. Aber es war auch schönes Wetter, das war dann Anfang Juni.

Wir sind dort auch nicht lange geblieben, weil das Gerücht schwirrte, der Elbe-Lübeck-Kanal, der hiess damals Elbe-Trave-Kanal, der soll die Grenze werden zwischen der russischen (*und der englischen*) Besatzungszone. [...] Und da wir nun schon so weit vor den Russen abgehauen waren, wollten wir das letzte Stückchen auch noch schaffen. [...]

Der Kanal war gesperrt. Da sind sehr viele Brücken, die waren aber alle mit englischen Soldaten besetzt, und man konnte nicht rüber. Und dann kamen uns unsere Sprachkenntnisse zur Hilfe. [...] Und wir haben uns mit englischen Soldaten bekannt gemacht. Und die fanden das auch interessant, zu erzählen und zu hören, wo wir herkommen, und was wir schon alles hinter uns haben und so. Und denen haben wir natürlich erzählt, meine jüngere Schwester und ich, dass wir da drüben Verwandte haben, und wir möchten dort rüber.

Zuerst haben sie gesagt: «Das geht nicht! Das geht nicht!» Und irgendwann hatten wir zwei [kennen gelernt], die haben gesagt: «Wir haben heute Nacht Dienst. Ihr könnt rüber. Ihr müsst aber leise machen!» Nun machen Sie mal leise, ging ja gar nicht. Und dann haben wir uns auf den Weg gemacht, über diese Brücke rüber. Alle, deren Wagen in unserer Umgebung standen, waren auch hellhörig. Wer nun noch rübergekommen ist, das weiss ich nicht. [...] Wir sind dann am nächsten Morgen in das Dorf und haben gefragt, ob wir da ein bisschen bleiben könnten. Dieser Tag war der 15. Juni 1945, der 40. Geburtstag meiner Mutter. Das war ihr Geburtstagsgeschenk. Und da sind wir auch erst mal geblieben. [...]

Weihnachten war [dort] sehr schön, da kriegte man so ein paar Kerzen. Aber es geht ja immer auch um die Kinder, die waren eigentlich die Hauptpersonen. Das war auch selbstverständlich, dass man alles tat für die. Und dann haben wir für die auch [Geschenke organisiert]. [...]

Eine Freundin, die wohnte in Kiel, und Verwandte von uns wohnten auch dort. Und wir wussten, die machten Heimarbeit und stellten irgendwas her, so kleine Puppenwagen aus Blech. [...] Und da bin ich zu denen hingefahren. [...] Und diese Verwandten, die haben mir dann so kleine Wiegen gegeben und noch irgendwelche Sachen, so dass wir eine kleine Überraschung für die Kinder zu Weihnachten hatten. [...] Aber es war so was von traurig (*wegen des gefallenen Vaters*). Dann singt man Weihnachtslieder. Man muss nur versuchen, dass man nicht anfängt zu heulen, weil dann ist man verloren.

Herr O. (1939): *Wir sind erst mit dem Pferdewagen los, und dann ist uns alles so nach und nach weggenommen worden.*

Mein Vater war Bauer, und meine Mutter war Bäuerin, in Ostpreussen, Kreis Lück-Seebrücken. Das Dorf ist (*heute*) überhaupt nicht mehr da. Da ist nichts mehr da. Da ist jetzt ein Truppenübungsplatz. [...] Ich habe so kleine Erinnerungen vom Hof: Da war so ein Sandweg, und da lag das Gehöft. Auf der einen Seite war die Strasse, dann war das Gehöft dazwischen, und

dann kam so ein Stück Wiese, und dann kam der See. Das weiss ich noch. [...] Und Tiere waren auch da.

[Wann die Flucht begann, weiss ich nicht mehr.] War kalt, war Winter (*vermutlich Anfang 1945*). Ich weiss noch genau, dass wir Lappen um die Füsse hatten, weil die Schuhe hatten die uns auf der Flucht ausgezogen, Russen oder Polen, wer auch immer. [...] Das weiss ich nur vom Hörensagen, von der Mutter nachher, dass die gesagt hat: «Die Russen haben uns alles weggenommen!» oder «Dann kamen die Polen, die haben auch noch den Rest weggenommen. Und da war alles weg.» [...] Ich weiss nur noch von der Flucht, dass wir ein paar Mal hin- und hergeschickt worden sind. [...] Einmal 20 Kilometer hin und dann wieder zehn Kilometer zurück, je nachdem, wer da gerade als Feind war, ob Russen oder Polen. [...]

Und ich kann mich noch daran erinnern, dass wir alle zusammengetrieben worden sind und in eine Reihe gestellt worden sind, und der getroffen worden ist, der fiel um, und der so umfiel, der hat Glück gehabt. Irgendwo so ein paar Dolle, sag' ich mal, die zu viel Schnaps getrunken haben oder einen Hass gehabt haben, die haben alle aus den Häusern rausgeholt, die jetzt noch da waren, haben alle in die Reihe gestellt und dann wild drauflos geschossen. [...] Das waren Russen. [...] Das weiss ich bloss von Mutter, weil ein Russe ist nachher langgegangen und hat noch die, die noch zappelten – so erzählt meine Mutter immer – ganz erschossen. Das war während der Flucht.

Wir sind erst mit dem Pferdewagen los. [...] Und dann ist alles so nach und nach weggenommen worden. Da sind wir mit dem Handwagen, den wir irgendwo ergatterten konnten, weiter. [Meine Mutter, meine beiden Schwestern und ich.] Mein Vater war schon gefallen in der Zeit (*Januar 1944 in Russland*). Der war Soldat. Die eine [Schwester] ist ein Jahr älter, und eine, die ist ein Jahr jünger als ich. Meine Mutter hatte noch einen Gehilfen dabei. Das war ein Pole. Der ist auf der Flucht mitgegangen, und der ist auch erschossen worden. Ein paar Sachen in den Karren rein und derjenige, der nicht mehr konnte, und das war meistens meine kleine Schwester, die sass denn im Wagen. Der musste halt gezogen werden. Wenn's gar nicht mehr ging, dann musste sie mal laufen. Und dann hatte sie (*Herr O.s Mutter*)

noch ein Zwillingsspärchen dabei von Eltern, die auch bei diesem Besagten ums Leben gekommen sind, bzw. die Mutter, der Vater war auch im Krieg gefallen. [...]

Wo man gelandet ist, da hat man irgendwas [zu essen] gekriegt. Da hat man sich auch, wo man so jung war, gar keine Gedanken gemacht. Was man gerade gefunden hat, und wenn da eine Wasserpfützte war, dann hat man daraus getrunken, weil man einfach Durst hatte. Und auf Höfen oder in verlassenen Häusern, da waren wir ja nicht alleine. Da waren mehrere Familien, die versucht haben, sich zusammen zu halten. [...]

Wir sind dann nachher mit dem Zug weitergefahren. [...] Und dann musste man wieder mal auf einem Bahnhof stehen. Da standen alle, wo weiss ich nicht, muss aber unheimlich gross gewesen sein. Da haben Leute von den Waggons Kartoffeln runtergeschmissen mit einer Gabel. Und jeder, der eine erhaschte, der hat sie dann gekriegt, und die anderen, die haben Pech gehabt. [...] Das war denn das Essen. Und wir Kinder gingen zwischen den rollenden Rädern und suchten die, die unten drunter waren. Denn wir waren klein, wir konnten ja schneller dadrunter. [Ob das gefährlich war], hat doch früher keiner gefragt. Der Krieg war ja auch gefährlich. [...]

[Die Flucht] hörte auf in Mecklenburg, in Lagern. Grosse Säle, die wurden hergerichtet mit Stroh. Viele Sachen hatte ja keiner. Ich weiss, der Saal, der war voll. [...] Das kann man sich heute gar nicht mehr vorstellen, wie viele Leute in einen Saal passten. Das gäb' heute Schlägerei, oder was weiss ich. Und da ging das ganz normal ab. Da wurde draussen auf dem Hof ein grosses Loch ausgeschachtet. Das war die Toilette. Und quer darüber war ein Brett. Da gingen die alle auf das Brett, und da machten die ihr Geschäft. Anders ging's ja auch nicht bei dem grossen Haufen. [Und einmal bin ich da reingefallen. Ich habe tagelang gestunken. Die Kleidung war ja kaum sauberzukriegen.] [...]

[Das Kriegsende,] nehme ich an, dass das schon vorher irgendwo gewesen ist. Da stört man sich als Kind auch gar nicht dran, wann das jetzt nun genau war. Aber auf jeden Fall haben wir das nicht gemerkt. Denn da stellt man sich heute vor, wenn ein Krieg zu Ende ist, ist alles da. Ist nicht. Da war ja trotzdem nichts. [...]

[Und der Hof in Ostpreussen?] Meine Mutter ist einmal da gewesen, als Sie da noch nicht hinkonnten. Da hat sie von der anderen Seite vom See aus geguckt. [...] Aber meine Mutter, die hat das komplett verdrängt. Und da brauchten Sie auch gar nicht zu fragen, die wusste nichts. Entweder, die hat das absichtlich verdrängt, oder das war weg. [Das hing mit der Flucht zusammen.] Meine Mutter war schwer nervenkrank. Wenn die schon Soldaten gesehen hat, dann wär die am liebsten ..., dann war die weg. Also, ganz schlimm danach.

Frau A. (1938): Dann wusste man nicht, in welche Richtung geht der Zug.

Ich komme aus dem jetzigen Polen. Der Ort hiess Neumecklenburg, lag in der Nähe von Landsberg und gehört zur Mark Brandenburg. Unter Hitler war dieses Teilgebiet zu Pommern geschlagen worden, obwohl die ganzen Verkehrsverbindungen nach Berlin und Königsberg raufgingen. Die (*Eisenbahn*)sirecke Berlin-Königsberg ging etwas entfernter, vielleicht einen halben Kilometer, an unserem Haus vorbei. Mein Vater hat sehr viel Gewicht drauf gelegt, dass wir keine Pommern sind, weil er hatte es nicht mit den Pommern. Er gehörte eben zur Mark Brandenburg. [...]

[Bei] Kriegsende, da war ich sieben. Und ich habe das eigentlich schon ziemlich bewusst erlebt. Ich bin etliche Male eingeschult worden. Das erste Mal war ich vielleicht drei Wochen in der Schule, was ich gelernt habe, weiss ich nicht. Und dann wurden die Schulen geschlossen. Es kam Einquartierung. Und zwar wurden Frauen einquartiert, die Schützengräben ziehen mussten, damit die Russen aufgehalten werden sollten. Was natürlich unheimlich lächerlich war. [...] Das muss '44 gewesen sein. Nachdem dann die Frauen wieder abgezogen wurden, bin ich noch mal ein paar Wochen zur Schule gegangen. Und dann kamen die Russen. [...] Jedenfalls, ich kann mich nur daran erinnern, dass ich nicht weiss, was ich gelernt habe, ausser meinen Namen schreiben, glaube ich; das konnte ich so mit Mühe und Not.

Und als dann die Russen einzogen, kamen zuerst diese Mongolenstämme in der ersten Nacht. Wir waren ja dageblieben. Es

waren Wochen und Monate vorher von Ostpreussen die Flüchtlinge unterwegs. Und immer auf dieser Strasse in Richtung Westen. Und die haben dann bei uns Halt gemacht. Wir hatten ein Lebensmittelgeschäft und eine Bäckerei und ein bisschen Landwirtschaft, wie das so auf den kleinen Dörfern üblich war. Und die (*Flüchtlinge*) zogen Wochen und Wochen an unserem Haus vorbei, hielten und holten sich Brot. Und ich habe das als Kind immer so aus dem Fenster beobachtet. Denn es war ja Winter schon zu der Zeit. Und eines Tages hatten meine Eltern auch beschlossen, die Flucht zu ergreifen. Es wurde ein Wagen mit Pferd davor bepackt. Eisige Winterkälte war da. [...] Und wir sind auch ein paar Kilometer gefahren. Und dann waren die Strassen von diesen vielen Flüchtlingswagen derartig verstopft, dass man überhaupt nicht weiterkam. Und dann hat mein Vater gesagt: «Entweder können wir hier auf der Strasse sterben, oder wir haben die Möglichkeit, zu Hause zu sterben.» Und daraufhin haben wir wieder gewendet und sind nach Hause gefahren. Und sind da auch geblieben.

Die Russen zogen natürlich als Erstes durch unseren Ort, weil das auch [nahe der] Verbindungsstrasse nach Berlin war. Und die kamen dann und haben natürlich alle Flüchtlingswagen überfallen, die sie auf der Strasse angetroffen haben. Und alles niedergemetzelt, wie das so war. Und die haben auch in der ersten Nacht alle Häuser in dem Ort niedergebrannt, wo keine Deutschen mehr waren. [...] Wir haben uns natürlich im Keller versteckt, unter anderem auch etliche Polen, die bei uns gearbeitet haben oder im Ort irgendwo tätig gewesen waren. Die hatten genau solche Angst, die waren mit uns unten im Keller. Und dann kamen die (*Russen*) und hielten uns sofort die Pistole auf die Stirn. Und dann mussten wir alle raus. Und nebenan stand das Haus von den Eltern meines Vaters. Und da war natürlich niemand drin gewesen. Und das haben die dann auch niedergebrannt. Es brannte lichterloh.

Ich wurde auch auf den Arm genommen, wir mussten uns das ja ansehen, das haben die dann von uns verlangt. Und dann haben die gesagt: «Überall, wo kein Deutscher ist, da wird das Haus niedergebrannt!» Und die waren ja sowieso ziemlich rabiat, diese Mongolenstämme, die waren unberechenbar. Und wir

standen dann des Nachts da. Und dann stürzten der Giebel und die Etagen ein. Und oben [die] Giebelwand, die stand von seiner (des Vaters von Frau A.) Schwester voller Porzellan, und das ist dann in der Nacht so runtergekracht. Und das hat geklirrt und gescheppert. Und dann die Flammen! Es war schon irgendwie sehr beängstigend gewesen. Sie haben uns am Leben gelassen und haben auch unser Haus nicht zerstört soweit.

Hinterher kamen andere Russentrupps, die nicht so rabiat waren. Die Weissrussen zum Beispiel, die haben uns als Kinder auf den Arm genommen, haben uns Schokolade gegeben. Haben gesagt: «Wir haben selbst Kinder.» Also, das gab gute und auch schlechte Russen. Dann diese einfachen Russen überhaupt ... Es ist klar, es war Krieg, die haben natürlich getrunken, wer weiss wie. Haben natürlich alles ausgeraubt. Haben die Leute ans Scheunentor zum Teil genagelt und aufgeschlitzt. Es waren auch viele, die wahnsinnige Angst hatten. Und natürlich haben meine Eltern auch versucht, uns Kinder da nicht mit zu belasten oder das fern zu halten, aber das bekommt man automatisch mit. Das ist nicht so, dass man das gar nicht mitbekommt. Man spürt das. Tote habe ich genug gesehen. Im Ort ein Stückchen weiter, das war auch Verwandtschaft von uns, da haben sie wirklich eine Frau ans Scheunentor genagelt und von oben bis unten aufgeschlitzt. Und so was ist natürlich laufend passiert. Umsonst hatten die Menschen keine Angst gehabt.

[Mein Vater war Bäcker,] und Facharbeiter wollten sie noch dabehalten. Und dann musste er für die Kommandantur backen. Da hatten wir es eigentlich relativ gut gehabt. Der ganze Hof wurde umstellt und abgeschottet gegen die anderen Horden praktisch. Er musste dann eben für die Kommandantur backen. [...] Dann wurden wir ausgewiesen aus dem Haus und sind dann in eine Moorlandschaft auf einen Bauernhof gezogen. Wir sind da untergebracht worden. Das war ungefähr sieben Kilometer entfernt.

[In unserem Haus] wurden die Russen untergebracht, einfache Soldaten. Und dann habe die da riesige Stämme ins Haus gelegt und festgenagelt mit riesigen Nägeln. Das ganze Haus praktisch von innen kaputtgemacht. Und auf dem Nebengelände, da stand ein Kuhstall, der wurde natürlich mit den feinsten

Teppichen und Gardinen ausgestattet, die sie aus den Häusern des ganzen Ortes zusammengesammelt haben. Und da wurde gespeist, von den Obersten der Kommandantur praktisch. Da haben die gelebt. Aber das Haus, das haben die total runtergewirtschaftet. Später konnten wir wieder zurückkommen. [...] Haben wieder drin gewohnt. Und haben dann noch bis Ende '45 da gelebt. Mein Vater [und meine Schwester], die standen nun täglich in der Bäckerei, mitten im Winter. Es war eisig kalt. Selbst hatten sie natürlich nur Hemd und Hose an, weil es da sehr heiss war. Wir mussten aber laufend damit rechnen, dass die Russen uns auswiesen. Also vertrieben.

Und so war es dann auch. Meine Eltern hatten sich zwar schon vorbereitet darauf. Inzwischen wurden aus diesen polnischen Ostgebieten die Polen ins Haus eingewiesen, die dann das alles übernommen hatten. Wir mussten nach oben ins Haus. Und meine Mutter hat natürlich heimlich versucht, Rucksäcke zu nähen und Sachen einzupacken, ohne dass das jemand merkte. Wenn wir dann mal plötzlich raus mussten, [dass jeder etwas mitnehmen konnte]. Auch die Kinder mussten alle was tragen. Und ich weiss nur, es konnte jeden Augenblick geschehen. Man wusste das nicht vorher. Und ich hatte eine wunderschöne Puppe gehabt, damit die nicht alleine im Haus zurückblieb, bin ich zu den Nachbarskindern gegangen. Es waren natürlich jetzt auch Polen gewesen – und ich konnte mich damals schon sehr gut polnisch verständigen – und habe denen die Puppe geschenkt, weil ich gesagt habe: «Ich muss bald weg und kann die Puppe nicht mitnehmen.» Und während ich bei den Nachbarn war, war es dann wohl so weit: Fünf Minuten Zeit hatten wir, um aus dem Haus zu gehen. [...] Wir wurden dann zum Bahnhof transportiert und dann in Güterwaggons, die ja auch nicht besonders dicht waren. Dann wusste man nicht, in welche Richtung geht der Zug. Dann haben die Erwachsenen natürlich immer versucht, das rauszubekommen, indem sie durch diese Gitter geschaut haben: Wo fährt der Zug hin? Ist das jetzt nach Sibirien, oder ist das in Richtung Westen? Und dann sind wir nun in Richtung Westen. Sind irgendwie nach Stettin gekommen. Der Zug, der fuhr immer ein paar Tage mal, dann blieb der wieder stehen, dann hatten sie wieder keine Lok. Bis dann irgend-

wann wieder mal eine Lokomotive vorhanden war, dann fuhr der Zug wieder weiter. Man lebte praktisch in diesem Güterwaggon bei eisiger Kälte. Und da sind sehr viele Menschen gestorben, einfach erfroren. Meine Eltern haben auch immer versucht, unsere Füße zu reiben. Es waren mein Vater, meine Mutter, mein Neffe, also von meiner Schwester der Sohn, und ich. [-]

Auf dieser Reise in Richtung Stettin, in der Kälte, da starben natürlich sehr viele Menschen. Ich weiss noch, neben uns da lag eine Mutter mit einem kleinen Kind, das Kind sass auf der Mutter und weinte wohl bitterlich immer. Und die Mutter rührte sich nicht mehr. Und beim nächsten Halt, dann wurde festgestellt, die war erfroren. Und dann wurde die Mutter rausgeschmissen. Es konnten keine Leichen weiterbefördert werden. Wo das Kind geblieben ist, wer das mitgenommen hat, ob da irgendwie noch Bekannte oder Verwandte waren, das weiss ich nicht. Ich fand das nur so ganz furchtbar, dass sie die Mutter so einfach ..., aber so haben die das mit allen Menschen gemacht. [...] Die Leute wussten ja nicht, wohin mit den Leichen. Die wurden einfach rausgeworfen. Und blieben da liegen. Es war ja auch mitten im Winter, man hätte auch nicht auf die Schnelle ein Loch graben können, um die dann einzugraben oder so was. Die blieben da liegen, und das müssen ja unendlich viele gewesen sein, die auf diese Art und Weise umgekommen sind und die jetzt immer noch vermisst sind, weil kein Mensch weiss, wer das war. Hat sich ja kein Mensch drum gekümmert. Jeder musste sich um sich selbst kümmern. Man war froh, wenn man noch am Leben war und irgendwie noch was bekam. [...]

Ich weiss nur, einmal war auch so ein Leichengeruch in der Luft gewesen, ein ganz komischer, süsslicher Geruch. Den kann ich jetzt nicht so beschreiben. Aber im Laufe der Jahre habe ich den oftmals wieder empfunden, so dass ich wach geworden bin manchmal, nachts, und habe das gerochen, obwohl da nichts war. Ich weiss jetzt nicht, wo das mal gewesen ist, aber es muss auf dieser Reise gewesen sein, dass so süsslicher, menschlicher Leichengeruch vorhanden war. Und wenn ich jetzt schon mal im Fernsehen sehe oder die dann sagen: «Hier Erdbeben, und da die Katastrophe ...», dann denke ich, also die Menschen, die da

jetzt versuchen, die Menschen zu retten, was müssen die aushalten, ... vom Geruch her allein. [...]

Was noch ganz furchtbar für mich in Erinnerung ist, bei einem Stopp irgendwo hat natürlich jeder versucht, Nahrungsmittel zu bekommen, aber es war eisige Winterkälte. [...] Und da war auch noch ein Mann, vielleicht war er sehr krank gewesen, der versuchte, in einen dieser Güterwaggons zu kommen. Und hatte nur noch, das sehe ich heute noch, eine weisse lange Unterhose und ein weisses Hemd angehabt. Und die einzigen Sachen, die er noch bei sich gehabt hatte, war ein Eimer, und da war wohl gewaschene Wäsche drin. [...] Vielleicht hatte er schon Typhus, oder was weiss ich; denn niemand wollte den in den Waggon reinlassen. Der hing dann draussen an den Waggons, als der Güterzug weiterfuhr. Was dadraus geworden ist, weiss ich nicht. Aber es hat ihn keiner haben wollen und keiner reingelassen, aus lauter Angst, sich anzustecken.

Und dann sind wir irgendwann in Stettin angekommen, auf einem riesigen Güterbahnhofgelände. Das war gegen Abend, und jeder musste jetzt versuchen, von diesem Gelände wegzukommen und in der zerbombten Stadt irgendwo eine Unterkunft zu bekommen. Und ich weiss nur, es lagen rechts und links überall die aufgedunsenen Leichen. Meine Mutter hat immer gesagt: «Guck dahin und hierhin!» Versuchte, dass ich das nicht sah, meine Blicke irgendwo anders hinzulenken.

Wir versuchten, unsere paar Sachen, die wir dabei hatten, zu schleppen und möglichst rasch in die Stadt zu kommen. Denn wer dann nachts noch da angetroffen wurde, der wurde unweigerlich erschlagen oder ausgeraubt. Dann sind wir auch untergekommen. Ich weiss noch genau, das war in einer Küche in einem kaputten Haus. Da lebten auch schon mehrere Familien drin. Und dann waren wir da auch einige Zeit. Sind dann nach Greifswald gekommen, auch mit dem Zug. Und waren dann auf einem grösseren Bauernhof oder Gutshof untergebracht. Natürlich auch zig andere Flüchtlinge oder Vertriebene. [Wir] waren oben so unterm Dach, da waren so kleine Zimmer fürs Gesinde oder so. Und wir hatten natürlich alle nichts mehr. Ich weiss nicht, wie viel Menschen auf diesem kleinen Raum lebten oder sich wenigstens hinlegen konnten.

Es war ja Weihnachten '45, es war Heiligabend, wir hatten ja sowieso wenig zu essen, aber dieser Bauer, bei dem wir in Mecklenburg untergekommen waren, der lebte noch sehr pompös. Man kann das ja auch verstehen, dass es ihm gut ging, auf dem Bauernhof. Und die haben dann auch schön Weihnachten gefeiert. Wurde ein riesiger Christbaum aufgestellt. Schön geschmückt, und wir Flüchtlingskinder oder Vertriebenenkinder – muss das immer sagen, weil mein Vater da immer Wert drauf legte (*Flüchtlinge von Vertriebenen zu unterscheiden*) – wir durften dann von der Treppe aus mal in diesen Raum reinschauen, wie die Weihnachten feierten, wie die eine schöne gedeckte Tafel hatten. Wir durften aber nur zugucken. Aber wehe, es kratzte sich irgendjemand, dann war es aus, dann durften wir gar nicht mehr in deren Nähe kommen. Und wir waren ja alle voller Läuse mittlerweile gewesen. Und das hat gejuckt! Aber wir haben die Zähne zusammengebissen, um mal einen Blick darein zu werfen, wie das aussah, wie so ein Christbaum aussah. Wir durften nur zugucken.

Wir wollten nur mit den Kindern auch spielen, auch die anderen Kinder, die jetzt da oben als Flüchtlingskinder lebten. Und wir haben dann versucht, das zu unterdrücken, dass wir Läuse hatten alle mittlerweile. Sonst war es aus. Wir wollten eigentlich nur spielen. Wir haben das zwar bestaunt, da kann ich mich noch erinnern, aber sonst, dass ich neidisch war in dem Moment, glaube ich noch nicht mal. Das war irgendwie wie ein Wunder. Aber, na ja, wir hatten es eben nicht. [...]

Unter anderem war da eine Frau mit einem ganz kleinen Baby. Die packte ihre Windeln aus, haben mir meine Eltern erzählt, und die Windeln waren schwarz von Läusen. Und wir waren im Nu voller Läuse. Und ich hatte, ob das jetzt die Hungerszeit war oder warum auch immer, unheimlich viel Haare auf dem ganzen Körper. Und die waren voller Leibläuse. [...] Und dann hatte ich sehr langes Haar gehabt. Ich konnte mich draufsetzen. Voller Läuse! [...]

Und mein Vater und eine (*andere Flüchtlings-*)Frau haben sich dann beide auf die Beine gemacht und haben sich nach Berlin durchgeschlagen. Mein Vater wollte sehen, ob er meinen Bruder irgendwo findet. Es war Weihnachten, da kriegten wir

dann Nachricht, dass wir nach Berlin kommen können. Er hätte die gefunden. Mein Bruder war zwar in Gefangenschaft, aber die waren inzwischen ausgebombt, hatten auch eine andere Wohnung. Und die Eltern von meiner Schwägerin, die lebten da auch. Und wir haben uns dann irgendwie nach Berlin durchgeschlagen. Das war auch ein Glück. Es war rechtzeitig gewesen. Denn inzwischen brach Typhus aus. Meine Mutter hat dann später noch Typhus bekommen und mein Neffe; die haben auf einer Isolierstation in Berlin gelegen. Wir wurden dann noch geimpft. [...] Und die anderen waren so alle verschont geblieben davon.

Frau V. (1928): Ja, die Flucht: Immer auf der Hut, immer Angst haben – die Angst, die steckte in einem.

Dann war alles zerstört (*in Wuppertal*). Schule war nicht mehr. Mein Vater war in Oberschlesien von der Firma aus. Und dann hat er versucht, uns nach Oberschlesien zu holen. Erst mal, nach dem Barmer Angriff, waren wir dann eine Woche in Oberschlesien, kamen zurück, natürlich um den Elberfelder Angriff dann in Reinkultur mitzukriegen. [...] Unser Haus war wohl stehen geblieben. Aber [mein Vater] hatte doch keine Ruhe mehr und sagte: «Kommt in den Osten, da geht es euch besser.» Da ging es uns dann besser. Schule konnte ich besuchen, war alles da. [...]

In Oberschlesien hatten wir so anderthalb Zimmer bei einem sehr netten Ehepaar. Das war die frühere Dienstbotenwohnung oder was. [Das war schon ein Problem gewesen, da überhaupt unterzukommen, weil ja viele vom Westen in den Osten gingen, um Ruhe zu haben.] Und ich muss sagen, die Menschen waren sehr liebenswert, ich habe mich da sehr viel aufgehalten. Ich war da zu Hause.

[Das Weggehen von Wuppertal ist mir nicht schwer gefallen.] Für mich war die Hauptsache, mit meinen Eltern zusammen zu sein. Und dann vor allen Dingen zur Schule gehen zu können und lernen zu dürfen. [...] Wir hatten dann unsere Ruhe. Wir konnten nachts wieder schlafen. In Oberschlesien war (1943) noch Ruhe, tiefe Ruhe. Bis der Russe nachher kam, dann war es natürlich vorbei. [...]

(Dass Frau V. merkte, dass der Krieg verloren war), das war Anfang Januar '45. Da bekamen wir nach den Weihnachtsferien in der Schule unsere Zeugnisse ausgehändigt. Und uns wurde gesagt, man sollte doch versuchen, langsam Abstand zu gewinnen. Unsere Schule war in der Beziehung phantastisch. Dann kam ich nach Hause, und mein Vater konnte ja nicht weg. Und dann blieben wir: «Das wird schon nicht so schlimm werden.» Es war furchtbar, was dann kam. Wir wurden ja praktisch von unseren eigenen Flugzeugen angegriffen in Oberschlesien. [...] Das war um den 20., 22. Januar 'rum. Die Russen waren ja schon Ende Januar bei uns drin. Die waren schon da auf einmal, ruckzuck. Wir waren ja ganz knapp an der Grenze zu Polen.

[Vorher] kann ich mich nur an die russischen Kriegsgefangenen erinnern, dass die dann, wenn ich zur Schule fuhr morgens um sieben, zur Arbeit getrieben wurden. Dadran kann ich mich entsinnen. Die arbeiteten in den Bergwerken. So was habe ich dort zum ersten Mal gesehen. Das Häuflein der Verlorenen konnte man so sagen, wenn Sie das so gesehen haben, wie die da so daherzogen, das war furchtbar. Und so ist es unseren in Russland gegangen. Kann man sich nicht wundern. Soll man sich auch nicht darüber wundern. Wir meinten jetzt nur, wenn die Russen reinkommen, so schlimm kann es nicht sein, wie es uns immer geschildert wurde. Die Propaganda war ja hervorragend in der Beziehung. Das waren ja die Untermenschen und die Tiere, die da kamen. Im Anfang war es auch so, bin ich ganz ehrlich. [...]

Erst haben wir noch beim Russen gearbeitet in der Näherei. Meine Mutter konnte nähen. Und mich hat sie dann da mit untergebracht und immer versucht, mich zu schützen, weil die Russen ja nun auch alles nahmen, was sie kriegen konnten. Und gerade die jungen Mädchen waren sehr begehrt. Im Nachbarhaus ist eine Schulkameradin von mir erschossen worden, weil sie nicht willig war. Und da habe ich Glück gehabt. Meine Mutter hat so für mich gebettelt, dass ich davongekommen bin. War ein menschlicher Offizier, der da bei uns in den Keller reinkam, der mich da in Oberschlesien haben wollte. Also, da kann ich immer noch dankbar sein. [...]

Das muss so am 23., 24. Januar gewesen sein, wo die reinmarschiert waren. Habe ich so ein Glück gehabt, ich weiss gar

nicht, da muss ich einen besonderen Schutzengel gehabt haben. Die sind ja über die Frauen hergefallen wie die Tiere. Meine Mutter, wir sind beide, also, wir waren etliche Frauen im Keller, wir sind alle so davongekommen. Ich weiss auch nicht, ob wir da irgendwie dem Offizier so sympathisch waren oder irgendwas, ich weiss es nicht. Aber im Nachbarhaus, diese Schulkameradin, die hat es aber auch nicht überlebt. In der Nähe war auch ein Kloster. Also die armen Nonnen, die müssen unwahrscheinlich gelitten haben. Die müssen über die hergefallen sein, das muss ganz grausam gewesen sein. [...] Das war der Einmarsch selbst, das waren die Kampftruppen. Und da waren auch viele Mongolen, also wirklich aus der hintersten Walachei, wo die herkamen, die wurden auf uns losgelassen. Danach kamen regulärere Truppen. Und die etablierten sich ja auch. Und an und für sich, wenn man sich da ein bisschen zurückhielt, nicht auffiel, kam man ganz gut davon. [...]

Aber wo das dann vorbei war, dann kamen die Polen, und da war es sowieso aus. Die Polen, das war grauenhaft. Die müssen im Mai gekommen sein. Das waren auch arme Menschen wiederum. Die wurden ja praktisch aus ihrer Heimat vertrieben und wurden jetzt im deutschen Osten praktisch angesiedelt. Die wurden von den Russen vertrieben aus ihrer Heimat. Da kamen die mit Vieh und allem Möglichen. Und wenn die eine Wohnung haben wollten, dann wurden die Leute aus den Wohnungen rausgeschmissen, und die Polen gingen rein. Und dann haben wir ja versucht, meine Mutter und ich, dass wir uns so langsam wieder absetzen konnten. Das war im Mai, Juni. Mein Vater ist Ende Januar, höchstens Februar (1945), verschleppt worden. Nach dem Einmarsch wurden die Männer aufgefordert, sich zu melden und kamen nicht wieder. Wir haben nur gedacht, die werden interniert. Und wir haben dann bis '46 nichts mehr gehört von denen. Von Anfang '45 bis Oktober '46 keine Nachricht und nix. Das war schon grausam. Für meine Mutter auch. Für mich als Kind war es auch schlimm, aber doch für eine Frau, die ihren Partner nicht da hat und nicht weiss, was geschehen ist, ob er überhaupt noch lebt. Das ist viel, viel schlimmer. Wir haben versucht, was rauszufinden. Aber Sie kamen doch nicht weit damit. Wir wussten wohl, dass sie nach Russland transpor-

tiert worden sind. (*Rotes Kreuz*), das gab es doch gar nicht. Da war kein Denken dran, da war alles noch auf der Flucht und Durcheinander. Da gab es noch keine offiziellen Stellen, an die Sie sich wenden konnten, um was rauszukriegen. Das war nicht drin. Man lebte und hoffte, dass es gut ging. [...]

Es war schwierig, vor allen Dingen brauchten Sie Zloty. Da waren ja die Polen. Und die Bahnlinie ging noch über Hindenburg bis Hirschberg. Da haben wir Sachen verkauft, um überhaupt Zloty zu bekommen, um unsere Reise zu bezahlen nach Hirschberg. Und in Hirschberg war dann Feierabend. Und dann sind wir zu Fuss strassenweise Richtung Westen. Und dann sind wir in Züge, da hiess es, die gehen zum Westen. Wir sind eingestiegen. Gott sei Dank sind wir in Richtung Westen gekommen. Und dann waren wir an der Mulde, und die Brücke war zerstört. Da waren so einzelne Laufplanken, die gingen von Säule zu Säule, hoch über der Mulde. Und es war eine Balanciererei, das war halsbrecherisch, die ganze Sache! Aber was tut man nicht alles aus Angst, nur um vom Russen wegzukommen auch. Und vor uns ging eine hochschwängere Frau: «Ich schaff' es nicht! Ich schaff' es nicht!» Und meine Mutter immer: «Gucken Sie geradeaus! Gucken Sie geradeaus! Gucken Sie nicht runter! Sie schaffen das schon.» Und so sprach einer dem anderen Mut zu. Ehrlich gesagt, heute käme ich da nicht mehr drüber. Das wäre unmöglich. Das war auch ein Erlebnis, über diese Brücke, diese schmalen Bretter, und rechts und links Abgrund. Das sind so Erlebnisse, die werden jetzt wieder wach. Das waren riesige Trecks, die da zogen. [...] Ich frage mich auch manchmal, wie man so was überstehen konnte, zu Fuss, und dann das Gepäck auf dem Rücken, und Durchfall dabei. Oh nein, was war das schlimm. Nix Vernünftiges zu Essen, dann waren Sie froh, wenn Sie mal irgendwas ergatteren konnten, unreifes Obst oder was. Der Hunger hat es reingetrieben. Und der Erfolg war ja nachher da. [...] Ja, die Flucht: Immer auf der Hut, immer Angst haben – die Angst, die steckte in einem. Das war eine furchtbare Zeit. [...]

Und ich muss ehrlich sagen, ich habe ein halbes Jahr keine Periode gehabt während der Flucht. Ich glaube, das war schon eine Mangelsache. Ich kam nachher nach Wuppertal zurück, da

habe ich Spritzen bekommen, um das überhaupt wieder zu aktivieren. Eisenmangel war auch viel. Ich habe das von vielen Frauen gehört, die während der Flucht überhaupt keine Periode hatten, vielleicht auch wegen der Anstrengung, Eisenmangel, man weiss es nicht. Angst, kann sein. In der Zeit selbst [wurde nicht darüber gesprochen]. Das war überhaupt ein Tabuthema. Jetzt, wo das alles ein bisschen gelockerter war, da konnte man drüber sprechen. Ich denke noch mit Grauen an das Waschen (*der Binden*). Ja, wissen Sie,... der Russe, der ja Abstand genommen hatte, da hatte ich ja gerade meine Periode, aber das wusste er ja nicht. Und ich hatte noch Binden. Und da habe ich die noch unter einem Kohlenhaufen in dem Nachbarkeller vergraben. Und dann hat sich die eine Nachbarin noch so aufgeregt, wie das denn dahinkam. Und da hat meine Mutter gesagt, irgendwo muss das Kind das doch lassen. Aber das waren ja solche, die man auswaschen konnte. Die Binden, das war nicht so was Netties. Eine Binde zum Auswaschen natürlich. Das war immer so eine Sache, kann ich Ihnen sagen. [...]

Wir sind schliesslich in Ilsenburg (*im Harz*) angekommen. Da war Schluss. Da brach meine Mutter zusammen. Da konnte sie nicht mehr. Und dadurch, dass ich Erste-Hilfe-Ausbildung hatte, konnte ich da in so einer Art Lazarett arbeiten. Und brachte dort dadurch meine Mutter im Zimmer unter. Meine Mutter hatte ein Bett: Ich war so stolz! Und ich konnte bei ihr im Zimmer auf dem Boden liegen. Ich war ja so froh: Hauptsache wir waren zusammen. Ja, und dann war sie so weit aufgepöppelt. Da bin ich in der Stadt rumgelaufen und habe versucht, ein Zimmerchen zu bekommen. Wir kamen ja nicht über die Grenze. Die war ja zu. Und da haben wir in Ilsenburg ein nettes Zimmer gehabt. Und dann haben wir versucht, nachts über die Grenze zu kommen. Das musste man natürlich gut honorieren. Dann sind wir eines Nachts dann mit einem Riesentreck von Ilsenburg nach Bad Harzburg. Bad Harzburg war ja Westen. [...]

Da hat uns einer rübergeführt. Das Letzte, was wir hatten, wurde verkauft. Da konnte man auch noch mit deutschem Geld, also, konnte man auch noch was machen. Der kriegte so und so viel Reichsmark seinerzeit, Geld hatte man ja, nur kriegte man nix dafür. Und dann haben wir den gut bezahlt und

dann, bei Nacht und Nebel, auf dem Boden rutschenderweise [...]. Und oben gingen die russischen Patrouillen! Und wir lagen im Graben. Und dann wollte ein Kind schreien, dem haben sie den Mund zugehalten. Die (*Russen*) haben wohl gedacht, das wäre ein Käuzchen oder was. Und dann sind wir nach Bad Harzburg. Haben das dann geschafft. Und dann sind wir mit dem Zug irgendwie nach Hause gekommen. Wie, kann ich Ihnen nicht mehr sagen. Wie lange das gedauert hat, kann ich Ihnen auch nicht sagen. Dann kommen wir zu Hause (*in Wuppertal*) an: «Was wollt ihr überhaupt hier?»

Das muss so August '45 'rum gewesen sein. In unserer Wohnung, da waren auch Ausgebombte untergebracht. Dann haben wir mit Mühe und Not bei uns ein Zimmer in der eigenen Wohnung bekommen. [...] Das Elternzimmer war noch ganz vorhanden, die Küche. Also, die haben nichts bei uns rausgeräumt. Und das Wohnzimmer war auch noch vollkommen da. [...] Der Keller war leer. Wir waren damals aus dem Ruhrgebiet gekommen. Wir hatten den Keller voll Kohlen. Da war kein Krümel mehr über, als wir ankamen. Verständlich, die Menschen, die froren ja auch. Die hatten ja auch Hunger. Und die hatten auch nicht damit gerechnet, dass wir mal wiederkommen. [...]

[Wir waren dann in der englischen Zone.] Ich habe da keine Angst vor den englischen Besatzern gehabt. Wo ich Angst hatte, das war im Osten. Da habe ich ehrlich Angst gehabt. Da hat man sich ja hässlich gemacht, bloss nicht ein bisschen rausputzen. Um Himmels willen alt machen, alt machen! Kopftücher über, und dann so alte Sachen angezogen. Und dann lange Sachen, damit Sie bloss keine Beine sahen. Man hat sich echt als Vogelscheuche fertig gemacht im Osten. Sonst hätten Sie damit rechnen müssen, dass man Sie in den nächsten Hausflur gezogen hätte. Das ist traurig.

Ich habe das ja nun nicht erlebt. Aber ich meine, um mich herum. Ich muss sagen, das muss furchtbar sein. Da muss doch ein Abscheu und ein Ekel sein. [...] Ich war sehr vorsichtig, ängstlich vor allen Dingen, mit einer gewissen Zurückhaltung auch (*später gegenüber Männern*). Man musste schon einen Sprung wagen, um einen Mann überhaupt an sich rankommen zu lassen. Man war immer auf der Hut. Und dann kommt da

einer, meint der das auch ehrlich? Oder im Endeffekt will er doch nur das eine? Das ist es ja. Man kann das nicht untern Teppich kehren. Meine Schwägerin ist nämlich vergewaltigt worden. Sie hat nur mit ihrem Mann und mit ihrem Bruder darüber gesprochen. Und ich habe es von meinem Mann. Mir selbst hat sie nie was gesagt. Sie kann nicht darüber sprechen, das ist so ein gravierendes Erlebnis, das muss furchtbar sein.

Frau L. (1925): Meine Schwester ist ja dann noch mal nach Hause gegangen.

Und 1945, wie der Krieg zu Ende ging, wurden im Reichsbahnausbesserungswerk (RAW, Frau L. arbeitete damals dort) Waggonen zusammengestellt, ich glaube, drei Züge, die die Bediensteten und die Angehörigen aus Breslau rausbrachten. Und zwar war das alles vorher geplant, dass das Reichsbahnausbesserungswerk Breslau zum Ausbesserungswerk Zwickau kommt. War alles schon vorgeplant. [Das wussten wir aber nicht.] Wir wurden da in die Waggonen verfrachtet, [und] uns wurde gesagt, bis dann und dann müssten wir da sein. Und wir würden aus Breslau rausgefahren, weil das ja zu kritisch wurde in Breslau. Wohin es ging und was, das wussten wir gar nicht. Meine Mutter, die hatte am 2. oder 3. Januar eine schwere Operation gehabt. Und wir sind am 25. Januar rausgekommen. Wir hätten sie sonst gar nicht rausgekriegt. Die Bahnhöfe waren derart verstopft, und es war keine Möglichkeit, und zu Fuss hätten wir sie ja auch nicht rausbringen können. [...]

Es waren, meine ich, drei zusammengestellte Züge, und meine Mutter, die hatte im Personenwagen einen Platz gekriegt, weil sie so liegen musste. Und wir haben ein Bett mitgebracht, und da konnte sie dann liegen, und ich habe im Güterwagen kampiert. Zwei Mäntel übereinander, es waren über 20 Grad Kälte. [...] Wohin es ging, wussten wir nicht. Überhaupt nichts. Das haben wir nicht geahnt. Es wurde ja auch mit keinem was besprochen. Man fuhr eben nur. Wie lange, das wusste man nicht. [...]

Man hat [damals] auf jeden Fall damit gerechnet, dass der Krieg verloren ist. Man hörte ja, dass sie verlieren überall und dass sie zurückgehen. Aber ich habe wirklich nicht damit ge-

rechnet im Ernst, dass wir rausmüssen, dass wir alles im Stich lassen mussten. Es wurde uns ja auch immer wieder gesagt: «Für vier, sechs Wochen, für ein paar Wochen, dann können Sie wieder nach Hause.» Die meisten haben es geglaubt, aber meine Mutter nicht. Das war immer diejenige, die da einen sechsten Sinn hatte.

Ich habe es im Ernst dann auch nicht geglaubt. Man hat es gehofft. Wir hatten ein schönes Zuhause, grosses Haus, Garten, alles. Auf einmal alles stehen und liegen lassen ..., man hat es nicht wahrhaben wollen. Meine Schwester ging dann noch und hat Teppiche schön eingerollt, Mottenpulver dazwischen gestreut, überall die Haupthähne abgedreht für Wasser und Strom und alles. Alles schön vorbereitet, falls man nach Hause kommt.

In Zwickau wurden wir dann direkt aufs Gelände gefahren, also aufs RAW-Gelände, und dann durften wir da aussteigen, endlich mal die Füsse vertreten und in die Kantine gehen. Und in der Kantine wurden wir dann alle aufgerufen und irgendwie verteilt. Und da habe ich noch eine schöne Episode. Da sass ich da, meine Mutter und meine Schwester, die waren noch in dem Waggon, also in dem Personenwagen, und da kam ein altes Mütterchen und sprach mich an: «Haben Sie schon eine Wohnung? Wissen Sie schon, wohin?» – «Nein, wir wissen ja überhaupt nicht, ob wir irgendwo ins Lager kommen, oder ...» Wir hatten ja keine Ahnung. «Ach, vielleicht kommen Sie zu mir.» Die war so lieb und nett! Ja, und dann haben wir uns abgewechselt mit meiner Schwester. Meine Mutter und meine Schwester kamen in die Kantine, und dann wurden sie verteilt, und dann hat sich das so ergeben, dass meine Mutter, weil sie eben noch schlecht dran war, und meine Schwester zu diesem Muttchen kamen. Und ich kriegte nebenan bei den Leuten eine Schlafgelegenheit. Also waren wir praktisch zusammen. [...]

Aber für meine Mutter war es wirklich ganz hart. Diese alte Dame, die war sehr lieb und nett. Die hat ihren Sohn im Krieg verloren, war auch Witwe, und die war so lieb und nett, die hat uns ihre ganze Wohnung zur Verfügung gestellt. Wir konnten da, wenn wir wollten, in der Küche was kochen, wir konnten uns ins Wohnzimmer setzen, wir konnten die ganze Wohnung

benutzen. Das wollte meine Mutter aber gar nicht. Die wollte einen Raum für sich: «Das ist mein Raum.» Ich habe auch sehr viel vermitteln müssen zwischen ihr und dieser älteren Dame. Die war so traurig, dass meine Mutter das nicht in Anspruch nehmen wollte. Und ich habe meine Mutter verstanden, sie wollte ihr eigenes Stückchen haben. Das war die ganz böse Zeit, die habe ich also ganz furchtbar in Erinnerung. Da hat man es wirklich schon mal so gut getroffen ... Aber man musste beide Teile verstehen. Das war auch sehr hart. Und dann war meine Schwester ja auch nicht mehr da und ich mit meiner Mutter alleine. [...]

Meine Schwester ist ja noch mal nach Hause gegangen. Ihr Verlobter war in Hirschberg, es ist in Schlesien, [aber damals schon Polen]. Und da hat sie sich in Zwickau einem früheren KZ*-Häftling angeschlossen. Dieser KZ*-Häftling war ein Verlobter von einer Arbeitskollegin von mir. [...] Und der wollte nach Breslau, weil er seine Mutter da noch wusste. [...] Die war auch schon ziemlich alt, und das Verlöbnis ging wohl auch auseinander. [...] Und da wollte er zurück nach Breslau, und dem hat sich meine Schwester angeschlossen, damit sie ein bisschen Schutz hatte. [...] Meine Schwester war auch sehr resolut. Die hat sich schon ziemlich durchgebissen. Das war ja doch ein Schutz für so eine Frau. [...] Das war nach dem offiziellen Kriegsende. Kurz drauf direkt. Sie hat sich ziemlich schnell dann auf den Weg gemacht, zu Fuss von Zwickau nach Breslau über Hirschberg.

Dann hat sie bei uns in Breslau, bei uns im Haus, das Dienstmädchen für einen Polen gemacht. Erst kriegte sie noch nicht mal ein Zimmer in unserem Haus. War ja alles belegt, Breslau war ja sehr zerbombt. Hat sich ja als Festung erklärt. In jedem Zimmer war eine ganze Familie. Und zu der Zeit war noch ein Geschäftsfreund von meinem Vater da, und der hat dann dafür gesorgt, dass meine Schwester wenigstens in unserem Haus ein Zimmerchen hatte, wo sie bleiben konnte. Aber es dauerte nicht lange, da wurden diese Villen, es war ja eine Villa, kann man sagen, alle geräumt für die oberen polnischen Direktoren oder was da waren, Privilegierte. Bei uns soll dann einer von der Warschauer Auto-Union-Gesellschaft drin gewesen sein.

[Und meine Schwester] war dann Dienstmädchen für ihn. Der wollte aber dann mehr als nur Dienstmädchen, und dann ist sie bei Nacht und Nebel abgehauen ins Kloster, das war nicht allzu weit, da, wo mein Vater immer die Arbeiten gemacht hatte (*Renovierungen bzw. Umbauten vor dem Krieg*). Das war aber nicht weit genug, und da hat er sie zurückgeholt ... und [festgehalten], damit sie nicht weglaufen konnte. Und dann ging das eine Weile. Die Frau war auch da. Und meine Schwester hatte gehofft, bei der Frau irgendwie ... Das war der aber egal, störte sie nicht. Und dann ging das eine Weile. [...] Dann musste er wohl mal zur Post oder was, ja, ob er sich jetzt drauf verlassen könnte, dass sie dableibt. Ja, ja, sie läuft nicht weg. Dann hat sie das aber genutzt und ist dann wieder [zum Kloster], hat aber direkt eine Fahrt gehabt ins Riesengebirge, so dass sie direkt weiterkam auf Druck dieses Klosters, durch diese Mönche da. Und da ist sie dann direkt weiter weg.

[Ihren Verlobten hat sie dann noch getroffen.] Und die Mutter von ihm lebte auch noch. Und die haben da 1945 Silvester kirchlich geheiratet. Das war der letzte Zeitpunkt, wo Deutsche heiraten durften, aber nur kirchlich. Und dann war sie eine Weile in Hirschberg. Sie mussten sich da aber auch viel verstecken. [...] Das steht dann auch in dem Brief. Da hat sie auch noch eine schwere Zeit mitgemacht. [...] Später mussten die dann alle da weg. [...] Und sie ist nach Krankenhagen bei Rinteln richtig evakuiert worden dann wieder.

2.2 Besetzung

Frau J. (1933): *Die hat man als Feinde betrachtet, die Franzosen.*

Wir standen im Wohnzimmer und haben geguckt, wie die Amerikaner eingezogen sind. [...] Bad Neuenahr lag in der Mitte, und auf der einen Seite waren die Deutschen, die vom Westen her kamen, und vom Rhein her sind die Amerikaner reingezogen. Und wir haben eine ganze Weile unter Beschuss gelegen. [...] Von beiden Seiten haben die reingeschossen. Und wir hatten

nur bestimmte Zeiten, wo wir einkaufen gehen konnten, wo kein Beschuss war. Und dann bin ich mit meiner Mutter immer geflitzt, und dann haben wir in der Innenstadt etwas gekriegt. Wir wohnten etwas ausserhalb. Und als wir dann hörten, der Amerikaner kam und dieses Schiessen aufhörte, das war eine Mordserleichterung. Da waren wir also ganz glücklich. Und ich habe mich sehr gewundert, dass die Amerikaner so aussahen wie wir. Ich habe gedacht, das sind Monster. [...] Es ist uns ja so gesagt worden, dass die kommen, um uns irgendwie kaputtzumachen. Und dann war das gar nicht so. Und das war eigentlich doch eine grosse Erleichterung bei all' der Misere, die man nach dem Krieg hatte. [...]

Die Amerikaner waren eigentlich sehr freundlich zu uns. Wir hatten zwar Ausgangssperre und hatten Stromsperre, aber wir durften in dem nahe liegenden Park dann spielen. Sie haben uns geschenkt, was sie hatten. Sie waren sehr entgegenkommend zu uns. Die Franzosen habe ich dagegen in sehr unangenehmer Erinnerung. Wir haben mit meiner Mutter dann und einer Bekannten in den Ausläufern der Eifel Zuckerrüben geholt und Rübekraut draus gekocht. Und haben dann die Felder da abgelesen nach Ähren. Und wenn wir mit dem Fahrrad das nicht schaffen konnten, dann sind wir auch mit dem Zug gefahren. Und im Rolandseck, da war die Grenze, da wechselte die französische in die amerikanische Zone. Und die Franzosen waren so voller Hass, die haben uns das weggenommen, wo wir den ganzen Tag für unterwegs waren und haben es womöglich in den Graben geschmissen. Das hätten die Amerikaner, glaube ich, nicht gemacht. Dann bin ich mit der Mutter, weil das uns passiert ist, [nur] noch mit den Fahrrädern gefahren. Man konnte mit dem Zug nicht fahren. Wenn man die Grenzen passierte, haben die einem alles weggenommen. Die hat man als Feinde betrachtet, die Franzosen. [...]

Ich habe hinterher meinen Vater dann ein bisschen besser verstanden, der hat die ja schon nach dem Ersten Weltkrieg im Rheinland erlebt. Und da haben sie sich wohl ähnlich hasserfüllt gezeigt und die Leute enorm schikaniert, die Zivilisten. [...] Es war ewig eine Spannung dazwischen. Und insofern hat man auch an der Ahr die Franzosen so als Fremdkörper gesehen und

hat immer gehofft, irgendwann wird man sie los. Die haben ja auch die Wälder da so entsetzlich abgeholzt, ohne irgendwie Rücksicht zu nehmen. Und nicht etwa, dass uns das Holz zur Verfügung stand. Das haben sie ja alles mit rübergenommen. Kahlschlag gemacht. Nein, die Franzosen waren da schon echte Feinde – an der Ahr und im ganzen Rheinland. Als Kind hat man dazu bestimmte Ausdrücke in Köln gehabt, die auf die Franzosen zurückzuführen sind. [...] Es war einfach üblich, dass wir in Köln «Trottoir» gesagt haben. Da wurde mein Vater fuchsteufelswild. Da hat er immer gesagt: «Das ist ein Bürgersteig!» Und es war einfach üblich. Man sagte Trottoir, nicht? Und so gab es eine ganze Reihe Worte, die da üblich waren. Und wer da so negativ eingestellt war wie mein Vater, der hat immer Probleme damit gehabt, das uns einzupfropfen, dass das ein «Bürgersteig» ist. Also diese Einstellung zu den Franzosen hat eine längere Geschichte. Das war nicht nur die kurze Episode, die die nach dem Krieg hatten.

Frau M. (1924): Man war's gar nicht anders gewohnt, als Angst zu haben: Und so hatte man auch Angst vor den Amerikanern.

Wir hatten zu Ende des Krieges zwei Flakhelfer*, die da aus der Umgebung (*im Harz*) waren, die waren sechzehn Jahre alt. Die haben sich dann auch abgesetzt und bei uns dieses Kriegsende überlebt. Und die haben sich dann auch von den Amis erobern lassen. Wir haben ihnen Zivilsachen gegeben, den zwei jungen Leuten. Und dann haben sie sich irgendwo ein paar Fahrräder organisiert, die waren hier irgendwo aus dem Westfälischen, und haben dann versucht, nach Hause zu kommen.

Wir haben ja oberhalb von Bad Lauterbach diesen Oderstausee und bei Osterode die Sösetalsperre, und die wurden von diesen jungen Leuten bewacht. Da wurden diese berühmten Fesselballons hochgeschickt, damit sich die Flugzeuge da irgendwie drin verfangen sollten. Denn als Erstes, wenn wir auf dem Feld waren und wir überhaupt noch nicht wussten, dass irgendwo Flieger kamen, dann konnte man von weitem diese Fesselballons sehen, die da hochgelassen wurden. Und da wuss-

te man schon, aha, irgendwo ist was nicht ganz kosher. Das war immer schon das optische Zeichen dafür.

Diese beiden jungen Leute wurden dann ausgestattet, und die hat man versucht, über den Krieg zu schleusen. Man wusste das (*dass sie sich abgesetzt hatten*). Jeder hat versucht, ihnen zu helfen. Denn es waren wirklich doch junge Leute. Jeder hat geglaubt, vielleicht wird dann meinem Sohn oder meinem Bruder auch geholfen, und er findet nette Leute, die auch ihm helfen. Es war eine ziemliche Solidarität mit diesen Leuten vorhanden. Denn keiner konnte dafür, dass er eingezogen wurde, die waren wirklich blutjung. Die waren fünfzehn, sechzehn Jahre alt. [...]

Ich habe das Ende des Krieges dann [dort] zu Hause erlebt. Als die Panzer kamen, man hörte das, sonst war nichts mehr auf der Strasse. Man hörte das Panzerrasseln. Und dann war natürlich mein kleiner Bruder von vier Jahren ... nirgends aufzufinden; denn dem wurde das im Keller einfach zu langweilig. Der war draussen, genoss seine Freiheit. Den mussten wir erst einfangen. Wäre überhaupt nicht nötig gewesen, aber es ging eigentlich immer das Gerücht voraus, ja, wenn die kommen, dann ist sonst was, und man hatte dann einfach Angst. [...] Also, das wurde dann immer gesagt, die Soldaten, die würden die Frauen vergewaltigen. Davor hatten wir eigentlich Angst. Denn ich weiss, es wurden dann mehrere Häuser bei uns beschlagnahmt, wo diese Amerikaner sich einquartierten, und dann ging es einfach los.

Wir wussten, es sollten sämtliche Fotoapparate abgegeben werden, es sollten Ferngläser abgegeben werden, es mussten Gewehre, also Waffen, abgegeben werden. Und dann hatten wir auch einen Fotoapparat. Jeder hatte einfach Angst, er würde irgendwo bestraft und mitgenommen. [...] Diese Angst sass in allen Menschen unheimlich drin. Dass man Angst hatte vor dem Volkssturm* und vor Hitler und vor den – wie heissen die? – Ortsgruppenleitern* und so, dass die einen anschwärzten. [...] Man war's gar nicht anders gewohnt, [als] Angst zu haben – und so hatte man auch Angst vor den Amerikanern.

Es ist aber gar nichts vorgefallen. Ich weiss nur, dass ich mir diesen Fotoapparat in eine Tasche gepackt habe, habe mein

ältestes Kleid angezogen, was überhaupt aufzutreiben war und bin dann ins Dorf raufgegangen. Das musste im Gemeindebüro abgegeben werden. Und ich hab' gezittert wie Espenlaub. War überhaupt nichts. Nun hatten die zum grossen Teil Schwarze auch. Und, ach Gott, Neger, wann hat man denn [früher] Neger gesehen? Da kam mal ein angemalter Sarotti-Mohr. Aber mit einem Neger war man nie konfrontiert worden. Meistens sind sie gross und massig. Da hatte man einfach Angst vor. Diese Gerüchte, die vorher im Umlauf waren, da hatte man Angst vor. Keinem Menschen haben die was getan! Ich glaube, in der Geschichte waren die Schwarzen schon immer etwas schlechter weggekommen. Rein vom Körperbau, vom Ansehen, da sind doch viele, die gross und stark sind und so. Das hat immer so den Touch von Gewalttätigkeit. Und da hatten Sie eigentlich mehr Angst als vor den weissen (*Amerikanern*). Zu den Weissen haben Sie sich zugehörig gefühlt, aber nicht zu den Schwarzen. Und daher hat das wahrscheinlich resultiert.

Frau D. (1928): *Das sind jetzt die «Befreier», die lassen uns jetzt noch verhungern.*

Wir haben wirklich gedacht, wenn der Krieg jetzt zu Ende ist, jetzt kriegen wir mal wieder was Gescheites zu essen. Aber wir haben in der Zeit von '45 bis '48 mehr gehungert wie in den vier Kriegsjahren. Also da haben wir gehungert. Während des Krieges hatten wir immer zu essen. Ich meine, es war nicht reichlich. Wir kriegten unser Fett, wir hatten unser Gemüse, wir hatten Kartoffeln, wir hatten Brot und kriegten Sonderzuteilungen nach jedem Bombenangriff. Wir hatten immer zu essen. Wir hatten auch Fleisch. [...]

Jedenfalls habe ich immer gesagt: «Das sind jetzt die 'Befreier«, die lassen uns jetzt noch verhungern.» Mein Vater hat immer gesagt: «Kind, wir haben den Krieg verloren. Vergiss das nicht! Du kannst nicht verlangen, dass Leute, die wir schuldlos angegriffen haben, dass die uns jetzt chauffieren. Und ausserdem, die hatten genauso lange Krieg wie wir, da ist auch nichts mehr. Und dass die erst für ihren eigenen Leute sorgen, das kann man denen auch nicht übel nehmen.» Aber das muss sich bei

einem jungen Menschen erst mal setzen. Ich war zu Kriegsende sechzehn Jahre alt. Das musste ich erst mal verarbeiten.

Meine Eltern waren in der Beziehung eigentlich immer sehr vorausschauend, das kann ich nicht anders sagen. Warte mal ab, das wird schon noch anders, das wird schon noch besser. Ich muss ja sagen, das ist ja dann auch durch den Marshallplan, dann ist es uns ja noch gut gegangen. Also wir sind ja sehr schnell, eigentlich zu schnell, zu was gekommen. Dadurch, dass es so schnell ging, sind die Leute auch alle grössenwahnsinnig geworden. Denn solange wie keiner was hatte, hat auch jeder die letzte Scheibe Brot geteilt, heute denkt jeder an sich.

Frau F. (1925): Es waren viele amerikanische Soldaten, vor allem Schwarze, die sich im Halbdunkel Frauen oder Mädchen holten.

Und dann kam der 16. April 1945. Es war ein strahlender, sonniger und warmer Frühlingstag. Ein Montag. Unser Betrieb wurde geschlossen. Wir sollten schnellstens versuchen, nach Hause zu kommen. In Schlupkotheln/Koxhof (*Wülfrath*) bot sich mir ein schreckliches Bild. Rechts und links sassen und lagen unsere Soldaten in den Strassengräben, erschöpft und in heruntergekommenen

Uniformen, und warteten förmlich auf ihre Gefangennahme. Und jetzt kam etwas, was ich nie in meinem Leben vergessen werde. Einige Soldaten sprachen mich an, fassten mich an den Oberarmen und fast flehend sagten sie: «Ihr deutschen Mädchen, geht nie mit den Amerikanern, nie! Wartet auf uns!» [...]

Nach dem Zusammenbruch 1945 begann in Deutschland eine riesige Völkerwanderung. Davon habe ich zehn Tage lang etwas mitbekommen. Dazu muss ich sagen, beim Einmarsch der Amerikaner in Stockstadt bei Darmstadt ist ein Onkel von mir gefallen. Ein heimkehrender Soldat hat meiner Tante, die mit dem zweiten Kind hochschwanger war, die Todesnachricht überbracht. Ihre Mutter wohnte in Mainberg bei Schweinfurt und hatte keinerlei Verbindung zu ihr. Spontan habe ich mich angeboten, die Mutter zu holen.

Seit ca. 1940 bin ich im Roten Kreuz, habe eine Ausbildung als Schwesternheiferin mitgemacht und auch eine Rote-Kreuz-

Tracht bekommen. Ich habe mich dann beim Ortsverband erkundigt, ob ich in Rote-Kreuz-Tracht nach Schweinfurt fahren dürfe. Keine Einwendung. So habe ich mich mit Rucksack und einigen Stücken trockenen Brotes auf den Weg gemacht. Von Vohwinkel (*Wuppertal*) bis Hagen kam ich planmässig mit einem Zug. Von da an ging alles durcheinander. Überall auf den Bahnhöfen Menschen, Menschen, Menschen, mit und ohne viel Gepäck, Soldaten, Kinder – ein Chaos! Das Erreichen des Ziels war Glückssache. Ein Stück Fahrt habe ich mal auf dem Puffer zwischen zwei Güterwagen gestanden. Dann wieder Warten auf den nächsten Zug, einen Personenwagen. Überfüllt. Die nicht mehr im Wagen Platz fanden, standen auf den Trittbrettern wie Trauben. Polen versuchten während der Fahrt, von aussen die Wagentür aufzumachen und die Passagiere zu berauben. «Schwester, stellen Sie sich an das Fenster, dann kommen die hier bestimmt nicht rein!» wurde ich gebeten. [...] Dann bat mich ein verwundeter, auf Krücken humpelnder Soldat, sein eiterndes Bein zu verbinden. Ich kam, nach welcher Zeit weiss ich nicht mehr, in Hanau an. Von da ging abends nichts mehr weiter. In der grossen Bahnhofshalle, gespenstisch beleuchtet, war es furchtbar. Alles lag auf Gepäckstücken herum, und Kinder schrien. Einige Frauen versuchten, in meine Nähe zu kommen – unter den Schutz des Roten Kreuzes, vermute ich. Denn es waren viele amerikanische Soldaten, vor allem Schwarze, die sich im Halbdunkel Frauen oder Mädchen herausholten, die nach kurzer Zeit wieder zurückkamen, manchmal mit Brot oder Schokolade in der Hand für die nach ihrer Mutter wimmernden Kinder. [...]

Also das war eine schreckliche Nacht. [...] Das ist mir heute noch so, als wenn das noch gar nicht so lange her ist. Vor allen Dingen zu der Zeit, heute ist das ja, wenn man einen Neger sieht, einen Farbigen, das ist kein Problem. Das sind Menschen wie wir. Aber doch damals. [...] Das wurde doch im Dritten Reich geschürt. Neger, das war doch der Abschaum der Menschheit. In Radio oder Zeitung, da wurde doch dagegen gewettert. So habe ich das jedenfalls damals empfunden. Aber die Neger da in Hanau, also fürchterlich. Das war schlimm. Es waren auch Weisse dabei, auch Soldaten. Das hielt sich die Waage.

Frau B. (1921): Da hält auf einmal ein Jeep mit Schwarzen, die kommen auf den Kinderwagen zugestürzt und auf mich.

Unser ältester Sohn ist am 6. April 1945 geboren. Zehn Tage bevor der Amerikaner hier einmarschierte. Ich war dann in der Landesfrauenklinik (*in Wuppertal*). Es war natürlich für alle Frauen, die schwanger waren, eine sehr, sehr schwere Zeit, weil es da aufs Ende zuging. [...] Und dann bin ich bestimmt acht Tage vor der errechneten Niederkunft mit meiner Mutter über Neviges nach Wuppertal gefahren. Das Elternhaus meiner Mutter war in der Nähe der Landesfrauenklinik, und bei den Mietern, wo meine Mutter auch mit befreundet war, habe ich dann Unterkunft bekommen. Und die haben mich dann auch, als die Wehen einsetzten, in die Landesfrauenklinik gebracht, so dass ich dort am 6. April entbunden habe. [...]

Und dann kommt am Donnerstag, den 13. April (12.), die Schwester und ruft ins Zimmer: «Wir kriegen heute Besuch!» «Och», sagte ich, «das ist aber schön. Wer kommt denn?» – «Ja, der Ami, der steht in Neviges!» Na ja, gut, ich hatte die Bekannten von meiner Mutter im Rücken, aber es war doch immerhin keine Familie, und es war doch ein ziemlicher Einschnitt ins Leben. Dann habe ich meine Mutter angerufen – Telefone gingen auch zum Glück noch – und die sagte: «Komm, ich hole Dich!» Meine Mutter ist dann mit dem Pferdefuhrwerk zusammen mit dem Herrn O. S. und mit dem Kinderwagen gekommen und hat mich und den Säugling abgeholt. Das war an dem Donnerstag. Am Montag rückten die Amis schon hier ein. [...]

Wir sind dann gefahren. Und als wir so auf freier Strecke waren, da kamen die Tiefflieger! Und da habe ich so die Angst bekommen, da habe ich zu meiner Mutter gesagt: «Also hier oben bleib' ich nicht sitzen, auf dem Bock!» Dann bin ich abgestiegen und habe meinen Kinderwagen geschoben. Am siebten Tag nach der Entbindung. Der O. S., der ist dann abgehauen, hat den Pferden die Sporen gegeben, ist vorgefahren. [...] Und wir nun mit dem Kinderwagen da. Ich weiss nicht, wie oft ich da im Graben gelegen hab' mitsamt meinem Kinderwagen! Ich war damals 25 Jahre. Ich glaube, wenn ich zehn Jahre älter gewesen wäre, hätte ich auch noch mehr Angst gehabt. Und die schossen überall rum.

Und nirgends was zum Unterstellen! Es war wunderschönes Wetter, es war Sonnenschein. Und die konnten uns so schön sehen. Vor allem, ich hab' einen gelben Kinderwagen. Aber ob die auf uns geschossen haben? Ich weiss es nicht. Man kann nachher nur sagen: Ende gut, alles gut. Als ich nach Hause kam, hatte mein Vater den Keller schon sehr wohnlich eingerichtet. Man wusste ja nicht, wies weiterging. Wir hätten ja auch einige Zeit im Keller verbringen müssen. [...] Ich muss doch sagen, wenn ein Mensch Angst hat und auch ein Ziel – du willst jetzt dahin, du willst jetzt nach Hause – dass man dann ungeheure Kraft hat. [...]

Als dann am 16. April die Panzer kamen, haben wir im Fenster gelegen. Vor den Amerikanern hatten wir eigentlich keine solche Angst. Aber die Schwarzen, die da drauf waren und dann die MPs, da wurde es anders. Da war es mir so ein bisschen anders in der Magengegend. Aber Angst vor dem Amerikaner habe ich nicht gehabt. Ich habe immer gedacht, es sind auch Menschen. Du hast dich immer menschlich verhalten, und lass' es mal auf dich zukommen. [...]

Es war ein sehr schöner Sommer 1945. Ich habe unseren Sohn im Kinderwagen und ein kleines Mädchen von der Nachbarin auch, und wir gehen spazieren. Man konnte so über die Strasse gehen. Autos oder so was gab es ja nicht. Da hält auf einmal ein Jeep an mit Schwarzen, die kommen auf den Kinderwagen zugestürzt und auf mich. Da war ich wie gelähmt. Da habe ich gedacht, um Gottes willen, was machen die jetzt? Und dann geradebrecht, die laufen wieder zurück an den Jeep, ich konnte nicht weiterfahren. [Das Mädchen] schrie wie am Spiess. Die habe ich dann genommen, und da kamen die und haben mir Schokolade und alles in den Kinderwagen gelegt. Die Angst war völlig unbegründet!

Ich bin leichenblass nach Hause gekommen, hab' das erzählt, und da hat mein Vater sehr nett erklärt: «Überleg' dir mal, du bist jetzt irgendwo, wo nur Schwarze sind. Und du siehst irgendwo einen Kinderwagen, wo ein schwarzes Baby drinliegt. Da guckst du doch auch rein!» [...] Da muss ich sagen, da war meine Angst wieder weg. Das war eine sehr vernünftige und ganz einfache Erklärung. Und es war ja auch so. Ist nichts passiert, also überhaupt nichts. [...]

Und dann mit den Engländern. Wir wohnten in Schlupkothlen, das waren ja da alles die Rheinischen Kalksteinwerke. Die hatten dann dazwischen auch den Bochumer Verein. Und auf einmal ging das wie ein Lauffeuer: Irgendeine Sonderzuteilung, Kohlen oder irgendetwas, gab es da in Hammerstein beim Bochumer Verein. Wir unsere Leiterwagen geschnappt und abgehauen. Auf einmal kommt einer und sagt: «Du sollst mal sofort da raufkommen, die lassen deine Mutter nicht durch. Du sollst ihr den Personalausweis bringen.» War natürlich kurz nach dem Krieg, da hat keiner an den Personalausweis, da hat doch jeder nur an die Sonderzuteilung gedacht. Da waren die Engländer schon, und das hatten die spitzgekiegt. Da haben die einen Scherz draus gemacht. [...] Da haben die sich hingestellt und gesagt: «So, jetzt wollen wir aber Personalausweise sehen!» Und alle, die keine Personalausweise hatten, die mussten da stehen bleiben mit ihren Bollerwagen und sassen denn da im Graben.

Dann ist mir das auch mal passiert. Da oben war immer eine Kontrolle. Und dann gab es hier unten in Wülfrath Sauerkraut auf Bezugsschein. Auf jeden Fall, ich wollte das haben. Ich komm' dahin, ist da auch wieder Kontrolle: «Ja, Päss, Päss!» – «Nix Pass!» – «Nix Päss, nix durch!» Und dann hab' ich mit denen geradebrecht. Und dann wollte der wissen, was da drinnen wär. Da hab' ich gesagt: «Kappes. – «Ah, Kappes.» Ich sag': «Ja, Kappes.» – «Päss?» Ich sag': «Ja, nix Päss – Kappes.» Und dann haben sie mich durchgelassen. – Gott, das waren auch schon mal nette Begebenheiten, die man nicht als Schikane angenommen hat. Vielleicht war die Schikane im Hinterkopf, aber wir haben das mit Humor genommen, mit rheinischem Humor. Und dadurch ist dann auch nicht so viel Hass oder irgendetwas gekommen, auch mit der Besatzung.

Frau I. (1933): Und dann fuhr ein Soldatenauto vorbei, und als es ein Stück vorbei war, da sagt auf einmal einer: «Das waren ja Amerikaner!»

Wir standen draussen vor der Tür mit einigen Nachbarn, und gegenüber lag eine Kompanie mit Österreichern, und auf einmal kam der Leutnant oder zumindest der oberste (*Offizier*) da

raus und hatte aus dem Bett, in dem er schlief, ein Betttuch rausgezogen und warf das über die Hecke. Da haben wir gedacht, was ist denn jetzt los? Und dann fuhr ein Soldatenauto vorbei, und als es ein ganzes Stück vorbei war, da sagt auf einmal einer: «Das waren ja Amerikaner!»

So drei Tage [vorher] schoss man hier rein. Da waren auch einige Granateneinschläge; von Kettwig her wurde hier reingeschossen. Da haben wir uns draussen auch nicht aufgehalten, weil es ein bisschen gefährlich war. Ja, aber da kamen die Amerikaner rein – völlig ohne Probleme. Dann kamen hinterher grosse Lastwagen mit Männern, und die verteilten sich dann auf die einzelnen Wohnungen. Da wurde natürlich auch nachgesucht, fehlten natürlich auch einige Sachen, was sie dann gerade gebrauchen konnten, Uhren oder Füller oder so. Aber bei uns Arbeitern war ja nicht viel zu holen. Aber trotzdem gab es Sachen, die dann mitgingen. [...]

Als die zu uns in die Wohnung kamen, da sagte meine Mutter zu meinem Bruder und zu mir: «Setzt euch in die Ecke!» Und dann haben wir uns in die Ecke gesetzt, und das Erste, was sie gemacht haben, sie haben ihre Pakete aufgemacht, ihre Zuteilung, die sie täglich bekamen, und das Erste war, sie haben uns was zu essen gegeben: Schokolade, die wir eigentlich nicht kannten und einige Sachen, die für uns vollkommen fremd waren. Oder Kaugummi kannten wir natürlich auch nicht und wussten damit nichts anzufangen. Da war ein Mann dabei, ich kann mich entsinnen, der war sehr rau und dass ich absolut keine Angst hatte vor diesem Mann, obwohl er so rau sprach, weil ich das Gefühl hatte, der spricht halt nur so.

Da waren in Rohdenhaus ja auch sehr viele Italiener, d.h. deren Nachkommen. Und (*bei den Amerikanern*) war ein Italiener dabei, der war sehr traurig, und der wollte immer nach Hause zu seiner Frau, und der hat dann nachher – sie waren nur einige Tage da – mit Leuten gesprochen, die auch Italienisch konnten, und man konnte merken, dass der ein wenig aufgelebt war. Also man konnte da merken, dass der auch grosses Heimweh hatte und gedacht hat, was machst du eigentlich hier?

Insofern war keine Angst vor den Amerikanern. Ich glaube nicht, dass eine Frau Angst gehabt hat. Habe nie das Gefühl ge-

habt, auch nicht, dass jetzt irgendwas passieren könnte. Ich weiss, meine Mutter war auch in der Wohnung, wo die ganzen Männer waren. Sie hat ihnen das Essen warm gemacht, was da war. Und wie das früher so üblich war, die Ofen wurden ja ganz blank gescheuert, und die haben dann ihre Döschen draufgestellt zum Warmmachen. Und dann hat meine Mutter ihnen gesagt, da müsstet sie aufpassen, dass es keine Kränze gibt, sonst müsste sie täglich scheuern. Also hat sie dann auch keine Angst gehabt, was zu sagen. [...]

[Mit dem Kriegsende], glaube ich, dass die Leute gedacht haben, jetzt wird es schlechter, wir werden ärmer. Warum, weiss ich nicht. Als die Amerikaner gekommen sind, dann hat man im Hinterkopf gehabt, das sind alles reiche Leute. Und von den Engländern, die wurden ja auch so madig gemacht während des Krieges, dass man jetzt auch gedacht hat, das sind Leute, da, da ..., wenn ich das im Nachhinein so beschreiben sollte, würde ich sagen, es wurde etwas grauer. Ich weiss nicht, wie ich das anders sagen soll. Es war ja auch ein sehr schöner April, als die (*Amerikaner*) kamen. Und es war wunderschönes Wetter. Es war alles hell und freundlich. Und dann nachher, als die Engländer da waren, also dann irgendwie hat man das Gefühl gehabt, es würde trüber. Dann wurde die Zeit ja auch wesentlich schlechter, wurde ja dann wirklich schlecht.

Frau D. (1928): Vielleicht waren das gar nicht so schlechte Menschen, man meinte das nur.

Ich bin, das muss ich sagen, nachher, nach dem Krieg, auch immer noch zur Arbeit [gegangen]. Da standen die Panzer an den Strassen, die Soldaten, die Neger und alles. Ich bin nie von Soldaten, auch nicht von Farbigen, belästigt worden. Es hat viele gegeben, die gesagt haben: «Die haben mich belästigt.» Ich habe immer gesagt: «Wie du kommst, so kommen die dir entgegen.» [...] Ich bin dadran vorbeigegangen, und wenn die «Guten Tag» gesagt haben, dann habe ich «Guten Tag» gesagt, und wenn die nichts gesagt haben, dann habe ich auch nichts gesagt. Ich bin auch nicht, weil die da standen, auf die andere Strassenseite rübergegangen. Ich habe mir immer gesagt: «Ich habe keinem was



Im Eingang zum Hotel Bovensiepen, damals englische Mannschaftskantine, in Wülfrath, 1946 (Privatarchiv: Robert A. Stomp)



getan, warum soll ich vor dem weglaufen? Der tut mir wahrscheinlich auch nichts, wenn ich ihm nichts tue.» Und es hat mir nie einer was getan.

Vor der Besetzung hatte ich [nicht so viel Angst]. Wo ich Angst vor hatte, das war vor dem Russen. Da hatte ich Angst vor. Mein Gott, wenn die Russen nach hier kommen, denn die gingen ja rasend schnell weiter, dann habe ich gedacht, wenn die Russen hier hinkommen, dann um Gottes willen, bloss nicht! Weil man da so fruchtbar viel von hörte. Man hörte immer wieder von irgendwelchen Gräueltaten. Da kamen ja so viele Flüchtlinge, die kamen ja alle vom Osten rüber. Und die haben Gott weiss was erzählt. Von Vergewaltigungen von Kindern, von alten Leuten und so. Da hatte ich Angst vor. Denn wo hätten wir denn noch hingekonnt? Die konnten doch weglaufen, wir konnten doch nicht mehr weg. Von Köln hätten wir auf die andere Rheinseite nach Frankreich, wo hätten wir denn hingesollt? Wir konnten doch nicht weg. Und da hatte ich Angst vor. Die Amerikaner habe ich immer als zivilisierte Leute [angesehen], genau wie wir es sind, aber vor den Russen, da hatte man Angst, eben weil es – wenigstens zum Teil – weniger zivilisierte Leute waren. Und dadurch, dass mein Bruder so viel geschrieben hatte und erzählt hatte, da hatte man natürlich ... Ausserdem man sah das ja auch. Die Kriegsgefangenen, die russischen Kriegsgefangenen, die sahen ja so brutal aus. [...] Bei uns war so ein Lager, ein Russenlager, so ein Kriegsgefangenenlager. Und da waren dann natürlich Posten dabei, die (*Kriegsgefangenen*) gingen dann aufs Feld arbeiten. Also, denen hätte ich nicht im Dunkeln begegnen wollen.

Ich weiss es nicht, ob die Ukrainer zivilisierter waren wie die Kriegsgefangenen, wie die Russen. Irgendwie sahen die total ... Diese Ukrainer (*kannte Frau D. aus dem Zahnarzt Haushalt, in dem sie als Wirtschaftlerin arbeitete*), das waren mehr so verschleppte, so Zwangsarbeiter*. Das war ein Unterschied. Die waren etwas zivilisierter. Aber die anderen, das waren Kriegsgefangene. [...] Das mag vielleicht auch etwas damit Zusammenhängen, wenn einer so zwei, drei Jahre im Schützengraben liegt, der wird ja irgendwie rau. Vielleicht waren das gar nicht so schlechte Menschen, man meinte das nur. Weil die eben so unge-

waschen, unrasiert, irgendwie halb ausgehungert, direkt brutal aussahen. Vor so was fürchtet man sich ja.

Frau A. (1938): Also wenn von den Russen die Rede war, dann hatte man eben Angst.

Was mir sehr viel Angst bereitet hat, war, wenn die [Russen] nachts besoffen durch den Ort (*in Neubrandenburg*) grölten. Dann waren die derartig unberechenbar, dann bekam man wirklich panische Angst. Und irgendwie Angst hatte man immer gehabt. Also, wenn von den Russen die Rede war, dann hatte man eben Angst. [...]

Die Russen hatten in der ersten Nacht [unseren] Laden total zertrümmert. Wie man so viel Schutt ansammeln kann in dem Moment, das war uns hinterher unbegreiflich; denn es lagen überall Schuttberge im Haus. Wir waren ja unten im Keller gewesen. Und das ganze Haus roch nach diesem Mischmasch aus dem Lebensmittelladen. Da gab es ja saure Heringe noch in grossen Bottichen, gleichzeitig die ganzen Klümpchengläser. Ich ass sowieso keine Bonbons. Ich hätte massenweise essen können als Kind, aber mir war ein saurer Hering lieber. Und das war alles dann schön vermischt mit Salz, Mehl, Zucker, und was weiss ich. Und das gab einen derartigen Gestank, so dass ich manche Bonbons, die es heute gibt, die solchen gewissen Geruch oder diesen Himbeergeruch haben irgendwie, die kann ich absolut nicht ausstehen. Ich sage: «Riecht genau nach Russen!» Der Spruch, der war bei uns immer drin gewesen, weil das damals im ganzen Haus so komisch süsslich roch. [...]

Die [Polenmädchen] haben teilweise auch bei uns gearbeitet, die haben natürlich auch mit den Russen oder mit den Offizieren angebandelt. Und eines Tages kamen auch Russen, die haben das ganze Haus durchstöbert und haben eine Uniform gefunden. Und wir wussten genau, es war keine Uniform vorhanden. Es konnte gar nichts vorhanden sein. Und dann mussten wir uns alle an die Wand stellen, das war natürlich auch sehr beängstigend. Pistolen oder Gewehre auf uns gerichtet, und wir mussten wirklich in dem Moment damit rechnen, dass sie uns abknallen. Dann haben diese Polenmädchen wohl auf die Offi-

zieren, eingeredet. Und dann haben die sich überreden lassen. [...] Danach mussten alle mitgehen, [und es] wurde diese Uniform ganz offiziell im Ofen verbrannt. [...]

Aber da habe ich gedacht, so, jetzt ist Schluss, jetzt ist es so weit. Das habe ich zwar öfters mal gedacht, wenn mir eine Pistole an den Kopf gehalten wurde. Die haben das bei Kindern überhaupt gerne gemacht, wahrscheinlich um die Eltern zu erpressen. Wenn solche Situationen waren, dann haben die einen sofort an die Wand gestellt oder was. [...] Es ist ja auch laufend passiert. Am besten gab man denen alles. Die gingen dann zum Beispiel ins Schlafzimmer, zogen von meinem Vater die besten Anzüge an, stellten sich vor, ob das gut aussieht, und wir mussten dann noch Beifall klatschen und sagen: «Ja, toll, sieht ganz fabelhaft aus!» Und sind dann abgezogen. Wehe, wenn Sie gesagt haben: «Das gibt es nicht», oder so. [...]

Wir hatten eine grosse Standuhr im Wohnzimmer. Da standen die immer vor. Die haben sie dann auch irgendwie mitgenommen eines Tages, und dann wollten die ganz, ganz viele kleine Uhren davon machen in Russland. Das gab es natürlich auch. Aber man konnte nichts dagegen sagen. Sobald man sich dagegen wehrte, war es aus. [...]

Dann war natürlich auch noch die Situation: Wo Kinder waren, waren ja auch meistens junge Frauen. Und ich meine, meine Schwester, die ist bestimmt ein paar Mal vergewaltigt worden. Als Kind ist mir das nicht so erzählt worden, aber ich kann mich entsinnen, dass das bestimmt passiert ist. Die ist dann von den Russen [ins Nebenzimmer] geholt worden. Und hinterher, wenn ich so die ganze Situation, die Reaktionen der Erwachsenen und so, das ist mir als Kind nicht so gesagt worden. Sie hat das später auch nie erwähnt, und wir haben überhaupt nie mehr drüber gesprochen. [...]

Als wir damals in der Moorgegend auf dem kleinen Gutshof ausquartiert waren, das war so abgelegen, da kamen die (*Russen*) Wochen oder Monate später das erste Mal hin. Und dann hiess es auch, Kinder und Frauen mussten sich verstecken. Und einmal, da gab es auch einen Keller mit so einer Falltür, dann haben die da Teppiche und Möbel draufgestellt. In der Zwischenzeit die Frauen alle und die Kinder, die da in der Gegend

lebten, alle da rein. Und dann haben wir da unten gesessen und gewartet, was passiert. Ob die uns finden? Und die waren ja sagenhaft im Auffinden irgendwelcher Dinge. Wir haben immer gesagt, die haben besondere Apparate dafür gehabt. [...]

Einmal hatten sich meine Schwester und auch noch andere Frauen, die haben sich auch in der Scheune versteckt und sind dann hinter das Stroh geklettert. Das haben sie dann immer erzählt, bis an die Wand runter im Stroh. Und die [Russen] haben mit ihren langen Säbeln immer da reingestochen, und die gingen immer so eben dran vorbei. Da hatten die immer unwahrscheinliches Glück gehabt. Einmal mussten wir, alle Frauen und Kinder, uns auch wieder mal verstecken, weil irgendwo Russen in Sicht waren, und dann sind wir auf den Friedhof. Haben uns da zwischen die Gräber gelegt. Deswegen, ein Friedhof macht mir keine Angst, weil, manch einer hat Angst, wenn es dunkel wird oder abends, über den Friedhof zu gehen. Also, da konnte ich keine Angst haben, weil die Toten tun einem nichts mehr. Es können höchstens Lebendige sein, die da rumlaufen. Also es gibt sogar Männer, die Angst haben, abends über den Friedhof zu gehen. Aber wir mussten uns damals zwischen die Gräber legen, und dann hiess es immer: «Die Toten können uns nichts tun!» So wurden wir Kinder beruhigt. Denn wir mussten manchmal auch mit, damit gar nicht auffiel: Da sind kleine Kinder, da müssen auch Frauen sein.

Frau K. (1925): Sie hatten Zyankali.

Die Familie meines Patenonkels hatte sich das Leben genommen, das war ganz schlimm. In Prenzlau, das ist bei Berlin. Die hatten wahnsinnige Angst vor den Russen. Der Mann meiner Kusine war schon gestorben. Die Tochter [meines Onkels], seine Frau, es war die Schwester meines Vaters, die liebte ich sehr. Und diese zwei Frauen mit zwei kleinen Kindern waren dort in Prenzlau geblieben. Mein Onkel musste aus Prenzlau raus mit der Polizei, er war Polizeimeister, die wurden dann der Wehrmacht angegliedert. Und es ging dann ab in die Eifel. Er war also von seiner Familie getrennt. Und dann hörte er, am 6. Dezember (1945), dass seine Familie sich das Leben genommen hat.

Wir beiden waren die einzigen, die noch von unserer Familie übrig geblieben sind.

Im Frühjahr hatten sie sich schon das Leben genommen. Er forschte, und es war sehr tragisch. Sie hatten Zyankali. Wenn ich heute noch daran denke, das ist ganz grausam. Den Kindern, die waren klein, vier und zwei Jahre, denen haben sie die Pulsadern aufgeschnitten, und sie selbst haben Zyankali genommen, aus Angst. Es war schlimm, als wir das hörten. Das war ganz grausam.

Frau C. (1931): Erst mal empfand ich das als unheimliche Schmach, dass wir verloren haben.

Erst mal empfand ich das als unheimliche Schmach, dass wir verloren haben. Wir hörten ja Nachrichten, und wir lasen Zeitung mit Interesse. Wir haben das in der Schule auch immer aufgearbeitet. Natürlich in dem Sinne, mein Gott, glorreicher Sieg, schmachliche Niederlage. Und ich weiss, als die ersten Amerikaner über unsere Strasse da rollten, ununterbrochen, da hab' ich an der Böschung gelegen und bitterlich geweint. Das empfinde ich manchmal heute noch, obwohl wir doch nichts mitbekommen [hatten] von dem, was der Adolf gemacht hatte. [...] Es ist als Gefühl noch eine ganze Weile geblieben. Ich glaube, irgendwie habe ich das nie ganz überwunden, wenn ich ganz ehrlich zu mir bin. Obwohl ich mit dem Verstand erfasse, dass es richtig war und auch begrüsst habe, dass es so gekommen ist. Obwohl: Eine Niederlage ist eine Niederlage. [...]

[Ich habe richtig körperlich Schmerz gespürt.] Vielleicht auch, weil so oft gesagt wurde, wenn die Erwachsenen sprachen: «Was haben unsere Kinder noch für eine Zukunft, was wird aus uns?» Die hatten ja den Ersten Weltkrieg erlebt. Und da haben die in Gedanken dran angeknüpft, es wird wieder so wie damals. [...] Meine Mutter hat gesagt, sie haben nur Schwarzbrot gehabt, weil sich das am besten schneiden liess, und jeder bekam davon zwei dünne Scheiben am Tag. [...] Und dann erzählt sie auch noch, die Strasse, die 224 von Solingen über Velbert nach Essen, die heute eine schöne Strasse ist, die war bis zur Radnabe Morast. Und dass sie, als sie die Strasse später befestigt

haben, von dem Rückzug der Soldaten damals noch die Skelette der in den Schlamm versunkenen Menschen gefunden haben. Und nicht wenige. Das war der Erste Weltkrieg. Und die haben fürchterlich gehungert. [...] Und deshalb hatten die so fürchterliche Angst. Die haben ja von nichts anderem erzählt. «Wenn wir den Krieg verlieren ...» Und vielleicht war das auch mit meiner fürchterlichen Angst und mein Schmerz und meine Wut und, weiss der Kuckuck, was da alles zusammenkam. [...]

Und dann noch diese Eindrücke: Ich weiss noch, meine Mutter hatte mir dann, ich hatte so schulterlange Haare, ein paar Rattenschwänzchen geflochten, und jeden Morgen: «Und wehe, du machst die auf!» Damit ich jünger aussah, obwohl ich schon einen Busen hatte. «Um Gottes willen, ja nicht! Die Neger, die da kommen, die vergewaltigen die Mädchen und so!» Und ich habe aus meinem Gebüsch heraus die Kolonnen von Fahrzeugen gesehen, alle besetzt mit Amerikanern. Und Wochen danach bin ich mal mit dem Fahrrad in die Stadt gefahren – ich war mittlerweile beruhigt, die vergewaltigten keine Frauen und Mädchen – und dann hab' ich mich, wie das so üblich war früher, an ein Auto gehängt, die Strasse rauf mit dem Fahrrad, fuhren ja nicht so schnell, und dann hör' ich mit einem Mal oben ein Geräusch über mir und Sprechen und gucke hoch und guck' in ein Negergesicht. Bin bald die Böschung runtergefahren! Na ja, ich bin abgesprungen, man ist ja recht gewandt als Kind. Und dann warfen die mir ein Apfelsine zu, aber ich war so voller Hass noch und so voller Enttäuschung und hab' die Apfelsine sofort zurückgeschmissen und hab' auch noch jemand damit getroffen. Und die haben dann gegrölt da drin. Und ich war so zornig. Wahrscheinlich immer noch wegen der Niederlage, ja. [...]

Wir hatten zu den Amerikanern hinterher einen richtig guten Kontakt. Wir haben alle so ein paar Brocken Englisch gelernt. Da gab es ja damals diese kleinen Büchlein. Das Erste, was ich gelernt hab', war dieses «cats and dogs», es regnet Katzen und Hunde. Das war das Allererste. Natürlich ausgesprochen wie es geschrieben war. Und die haben uns das dann mit sehr viel Mühe beigebracht. Die sind ja sehr kinderlieb gewesen, die Amerikaner.

2.3 Gefangenschaft

Herr Q. (1923): Und dann war es vorbei: Die Verpflegung wurde reduziert, und die Raucherwaren wurden knapper.

[Bis zu meiner Einberufung am 14. April 1942] hab' ich im IG-Farben Werk im Harz gearbeitet und war bis dahin «uk»* gestellt. Aber dann konnten Jahrgänge '22 und jünger nicht mehr «uk»* gestellt werden. Dann bin ich nach Hildesheim einberufen worden zur Funkerei und habe später dort auch noch einen Offizierslehrgang mitgemacht. Da haben wir durchgespielt, was unsere aktiven Divisionen im Kaukasus mitgemacht haben. Und da habe ich Sorgen gekriegt. Dann wurden Freiwillige gesucht nach Afrika, und dazu habe ich mich dann gemeldet. [...] Wir wurden dann Mitte Januar '43 nach Afrika verlegt. Sind damals mit der Bahn über den Brenner bei tiefstem Schnee gefahren. Nach Neapel rüber. Da reiften die Orangen. Unterschied wie Tag und Nacht, den man nur aus dem Urlaub kennt. Damals war ja daran kaum zu denken, dass man so was überhaupt mal sah. Und ich bin dann nach mehreren Hin und Her mit dem Flugzeug rüber nach Afrika.

Und da war dann nach etwa vier Wochen 1943 Schluss. Dann löste sich die Einheit schon auf. Wir wollten versuchen, wieder zurückzukommen nach Deutschland. Das ist einigen auch gelungen. Uns nicht. Uns haben die Engländer dann erwischt bei Tunis. Wir sind von einem englischen Royal Air Force Regiment gefangen genommen worden. Ich war ja auch im Regimentsgefechtsstand. Bei uns gingen auch die umgekehrten Gefangenen durch. Das war eigentlich so ungefähr das Gleiche: Man wurde erst mal mit einem Schnaps empfangen. Und der englische Oberst, der uns zuerst vernahm, der sprach sehr gut Deutsch. Es stellte sich dann heraus, der hatte in Heidelberg studiert. Und wir müssten ja wahrscheinlich noch gemeinsam gegen den Russen. Das war die Aussage des englischen Oberst. [...]

War eigentlich unsere eigene Schuld, dass wir anfänglich hungern mussten in den englischen Lagern in Afrika. Denn wir hatten sämtliche Verpflegungslager, sämtliche Bekleidungslager, alles verbrannt. Das war eine schaurig schöne Nacht zum

12. Mai 1943. Da stand alles in Flammen. Der letzte Sprit wurde verbrannt. Die Fahrzeuge wurden verbrannt. [...] Und dann hat der Generaloberst sein Bataillon antreten lassen. Da fuhr der englische General im Panzer vor. Dann hat der ein Hoch auf Führer und Vaterland ausgebracht, präsentieren lassen, hat dem englischen General unter präsentiertem Gewehr seinen Stab zur Gefangenschaft gemeldet. Und beim Gewehrabmelden [wurden] sämtliche Kolben abgeschlagen von den Gewehren. Das war eine geordnete Übergabe. [...]

Und dann ging es noch so von Tunis teils per Bahn, teils zu Fuss, teils per LKW nach Oman. Und von dort wurden wir dann aufs Schiff geladen und mit einem riesigen Geleitzug nach Amerika rübergebracht. [...] Wir sind in Boston, Massachussets, angekommen und kamen von dort nach Louisiana, am Golf von Mexiko. [...] Wir haben dort überhaupt nichts getan. Wir haben uns einen Sportplatz gebaut, die Amis haben uns dazu das Material geliefert. Zum anderen hatten wir ein riesiges Lager noch dabei, das nur aus Wald und kleinen Bächen bestand, so gewissermassen zur Erholung und Beschäftigung. Man könnte sagen, dass das eher erholsam war. Zumindst, wenn man bedenkt, was uns im Osten bevorgestanden hätte. [...]

In Louisiana hatten wir jeden Monat Alarm, weil die Schwarzen uns rausholen wollten. Wir sollten mit ihnen arbeiten. Die sahen nicht ein, dass ein paar tausend Leute da sassen, die nichts taten. [...] Zu der Zeit konnten sie (*die Amerikaner*) auch keinen politischen Unterricht machen. Durften sie nicht nach der Genfer Konvention*. Der Krieg war ja noch nicht beendet. Sie durften uns nur gefangen halten. Wir wurden sogar Weihnachten '43 noch mal neu eingekleidet. Da kamen über Südamerika deutsche Uniformen und so weiter. Und zu Weihnachten kriegten wir von Deutschland her jeder ein Paket mit einem kleinen Christstollen drin. Das ging über das Rote Kreuz. Da sind wir ein knappes Jahr gewesen. Von Mitte Juni '43 bis zum 20. April 1944. Ich erinnere mich deshalb daran, weil der Ami-Sergeant sagte: «Kameraden, marschier gut, singt ordentlich! Euer Führer hat Geburtstag.» [...]

Wir kriegten auch Zeitungen ins Lager. Wir kriegten beispielsweise auch deutsche Zeitungen von deutschen Volksgrup-

pen in Amerika. Auch die offizielle amerikanische Presse, New York Times oder auch die Lokalpresse [in Louisiana], das kriegten wir ja alles. Und wir konnten die unten in der Kantine auch kaufen. Man konnte praktisch vom Trauring bis zum Schlafanzug alles kaufen. [...] Von Louisiana sind wir dann nach Kalifornien. Und von da kamen wir mal rauf nach Oregon. Haben an der Grenze zu Washington eine Saison mitgemacht, Erbsen konservieren. Und dann wieder nach Kalifornien runter. [...]

Dann kam das Kriegsende. Dem bangte man natürlich immer entgegen. Im Dezember 1944 war ja noch mal der Sieg in den Ardennen*. Und da waren die Amis recht klein. Immer, wenn mal hier so ein Aufschwung kam, dann backten die auch kleinere Brötchen. Man merkte das auch in der Behandlung zu Kriegsende. Und dann war es vorbei: Die Verpflegung wurde reduziert, und Rauchwaren wurden knapper, vor allen Dingen von schlechterer Qualität. [...]

Der Ami musste auch stärker durchgreifen. Solange wir da waren, haben wir den Amerikanern auch in den Hochschulen unser Fussballspiel vorgeführt, und die haben uns American Football vorgeführt. Oder es war so, dass unser Trompeter jeden Abend Zapfenstreich blies, den deutschen Zapfenstreich. Anschliessend das amerikanische Signal zum Schlafengehen. Und danach Lili Marlene. Dann fuhren von weither die PKWs zusammen, um das zu hören jeden Abend. Das hörte natürlich auf. Alles andere ging seinen gewohnten Gang. Man ging nach wie vor arbeiten. Da änderte sich wenig. [...]

[Am Tag der Kapitulation (8.5.1945)] war man natürlich bedrückt. Aber eigentlich noch mehr, als dann später die Zonenaufteilung kam. Denn das traf mich, beispielsweise. Wir sind ja so zwei, drei Kilometer von der Zonengrenze weg. Und dann hiess es erst mal, der Kreis Osterode/Harz, der wird der Sowjetzone zugeteilt. Später stellte sich aber raus, dass es doch nicht der Fall war. Da war man natürlich doch bedrückt. Denn man wollte lieber bei den Westmächten bleiben als zum Russen gehen. [...] Genau so, wenn wir in Afrika Gefangene machten. Die fragten auch: «Bleiben wir bei euch, oder kommen wir zum Italiener?» Die wollten auch lieber bei uns bleiben. [Ich war schon froh, dass der Krieg überhaupt zu Ende war.] Aber ich glaube,

das waren noch mehr die, die dann aus der Normandie* gekommen waren und die das ganze Ende miterlebt hatten.

Herr H. (1925): Weniger human war der Rückmarsch aus Dänemark; die Dänen haben – jeder für sich – schon ein Stück Rache genommen.

Ich bin vergleichsweise kurz in Gefangenschaft gewesen. [...] Wir waren Anfang Januar '45 in Königsberg in der Werft. Das Schiff ist in norwegischen Gewässern beschädigt worden. Da sollte das Schiff repariert werden. Mussten dann aber auch aus Königsberg Hals über Kopf wieder weg. Hörten schon immer abends die Kanonen von der nahenden Front. Und die Seekadetten, dazu gehörte ich auch, die sind bereits, eh' das Schiff auslief, zu einem Teil abkommandiert worden. [...]

Und wir mussten uns dann ein paar Tage später in Schleswig melden. Sollten dort irgendwie noch einen Lehrgang machen, oder was weiss ich. Sind dann aber von Schleswig aus sofort zur Infanterie überstellt worden. [Sind] ganz miserabel ausgerüstet worden. Sind mit der Eisenbahn durch Dänemark gefahren worden bis nach Vordingborg. Und dann haben wir da in Vordingborg, ich glaube, das liegt in der Südspitze von Seeland/Dänemark [das Kriegsende erlebt]. Wir wurden dann von den Dänen eskortiert, vom Widerstand, die uns dann an die Kanadier übergaben; denn zuerst waren ja keine fremden Soldaten da. War nur der dänische Widerstand. Die dann, na gut, man muss das auch aus ihrem Nationalgefühl heraus verstehen, ihren Mut etwas kühlen mussten. Die Kanadier liessen uns dann denselben Weg, den wir mit der Eisenbahn gefahren waren, den durften wir dann zu Fuss zurücklaufen. An der Grenze zwischen Dänemark und Deutschland wurden wir an die Engländer übergeben. Und die haben uns dann in Holstein in ein Gefangenenlager getan. Unter freiem Himmel. Und da durften wir erst mal der Dinge harren, die auf uns zukamen. Das war alles vergleichsweise noch human.

Weniger human war der Rückmarsch durch Dänemark. Die Dänen haben – jeder für sich – schon ein Stückchen Rache genommen. Unterkünfte gab es keine. Egal, was für ein Wetter

war, wir mussten auf der Strasse bleiben, mussten am Tag mindestens acht Stunden marschieren, kriegten nichts zu essen. Wenn sie uns was zu essen brachten, dann war es verschimmeltes Brot, dann mussten schon die Bröckchen rausgesucht werden. Und dann durften wir nicht mehr als drei Meter rechts und links der Strasse [Pause machen]. Da war ja in der Regel nicht allzu viel Platz, abgesehen davon, wenn dann auch noch ein Regen kam, aber es war zum Glück noch überwiegend freundliches Wetter, es war auch nicht so kalt. Im Mai ging es noch. Aber dann hatten die irgendso ein Fahrzeug, auf dem Fahrzeug hatten sie ein MG postiert, und dann fuhren sie so im Schneckentempo dran vorbei an den Soldaten. Dann mussten die Soldaten aufstehen und die Hände hochheben. Sie haben uns da schon ..., also, ich würde sagen, es war kein sehr feiner Zug. Ist auch an sich etwas, was der Mentalität der Dänen gar nicht entspricht, aber es sind ja überall ein paar Fanatiker, die das dann durchsetzen. Und [die] haben dann unsere Offiziere immer in besonderer Weise hochgenommen. Dann verlangten sie, wenn wir durch eine Ortschaft kamen, da musste gesungen werden, alle solche kleinen Schikanen. [...]

Der Rückmarsch durch Dänemark hat sich über drei Wochen erstreckt, die dann auf die Dauer natürlich auch dem Hartgesottensten unter die Haut gehen. Dazu kam, dass wir uns alle in einem schlechten Gesundheitszustand befanden. [...] Und dann kam diese Darmgrippe dazu. Zum Teil hat das ja katastrophale Folgen angenommen. Wir hatten ja auch keinerlei sanitäre Angelegenheiten. Es liessen uns die Dänen auch vor versammelter Mannschaft unsere Geschäfte verrichten. Gemessen an dem, was sicherlich viele andere alles noch erlebt haben ..., es hat uns niemand geschlagen. Und es hat auf dem Rückmarsch, abgesehen von gesundheitlichen Ausfällen, es hat keine menschliche Ausfälle gegeben, weil da jemand erschossen worden wäre oder sonst irgendetwas. Nicht einmal da, wo offensichtlich Gebote der Dänen übertreten worden sind. Wir durften kein Messer, keine Armbanduhren, nichts mehr bei uns haben. Und die Armbanduhren haben wir alle noch bis in die Gefangenschaft gerettet. Und wenn wir sie uns in den Hintern gesteckt haben. In der Beziehung ist das Schlimmste vermieden worden. Aber auch da

muss ich sagen, in der Masse und in der Zeit ist das einem schon unter die Haut gegangen.

[Ich war dann in englischer] Gefangenschaft in Holstein. [...] Und dann bin ich relativ schnell [entlassen worden], die Briten wollten die Leute los werden. Das war ja für die auch ein Problem. Es wurden viele krank. Die Verpflegung und alle anderen möglichen Dinge, ... die wollten uns möglichst schnell los sein.

Und dann sollten wir, das war irgendwo schon ein Stück Berechnung, mit dem englischen Militärlastwagen in Konvois nach Arnsberg gefahren werden. Es musste jeder angeben, wo seine Heimat war, und der wurde nur dann entlassen, wenn er dort eine landwirtschaftliche Bezugsadresse hatte. Und da ich wusste, dass die Frau von meinem Onkel väterlicherseits in der Nähe von Arnsberg im Westfälischen eine kleine Katstelle [hatte], habe ich mir gedacht, gibst die Tante M. an. Wenn du erst mal da bist, dann werden wir weitersehen. [...] Also nach Arnsberg. Aber auch Arnsberg konnte nur über Bergen-Belsen angefahren werden. Es wurde ganz bewusst einen Tag in Bergen-Belsen Station gemacht, und schon beim Abladen oder Ausladen von den Lkws mussten wir antreten und wurden darauf aufmerksam gemacht, dass es eins von den Vernichtungslagern der Nazis war: Hier sind so und so viel Tausende ... Ich musste wieder zu meiner Schande gestehen, nicht einmal der Name Bergen-Belsen war mir ein Begriff.

Wir wurden da in ein paar Baracken untergebracht, wo zum Teil Strohsäcke waren, Massenbetrieb, Hunderte, um nicht zu sagen noch mehr. Es waren auch noch welche Latrinen da. Es waren auch noch irgendwelche Möglichkeiten, wo Wasser lief. Das war, ich würde mal sagen, ein primitives Barackenlager grossen Ausmasses, wo man aber an keiner Stelle erkennen konnte, dass es ein KZ* gewesen war oder als KZ* gedient hat. Das ist uns gesagt worden. Aber es ist offenbar sehr bewusst gemacht worden. Wir sind ja auch bewusst drauf hingewiesen worden: Bergen-Belsen. [Gehört hatten wir] den Begriff Konzentrationslager* oder KZ*, ja. Aber Konkretes, was sich dort abspielte, wo welche waren, nie.

Herr R. (1920): Damals sassen alle da und fingen Fliegen ...

Ich bin dann im Mai '45 von Eberswalde aus geflüchtet bis nach Schleswig-Holstein. Es ging ja alles drunter und drüber. [...] Da gingen Gerüchte und Parolen. Nur vom Russen weg und zu dem Amerikaner, die sind viel humaner. Bei den Russen kommt ihr sofort nach Sibirien. Und war ja auch zum Teil so. [...]

Als wir endgültig in Gefangenschaft genommen wurden, [da ging bei einem Kameraden neben mir das Gewehr los]. Und der Schuss knallte dann in den Boden, fast vor die Füße des amerikanischen Soldaten, der uns festnahm. Der schüttelte nur den Kopf, wie der mit seiner Waffe umgegangen ist, und nahm das weiter gar nicht tragisch. Aber es war ein scharfer Schuss. Dann wurden wir verladen und auf eine Halbinsel gebracht, die in die Ostsee hineinragt. [...] Und da wurden wir wieder völlig interniert. Da waren Feldflughäfen – Heiligenhafen und Grossenbrode – da waren Kasernen, da waren noch Lebensmittelvorräte, die wurden aufgeteilt. Wir hatten dort Selbstverwaltung. Die Offiziere hatten keine Rangabzeichen mehr und waren durchaus kameradschaftlich und locker. [...]

Ich weiss noch, ich wollte mich nie mit anderen zusammen in riesige Lager legen. Ich bin dann nachts immer seitwärts gegangen. Nachts auch mal in einen Pferdestall oder Kuhstall, der leer geräumt war. Da habe ich wunderbar geschlafen. Ich wunderte mich nur, dass an dem Mantel, mit dem ich mich zugedeckt hatte, dauernd so gezupft wurde. Am nächsten Morgen fragten mich höhnisch die Kameraden: «Na, wie hast du denn geschlafen?» «Also», sage ich, «gut, prima, kann mich nicht beklagen.» «Und hast du nichts gemerkt? Darin wimmelt es doch vor Ratten!» Das, was ich als Zupfen am Mantel und an der Decke merkte, das sind die Ratten gewesen.

Die Gefahr der Ansteckung war gross. Es gab für je hundert oder hundertfünfzig Fliegen, die man gefangen hatte, eine extra Ration Essen, damit die Übertragung von Krankheiten nicht stattfand. Und damals sassen alle da und fingen Fliegen und sammelten die in Streichholzschachteln. [...]

Da bildeten sich wieder Musikgruppen, die mit den wenigen Instrumenten, ich weiss auch nicht, woher sie die hatten, dann



Deutsche Kriegsgefangene in einem amerikanischen Sammellager bei Gummersbach, April 1945 (U.S. Signal Corps Photo)

Dass rund 1 Mio. dieser deutschen Kriegsgefangenen auf den **Rheinwiesenlagern** an Hunger und Auszehrung starben – kein Wort davon...



Gefangene der US. Armee in Krefeld, März 1945 (Keystone)
Näheres zu Gummersbach und den Rheinwiesenlagern hier

<https://www.ksta.de/region/oberberg-ks/ende-des-zweiten-weltkriegs-gefangen-unter-freiem-himmel-1102796>

Musik machten. Es gab Alleinunterhalter, die dann auftraten und uns die Zeit vertrieben. Es gab Fortbildungskurse, die gehalten wurden. Das war von uns aus organisiert. «Will irgendjemand einen Kurs halten?» Da konnte sich jeder melden. Das wurde schon gemacht: Sprachkurse, Geschichtskurse. Das waren nicht Umschulungskurse in Demokratie, das war nicht der Fall. Das waren von uns aus, also von den Deutschen, organisierte Kurse, die da liefen. Natürlich äusserst primitiv. [...] Eventuell auch mal gesellige Veranstaltungen mit so ein bisschen Musizieren und Gesang; allgemein, nicht Soldatenlieder, sondern man versuchte es wieder mit Volksliedern. [...]

Ich wurde dann relativ schnell entlassen, weil ich mich gemeldet hatte als Landarbeiter. Da hiess es, die würden als Erstes entlassen, und ich dachte mir, da bin ich fix genug. [...] Ich wurde also entlassen, um als landwirtschaftlicher Arbeiter meine Arbeitskraft einzubringen, damit wir in Deutschland nicht verhungern. Das ist mir gelungen, weil ich wusste, wie es in der Landwirtschaft zugeht. Ich konnte da einige Fragen beantworten, und dem traute man dann. [...] Mir lag daran, wieder nach Mettmann zu kommen.

Ich hatte weder Lebensangst noch Angst vor etwas anderem. [...] Aber vielleicht etwas Furcht davor, wie sich das Leben wieder gestalten würde. Wie man dann eine Existenz aufbauen konnte, und wie das dann weiterlaufen würde. Diese Furcht war ja auch berechtigt, denn die ersten zwei, drei Jahre tat sich ja nichts. Und selbst nach der Währungsreform* ging es so schleppend aufwärts, dass man nicht wusste, was wird.

Frau F. (1925): Und als der Amerikaner ihn dann vom Hof holte ...

Dieser [österreichische Soldat], der da nach Kriegsende bei uns bleiben wollte, der war ja ein paar Wochen bei uns im Quartier, der hat mir da mal erzählt, seine Freundin, seine Braut, wäre in den Bergen bei einem Busunglück umgekommen. Also, wohl ein bisschen doof, will ich mal sagen. Der interessierte sich für mich. Aber weder mal in den Arm genommen oder Kuss gekriegt, also, es war rein gar nichts. Aber ob ich seine Braut werden wollte?

Wenn er wieder nach Hause käme, ob er sich als verlobt betrachten dürfte? Da hab' ich im Stillen gedacht: Was sagste dem Mann jetzt? Sollst du den denn jetzt noch, wo der jetzt noch sein bitteres Ende vor sich hatte, die Amerikaner kommen, sollste den jetzt auch noch mal...? «Ja», ich sag', «ich bin deine Braut.» Und da hab' ich gedacht: «Mensch, jetzt haste was gesagt.» Wenn der wirklich wiedergekommen wär', ich hätte kein Interesse an dem Mann gehabt. Das war nur so ein Trost für den. Und als der Amerikaner ihn dann vom Hof holte, er hatte von meinem Vater einen Anzug an, da sagt er: «Wenn ich mit muss, dann zieh' ich wieder meine Uniform an.» Dann ist er raufgegangen, hat seine Uniform wieder angezogen, und dann hat der Mann mir so Leid getan. Ich hab' geweint. Ich wahrscheinlich nicht alleine, meine Schwester auch, dass der so mitmusste.

«Jo», sagte da der Onkel W. auch noch, «et is doch schlimm, wenn se eenen den Bräutigam vom Hof wegholen.» Der sah in allem dann immer noch einen Witz [...] Da hat er (*der österreichische Soldat*) mir noch die Adresse von zu Hause gegeben. Ich sollte seiner Mutter Nachricht geben. Habe auch ein paar Mal geschrieben, als dann wieder die Post ging. Habe auch ein paar Mal geschrieben nach Österreich. Hab' aber nichts gehört. Ob die Mutter nicht mehr da war? [...] Ich habe auf jeden Fall nichts mehr gehört. Aber das hat mich doch schon eine ganze Zeit belastet. Ich denk', wenn der jetzt wiederkommt und sagt: «Du hast mir gesagt, du bist meine Braut.» Also, es war insofern leichtsinnig von mir gesagt, aber hab's als Trost dem mitgegeben. Wär' ein Ding gewesen, wenn der auf einmal wieder aufgetaucht wäre. Hab' nichts mehr von gehört. Vielleicht ist er auch gar nicht nach Haus gekommen, da [von] der Rheinwiese (*amerikanisches Kriegsgefangenenlager bei Dormagen*). Das war auch noch so eine Sache, die mich doch noch 'ne Zeit belastet hat.

Frau J. (1933): Weil ich ihn besucht habe, hatte ich ja dann hinterher ein Bild davon, wie es ihm da ging.

Mein Vater ist [1947] aus der Kriegsgefangenschaft gekommen. [...] Er ist im Sommer '44 noch eingezogen worden und war am

Westwall. Er ist dann in amerikanische Kriegsgefangenschaft gekommen. [...] Wir haben ihn sogar besuchen dürfen in Kornwestheim. Ich bin mit meiner Mutter dahin gefahren und hab' ihm im Koffer heimlich Tabak mitgebracht, den wir im Garten gezogen hatten. [...] Und dann ist er nach Moosbach gekommen (*amerikanisches Kriegsgefangenenlager*).

Zu den ehemaligen Lagerinsassen hat er auch lange Kontakt zu gehabt. Die haben so eine Zeitschrift herausgegeben und sich auch getroffen und geschrieben. Das war eigentlich eine Zeit, wo er ziemlich dran gehangen hat. Für meine Mutter muss diese Zeit aber sehr schwer gewesen sein, die hat sie nicht gut empfunden. Irgendwie war das eine Zeit, die sie aus ihrem Leben lieber gestrichen hätte. Es gab nämlich Bilder, die haben die im Lager gezeichnet, [zum Beispiel] wie sie gekocht haben im Lager. Er hatte einen Kameraden, der das gut konnte. Und diese Bilder hat meine Mutter bei einer Renovierung alle weggeschmissen. Die haben wir, als die Eltern gestorben sind, alle gesucht. Die hat sie weggemacht die Bilder. [...]

[Mein Grossvater] ist früher [aus der Kriegsgefangenschaft] wiedergekommen. Der war ja auch in Remagen im (*amerikanischen*) Lager. [...] Da war er ja fast 70. Und die haben sie dann doch eher entlassen. [...] Meine [erst 1943 geborene] Schwester hatte eine Weile dann zwei Väter. Hat zu jedem «Papa» gesagt. Das hat sie nicht geregelt gekriegt. [...]

Weil ich [meinen Vater im Lager] besucht habe, hatte ich ja dann hinterher ein Bild davon, wie es ihm da ging. Und das hat wahrscheinlich das andere so ein bisschen verwischt. Ich wusste ja dann, wie er da lebte. Und wie gesagt, der hat ja auch diese gemalten Bilder mitgebracht. Und wir haben dann ja auch von ihm Post gekriegt. Da hat er öfter drüber erzählt, über seine Gefangenschaft. Vielleicht, weil er da auch so eine gute christliche Gemeinschaft gefunden hatte innerhalb der Gefangenen.

Was mich eigentlich ein bisschen mehr beeindruckt hat, das war der ältere Bruder meiner Mutter. Der war in russischer Gefangenschaft, und der ist auch sehr spät und sehr verhärtet und sehr verbittert wiedergekommen. Da hat man eigentlich gemerkt, dass es ihm sehr viel schlechter gegangen ist, während

mein Vater nur eine kurze Zeit hatte, wo sie wirklich gedarbt haben. [...] Aber da war jedenfalls die Möglichkeit, das zu gestalten. Die haben uns diese Geschenke gemacht, sie haben Theateraufführungen gemacht. Und da ist ja auch eine Gemeinschaft zurückgeblieben, die sich immer noch geschrieben haben und auch diese Zeitschrift gemacht haben. Während mein Onkel, der kam auch mit grossen Ödemen wieder. Das hat mich eigentlich mehr beeindruckt.

2.4 Heimkehr

Frau P. (1940): Da hat sie den Weihnachtsbaum bis Ostern stehen lassen, dass unser Vater nach Hause kommt.

[Einen Weihnachtsbaum,] den hatten wir immer. Und zwar hatten den meine Brüder immer im Wald geklaut, gestohlen. Immer einen Weihnachtsbaum vom Boden bis zur Decke. Und die Weihnachtskugeln, ein paar bunte Weihnachtskugeln hatten wir noch, und [wir haben] auch selber was gebastelt. Und das wurde immer ganz sorgfältig verpackt. Wir hatten eine kleine Krippe, die hab' ich jetzt noch, mit Maria und Josef mit einem Jesuskind, die hab' ich jetzt heute noch. Vier Schäfchen sind noch und ein Hirte, und das hatten wir. Meine Mutter hat den Baum dann immer ins Schlafzimmer, immer so in die Ecke gestellt. Das war so schön kühl, da hat sie ihn fast bis Ostern stehen lassen. Da hat sie immer gesagt: «Vater kommt wieder nach Hause.» Das hat die immer gesagt. Da hat sie einmal den Weihnachtsbaum, das war eine Edeltanne, so lange stehen lassen, und hat immer gesagt, dass unser Vater nach Hause kommt. Dann kam er in dem Jahr aber doch nicht nach Hause.

Frau B. (1921): Und dann ging ich eine halbe Treppe runter – und da stand mein Mann vor mir.

Wir waren Nachbarskinder, und mein Mann ist 1940 eingezogen worden. Es war ja damals auch üblich, dass man sich auch verlobte. Und so haben wir uns dann Ostern 1940 verlobt und

haben am 9. Juli 1942 geheiratet. [Er bekam dann Urlaub und hat dann auch als Soldat geheiratet, also in Uniform.]

Dass ich mich jetzt so furchtbar benachteiligt fühlte, weil ich im Krieg geheiratet habe, das kann ich nicht sagen. Dann wäre ich nicht ehrlich gegen mich selbst, weil mein Leben ja genauso weiter gelaufen ist, als wenn ich nicht verheiratet gewesen wäre. Bitte, jetzt von Treue abgesehen. Denn das waren Grundbegriffe, die ich im Elternhaus mitbekommen habe, die in die heutige Zeit überhaupt nicht mehr passen. Von da muss ich sagen, mir hat es auch nie etwas ausgemacht. Im Gegenteil, wenn hier so Einquartierungen waren und so was, habe ich immer zu meiner Freundin gesagt: «Eins musst du dir vor Augen halten, als Soldat sehen sie alle gleich aus.» Ich habe früher immer gesagt, ob der ein Sohn von Direktor L. war, oder von Hs. aus der Heu- marktstrasse, die hatten 24 Kinder (*tatsächlich 19*), man konnte das doch als Soldat nicht sehen, die hatten doch alle die gleiche Uniform. [...]

Sicher, Gott, die Trennung hat einem was ausgemacht. Aber nun muss ich auch wieder sagen, es war kein Kind da und dadurch auch die ganzen Sorgen noch nicht bei mir. Vielleicht, wenn ein Kind da gewesen wäre, wäre auch noch vieles anders gewesen, hätte der Briefverkehr ganz anders ausgesehen. Aber so, Gott, wenn ich zurückdenke und ganz ehrlich bin, möchte ich sagen, ich hatte meinen Namen geändert und einen Ring an der Hand, aber was eine Ehe bedeutete, habe ich eigentlich damals gar nicht mitgekriegt. Denn mein Leben ging ja so weiter, wie es vorher war. [...] Ich hatte den Realismus und habe gesagt, dein Mann ist im Osten, du wirst ihn in zwei Jahren nicht wieder sehen. Was dann gekommen wäre, das kann ich nicht sagen, das weiss ich nicht. Und ich möchte mich auch da nicht so darstellen, dass ich sagen würde: «Ach Gott, ich hätte als Nonne auf meinen Mann gewartet.» [...]

Ich hatte von meinem Mann zu der Zeit, als unser Sohn geboren wurde (*April 1945*), überhaupt kein Zeichen mehr. Der war 1943 verwundet, ist 1944 wieder nach Russland gekommen, und seit November 1944 hatte ich überhaupt keine Nachricht mehr von meinem Mann. [...] Mein Mann kam dann im Juli 1945 schon nach Hause. Er wusste ja nun auch nur, dass ein Kind

unterwegs war. Das hat er gewusst. Und dann weiss ich noch genau, ich wohnte dann zu Hause. Es war warm. Mein Vater war krank. Der lag irgendwo im Bett, und ein Arbeitskollege von ihm hatte ihn besucht. Und dann ruft auf einmal die Nachbarin: «Geh' mal schnell vorne ans Fenster!» Ich hatte gelegen, als ich dann aufstand, da sagte sie: «Ne, komm' runter!» Und dann ging ich eine halbe Treppe runter – und da stand mein Mann vor mir. Da war ich wie gelähmt. Ich konnte beide Unterarme nicht mehr bewegen. Ich konnte auch nicht mehr sprechen. Also, ich war wie gelähmt, weil in meinem Hinterkopf ja immer war, das wird sehr, sehr lange dauern, bis du deinen Mann siehst. Da muss ich sagen, alles stürmte auf mich ein. Und da hat eigentlich der Arbeitskollege meines Vaters, der hat die Initiative ergriffen und hat mich ins Zimmer geholt und hat gesagt: «Nun Mädchen, nun mal ganz, ganz ruhig!» Denn da gab es ja noch keinen Notarztwagen oder irgendetwas. Schockwirkung. Das musste man ja alles von alleine machen. Und als ich dann wieder so ein bisschen dabei war, da war ich denn ganz enttäuscht und beleidigt und hab' zu meinem Mann gesagt: «Ja, hör' mal, und nach deinem Sohn fragst du gar nicht?» Da hat er gesagt: «Ich hab' gedacht, ich hätte Kinderwäsche draussen hängen sehen. Ich war zu bang zu fragen.» Ja, man wusste ja nicht, es konnten ja hunderte von Dingen passieren in dieser Zeit.

Herr R. (1920): Ich stand dann ziemlich alleine da, alle anderen wurden abgeholt.

Ich wurde dann relativ schnell entlassen (*aus amerikanischer Gefangenschaft*), weil ich mich gemeldet hatte als Landarbeiter. [...] Ich kam dann im Mai 1945 schon nach Mettmann. Da war meine Frau noch nicht zu Hause. Ich wusste auch nicht, wo sie war. [...] Meine Ankunft [in Mettmann] war nicht gerade sehr herzlich: Wir wurden auf Lkws verfrachtet und kamen dann aus dem Lager in die einzelnen Standorte, wo wir entlassen werden sollten. Und da ging ein Lkw nach Mettmann, in dem sass ich also mit drin, und wir wurden in Mettmann denn ausgeladen. Wahrscheinlich wussten die Mettmanner schon Bescheid, da kommen wieder Kriegsgefangene. Und die Mettmanner standen

alle da und erwarteten ihre Väter, Männer und Söhne. [...] Ich weiss noch genau, als ich aus dem Lkw der Amis damals ausstieg und den Namen angab, da bekam ich von den anderen ringsum, die ihre Angehörigen in Empfang nehmen wollten, giftige Blicke. Da kommt einer an, der kein Mettmanner ist. [Ich war ja Schlesier, hatte aber eine Mettmannerin geheiratet und mich nach Mettmann entlassen lassen.] Niemand wusste, dass wir geheiratet hatten und wer und wo meine Schwiegereltern sind. Ich stand dann ziemlich alleine da. Alle anderen wurden abgeholt. Ich marschierte in die Poststrasse und schellte dort. Und wurde dann bei meinen Schwiegereltern aufgenommen.

Herr T. (1913): Und es war dann schwer, als die Männer nach Hause kamen und glaubten von ihrer Erziehung her, du springst jetzt in eine neue Verantwortung, die die Frau getragen hat

Sie müssen sich vorstellen, Sie kommen jetzt nach mehr als fünf Jahren nach Hause, viele nach sechs Jahren und noch länger. Die Frau hat in dieser Zeit der Not und Knappheit die Kinder erziehen müssen, dass sie was werden. [...] Die haben sich für die Kinder verantwortlich gefühlt. Das fängt an beim Essen, dann bei der Kleidung, ob ich sauber raus gehe oder verkommen oder so was, und das geht darüber hinaus, ein gemütliches Heim zu schaffen. Das hat uns immer vorgeschwebt, und das haben die Mütter damals gemacht.

Und es war dann schwer, als die Männer nach Hause kamen und glaubten von ihrer Erziehung her, du springst jetzt in eine neue Verantwortung, die die Frau getragen hat. Und da ist es zu Zerwürfnissen gekommen, die erst ausgeheilt werden müssen. [...] Aber es war einfach das Zusammenleben, das war schwierig, denn wir haben ja doch, wenn wir mal vierzehn Tage Urlaub hatten, von dem wenigen gelebt, was wir hatten. Aber die ernstlichen Dinge blieben aussen vor, obwohl meine Frau mir täglich geschrieben hatte und ich fast jeden Tag geantwortet habe. Da wurden doch die Wehwehchen nur immer gestreift. [...] Der älteste Sohn ist die ersten fünfzehn Jahre mit der Mutti allein gewesen, ganz allein, und ist auf die Mutter ausgerichtet bis heute. [...]

Aber viel schlimmer war ja, wenn Soldaten, das war ja nicht selten, nach Hause kamen und ein fremder Mann eine Rolle spielte. Da war ein früherer Freund von mir in russischer Gefangenschaft. Der sagt: «Ob du 's glaubst oder nicht, ich habe Menschenfleisch gegessen. Ich wollte nach Haus. Ich wollte nach Haus!» Und der kam als halbe Leiche hier an. Und kommt dann nach Haus zu seiner Frau und sieht den andern da sitzen, und sie schickt ihn so wieder auf die Strasse. «Für dich ist hier keine Bleibe mehr.» Und dann kam der zu Fuss von Langenberg gekrochen, um nicht zu sagen, auf allen Vieren, es fuhr ja noch nichts, und ist jetzt bei seinen Eltern. [...] Aber das muss man ja auch sehen. Die Frau [hat nicht nur] die volle Verantwortung übernommen, sondern die Frau hat in manchem ja auch, ob aus Selbsterhaltungstrieb – das Urteil steht mir nicht zu – gehandelt. Die Soldaten, wenn sie die Möglichkeiten hatten, hatten es ja auch getan, wo dann nichts bei rauskam. Aber es haben doch viele gehungert, gelitten und das, um nur nach Hause zu kommen. Denn wenn man fünf Jahre weg ist, und wenn die Not am grössten ist, da ist ja das Heimweh auch am grössten, wenn man da noch immer die Möglichkeit hat, die Frau oder die Familie sorgen für dich.

Frau I. (1933): Ich denke, dass das dann auch angefangen hat, dass die Frauen ein bisschen freier wurden.

Die Frauen haben das alles gemacht. Die Frauen sind diejenigen gewesen, die nach dem Krieg oder während des Krieges alles gemacht haben. Die haben gearbeitet, haben die Kinder erzogen. Und als die Männer dann aus dem Krieg nach Hause gekommen sind, war das für sie eine total neue Situation. Die waren ja gewöhnt, die Herren zu sein, in Führungszeichen. Und dass dann die Frauen plötzlich selber alles entschieden haben, das war für die Männer sicherlich ganz neu. Ich denke, wenn mein Vater heute sehen würde, wie unser Sohn mit seiner Frau lebt, dann wäre der ganz erschrocken. Wie kann der spülen, oder wie kann der Staub saugen? Das war für die Männer ganz ungewöhnlich, dass die Frauen so selbstständig waren. Die sind ja dann mit allem alleine fertig geworden oder mussten

fertigwerden. Sie haben ja dann alles alleine entschieden, die Männer waren ja nicht da. Und das war bestimmt ganz neu. Und ich denke, dass das dann auch angefangen hat, dass die Frauen ein bisschen freier wurden. Wenn der Krieg dann nicht gewesen wäre, wäre das vielleicht noch länger in diesen alten Strukturen stecken geblieben. [...] Ich denke, der war so gravierend eigentlich, der Einschnitt zwischen, ich sag' mal, 1940 und 1950, dass da in dieser Zeit die Frauen einen Riesenschritt nach vorne gemacht haben. Aus der Abhängigkeit raus, wenn man so will.

2.5 Entnazifizierung

Frau C. (1931): So kam Hitlers «Mein Kampf» zur besonderen Verwendung.¹

Papier war knapp. Jedes Stückchen wurde auf Noch-zu-gebrauchen geprüft. So kam Adolf Hitlers «Mein Kampf» (*das Buch war von den Amerikanern verboten worden*) zur besonderen Verwendung: An einer Ecke von einem glühenden Nagel gelocht, mit einer kräftigen Kordel im stillen Örtchen aufgehängt, reichte es für viele Wochen als Klopapier. Längere Zeit hatte ich ständig Arger mit der Familie, weil meine Sitzungen immer länger dauerten. Meine Eltern hatten das «Geschenk» – ich weiss nicht mehr zu welcher Gelegenheit – in die hinterste Ecke verbannt. Jetzt konnte ich meine Neugier stillen und lesen, was die anderen Abreisser mir übrig liessen.

Herr Q. (1923): Da hatten die Engländer nur Kameltreiber gefangen genommen.

[Nach der Gefangennahme in Afrika durch die Engländer,] da kamen zunächst mal diese *screenings*, wie die Amerikaner sagten. Da wurde man erst mal durchleuchtet. Die haben erst mal

¹ Dieser Text stammt nicht aus einem der Interviews, sondern wurde von Frau C. schriftlich für die Ausstellung «Zeichen der Not» im Niederbergischen Museum Wülfrath im Jahre 1994 eingereicht.

gefragt nach Parteizugehörigkeit und Organisationen der Partei*, und da war an und für sich keiner, der da zugab, dabei gewesen zu sein. Im Grossen und Ganzen war es schon so in der Gefangenschaft bei den Vernehmungen, da haben die [Engländer] nur Kameltreiber gefangen genommen und niemals irgendjemand, der was gemacht hat. [...]

Wir mussten dort (*in der Gefangenschaft in Kalifornien*) auch Filme ansehen, die wurden uns vorgeführt. [...] Und dann kriegten wir auch amerikanisches Personal, also Offiziere, die in Deutschland in Gefangenschaft waren, und die haben gesagt: «Bleibt zu Hause! Guckt euch das nicht an!» Beispielsweise erinnere ich mich an Nordhausen, da war ja das KZ* D. (*Dora*). Da wurden Wagen, also Tafelwagen, vier Räder je Tafelwagen, voller Leichen gezeigt. «Und das», sagten uns diese amerikanischen Offiziere, «das sind aber Opfer aus der Bombardierung Nordhausens, die da abgefahren wurden.» Und die wurden uns dort als Juden und KZ*-ler vorgeführt. Das war nicht immer so ganz einwandfrei gemacht.

Herr R. (1920): Ich habe die Entnazifizierung als eine Formalität erlebt.

Das (*die Rolle im Nationalsozialismus*) wurde bei uns bei der Entlassung aus der Gefangenschaft geprüft. Da waren amerikanische Offiziere, die sehr gut Deutsch sprachen – wahrscheinlich Juden – da ging so ein Gerücht, dass die aus Deutschland emigriert waren und hierher wieder als Offiziere zurückkamen. [...] Riesiges Zelt, das war dann schon sehr schick, da kamen wir einzeln rein. [Gefragt wurde ich über] die Vorzeit, nach meinem Jahrgang, welchen Rang bei der Hitlerjugend*? In der SA* gewesen? Und in welchen Gliederungen? Ob es diese Motor-SA* gewesen ist? Oder bei der SS* oder bei irgendwelchen anderen Gliederungen? Da wurde sehr scharf nachgefragt. [...]

Ich war vorher im Jungvolk*, das muss so mit zwölf Jahren gewesen sein. Das war also nicht besonders. Ich weiss nicht mehr, ob die Dienstränge noch stimmen, ich war Fähnneinführer* oder so etwas. Auf den Dörfern in Schlesien konnte man da, Gott sei Dank, nicht Karriere machen. Und ich wurde dann,

weil das unbedeutend war, sehr schnell entlassen. War im Mai '45 schon hier in Mettmann. [...]

[Wer irgendwie nur Fähnleinführer* bei der Hitlerjugend* gewesen war, der kam zunächst nicht ins Studium rein. Der musste einen Entnazifizierungsschein* haben.] Wir wurden wohl vor dem Studium alle entnazifiziert – mit Fragebogen. Wurde ich auch. Das war ein offizielles Verfahren, in Mettmann, Rathaus wahrscheinlich. Die Örtlichkeiten weiss ich nicht mehr so genau. Da sassen offensichtlich Sozialdemokraten* und Kommunisten*, sagen wir mal Nazi-Feinde, die von den Militärregierungen eingesetzt wurden und aufgefordert wurden, die Entnazifizierung* durchzuführen. Ich kam dann mit einem Mettmanner in Kontakt, ich kannte ihn nicht, er kannte mich nicht, aber wir führten ein sehr offenes und sehr freies Gespräch, und er kann weniger meine Vergangenheit beurteilt haben als [vielmehr] meine Einstellung. Das war ein offizielles Verfahren. Ich bekam dann ein offizielles Entnazifizierungsschreiben*. [...]

Ich war auch vorher durchaus vom Nationalsozialismus überzeugt. Als junger Mensch wurde man begeistert, man war durchaus in diese Richtung getrimmt und hatte nichts anderes gehört, kannte nichts anderes. Kritisch wurde ich das erste Mal im Feldzug gegen Polen, aber das verschwamm dann wieder. Erst als ich hier in Gelsenkirchen mit anderen Arbeitern zusammenkam, die bestimmt keine Nationalsozialisten waren, sondern dann auch der KPD* angehörten [und mich mit denen unterhielt], wurde ich nachdenklich. Ich bin damals viel mit Kommunisten zusammengekommen. Und von daher muss meine innere Einstellung bei der Entnazifizierung* wahrscheinlich eine grössere Rolle gespielt haben als meine Tätigkeit in der Hitlerjugend*, als in der Wehrmacht, und Gott weiss wo sonst. [...]

[Ich habe die Entnazifizierung] als eine Formalität erlebt, die notwendig ist. Ich habe natürlich auch andere Nazis kennen gelernt, und das ist mir dann erst hier bewusst geworden. Auch bei der Flucht schon, mit den sog. «Goldfasanen»*. Das sind die Ortsgruppenleiter* und Führer, die in höheren Rängen waren und goldene Schulterklappen und goldene Spiegel trugen. Habe ich auch noch ein Erlebnis vor Augen: Einer bettelte um eine



Abgabe von Entnazifizierungsbögen bei einem Polizeirevier (dpa)

Pistole. Wir zogen schon durch dünn besetztes russisches Gebiet, und ihm hatten die Russen schon alle Waffen abgenommen. Der brauchte da seine Pistole, um Selbstmord zu begehen, weil er Angst hatte, den Russen noch einmal in die Hände zu fallen. Das sind so einzelne Blitzlichter, die mich ahnen liessen, was Nationalsozialismus wirklich ist und wirklich war. Und das ist mir hier erneut klar geworden, als es darum ging, der ist ein Nazi gewesen, und der kommt nicht wieder rein *{in öffentliche Ämter}*. Das haben wir in Schlesien oder in unseren ländlichen Strukturen gar nicht gemerkt. Da waren noch Ortsgruppenleiter» und Nazigrößen, die uns nicht irgendwie weh taten.

Herr H. 1925): Er musste zunächst mal 50 Meter Schützengraben zuschütten, dafür, dass er Parteigenosse gewesen war.

Der Vater war beim Volkssturm* gewesen und war dann wieder vom Volkssturm* entlassen worden, war in Solingen, hatte sich dann in Köln bemüht, hat auch seine Lebensmittelkarten gekriegt, ob es darauf etwas gab oder nicht. Aber jedenfalls, er hatte Lebensmittelkarten gekriegt. Musste aber eine Verpflichtung eingehen, er musste 50 Meter Schützengraben zuschütten dafür, dass er Parteigenosse* gewesen war. Auch unabhängig von dem noch anstehenden Entnazifizierungsverfahren*, er musste zunächst einmal 50 Meter Schützengraben zuschütten, den sie irgendwo in Köln ausgehoben hatten. Das war so ungefähr Anfang August '45.

Ich komme [aus der Gefangenschaft] nach Hause, Vater ist nicht da. Treffe aber irgendjemand, wie ich da rumfrage. «Ach, wo sind die heute? Ja, ich glaube, da hinten.» Na ja, bin dahin getigert, sehe den Vater, körperlich auch völlig runter, mit einem alten Mantel an, seinen Hut auf, in der Beziehung eigentlich deplatziert, Schüppe in der Hand, und mühte sich da, den Schützengraben zuzuschütten. Der Vater war immerhin schon damals 52. Und da sage ich: «Komm, stell' die Schüppe dahin. Wir gehen jetzt nach Hause.» – «Das geht doch nicht so.» Ich sage: «Was nicht geht, das sehen wir mal. Ich bin nach Hause gekommen, habe drüben bei der Entlassung ein halbes Maisbrot ge-



*Blick auf Kölner Dom nach einem Bombenangriff, 1943
(Privatarchiv: Herr H.)*

kriegt, und wir gehen jetzt nach Hause, dann werden wir sehen.» – «Ja, ne, das geht nicht, dann müssen wir uns erst mal in Dellbrück melden» – das war der nächste Vorort, ein paar Kilometer ab – «da sitzt unsere Einsatzstelle.» – «Also», sage ich, «da gehe ich morgen hin. Da gehst du gar nicht mehr erst hin. Da gehe ich und werde denen was erzählen. Ich gehe da mit meiner alten Uniform» – ich hatte ja auch nichts anderes anziehen – «und denen werde ich was sagen.» Und dann sind wir nach Hause gegangen. Dann sagte Vater zu mir: «Du bist gut, wenn sie uns nicht vergessen, dann bringen die uns wenigstens ein bisschen warme Suppe vorbei. Jetzt haben wir das auch verloren.» Ich sagte: «Das habe ich nicht gewusst, aber wir werden mal sehen.» [...]

Ich bin dann in Dellbrück gewesen und habe denen dann was erzählt, ich sei nach Hause gekommen, und das ginge nicht, der Vater könnte nicht, der hätte auch keine Hände, er könnte da keine 50 Meter Schützengraben ... Da sagten die: «Also, wenn Sie sich verpflichten, da wenigstens 20 Meter von zuzuschippen, dann können wir den Vater aus dieser Auflage entlassen.» Da habe ich gesagt: «Ja, gerne, liebend gerne.» Ich habe keine Schüppe bewegt, aber auf diese Art und Weise haben wir erst mal den Vater dann da rausgeißt.

Herr T. (1913): Und später merkte man einfach, wir müssen den Mann haben.

Ich war Stellvertreter in einem Entnazifizierungsausschuss*. Also, da musste man schon von allen anerkannt sein. Da kam doch so manches zu Tage, wie man reingeschliddert war. Aber sie haben alle – im Gegensatz zu Drüben (*Sowjetische Besatzungszone/DDR*) – zunächst mal gebüsst. Und sei es nur, dass sie auf drei, vier Monate unten im Steinbruch gearbeitet haben, die hier im Hauptbüro (*der Kalksteinwerke*) waren.

Und [später] merkte man einfach, wir müssen den Mann haben. Denn einer, der an den Schalthebeln war, der ist nicht sofort ohne Anleitung zu ersetzen. Das ist nicht nur in der Industrie, das ist auch in der Verwaltung so. Nur in der Verwaltung haben Sie keinen gefunden, der Sie unterstützte: «Ohne mich!

Ohne mich!» Das war für mich das Erschütterndste, die wollten erst sich ihre Existenz aufbauen, [nicht helfen und wieder versuchen, gutzumachen.] Viele haben auch ihre Fehler nicht eingesehen.

Frau B. (1921): Es gab keine Nazis mehr nach dem Krieg!

Eine Feindschaft (zu Nachbarn, die überzeugte Nationalsozialisten waren) war dadurch nicht. Man war vorsichtig. Nur, das hat meine Mutter gesagt, wenn man zum Rathaus ging oder sogar auf die Post, da liefen überall die kleinen braunen Männchen rum. Und man durfte ja nicht mit «Guten Morgen» grüssen. Man musste ja «Heil Hitler»* sagen. Das ist meinem Vater wohl nie über die Lippen gekommen und meiner Mutter wohl auch sehr schwer. Und dann ist sie irgendwann mal in der Nachkriegszeit wieder [zum Rathaus]. Da kam auch so ein Kleiner wieder – die waren ja direkt wieder da – und dann sieht meine Mutter ihn auch und ruft dem direkt hinterher: «Heil Hitler*, oder nicht mehr?» Das war, was meine Mutter mir erzählt hat. Es gab keine Nazis mehr nach dem Krieg. Es gab keine Nazis mehr. Wo die geblieben sind? Ich weiss es nicht.

Auf der anderen Seite, mein früherer Nebenstellenleiter (vom Arbeitsamt), der musste auch auf die Rheinwiesen. Die wurden da zusammengefasst, das war wie so ein Kriegsgefangenenlager (der Amerikaner). Da ist auch manche private Feindschaft ausgespielt worden. Man hat die dann nicht direkt denunziert. Aber ich weiss, speziell bei diesem Chef, da ging es um eine abgewiesene Liebschaft, und die hat ihn dann auf die Rheinwiesen gebracht. Es war eine sehr, sehr unschöne Zeit auf der einen Seite.

Frau J. (1933): Da ist auch vieles vermodert in der Erde.

Und als dann mein Vater wiederkam, da stand er ja vor einem Nichts. Beamter durfte er nicht sein bei den Franzosen, weil er ein Nationalsozialist war. [...] Und da fing eigentlich die Zeit des Überlebens an. Weil mein Vater in der NSDAP* war, darum habe ich mit meiner Mutter die ganzen Andenken vergraben:

das Spielzeug von meinem Bruder, die Soldaten und die Burgen. Da ist auch vieles vermodert in der Erde. Wenn vielleicht noch mal nachgegraben würde, in einer Grube haben wir das verscharrt. Da hatten wir Angst vor, wirklich, dass die uns was tun, weil der Vater in der Partei* war.

Und die haben uns auch aus der Wohnung rausgeschmissen. Nicht die Amerikaner, sondern die lieben Mitmenschen, die mich vorher als die Tochter von K., der auf dem Finanzamt arbeitet, freundlich begrüsst [haben]. Die waren auf einmal da, die Nachbarn, als unsere Feinde und haben uns aus dem Haus rausgeboxt: meine Mutter mit der kleinen Schwester und der kranken Grossmutter. Da mussten wir in so ein Gartenhäuschen fliehen. Das waren unsere Nachbarn damals. Und dann hat man wieder andere Nachbarn kennen gelernt, mit denen man dann zusammen ums Überleben gekämpft hat, zusammen gehamstert hat, Zuckerrüben, Kartoffeln, Wolle usw. [...]

[Mein Vater] hat dann irgendwas gejobbt. Bis er eine Stelle als Buchhalter gekriegt hat in einer kleinen Polsterfabrik in Ahrweiler. Die haben uns dann geholfen. Das fiel auch in die Zeit, dass die uns dann aus der Wohnung rausgeklagt haben. Da haben die uns dann ein Wochenendhäuschen zur Verfügung gestellt in der Nähe von Ahrweiler, auf dem Berg. Da haben wir einen Sommer gewohnt, ohne Wasser, ohne Licht. Dreiviertel Stunde musste ich mit dem Rad raufschieben. [...] Und dann kriegte der Vater ein Angebot, wieder in den Staatsdienst zu kommen mit der Auflage, in die Eifel zu gehen, untere Laufbahn, und dass er da nicht mehr befördert wird. Das hat er dann gemacht, weil er gedacht hat, das ist was Sicheres und eine Pension und so. Ja, dann haben sie noch mal von vorn angefangen, die Eltern.

Frau B. (1921): Unsere Hitlerbilder und alles, das haben wir natürlich versenkt

Wir sind weder von der amerikanischen noch von der englischen Besatzung schikaniert worden. Allerdings unsere Hitlerbilder und alles, das haben wir natürlich versenkt. Ist ja klar. Mein Vater war bei den Kalksteinwerken, und der Steinbruch,

der musste ja immer ausgepumpt werden. Da war mein Vater für verantwortlich. Und der musste auch sehr früh arbeiten, damit das Wasser nicht so stieg. [...]

Sie kriegten ein Hitlerbild zur Hochzeit, war doch ganz klar, irgendjemand hatte mir auch eine Hitlerbüste geschenkt, und das hat jetzt nun mein Vater alles mitgenommen und hat das im Steinbruch versenkt. Das Buch «Mein Kampf», das hab' ich behalten. Das hat mein Mann im Lazarett bekommen. Es ist eine Taschenausgabe, und da hab' ich gedacht, das könnte mal wertvoll werden. Hab' ich aber nicht versteckt. Also, wenn jemand gekommen wäre und hätte mich danach gefragt, hätte ich es ehrlich gesagt. Wenn sie es mitgenommen hätten, wäre es gut gewesen.

Frau C. (1931): Wir sind halsbrecherisch in den Steinbruch runtergekrabbelt

Also wir Kinder haben diese Sachen (*Embleme des NS*) gesammelt und überall ausgegraben und haben sie bei den Amerikanern verscherbelt gegen Zigaretten. Wir sind halsbrecherisch in den Steinbruch runtergekrabbelt und haben dreizehn Pistolen gefunden, die die deutschen Soldaten [da runtergeworfen] hatten. Die hatten sich bei uns ja aufgelöst da oben (*Schlupkoth/Wülfrath*), die wollten alle auch nicht mit Waffen erwischt werden. [...]

Jedenfalls, wir haben gesammelt, gesammelt, gesammelt, was zu sammeln war: Ob das Lederriemen waren, diese Koppelschlösser ... Und das sollte sich als ganz toll erweisen. Wir haben damit getauscht. Für ein Koppelschloss gab es zwanzig Zigaretten. Für so einen silbernen Adler, da habe ich sogar zehn Zigaretten für gekriegt. Für eine Pistole gab es 600 Zigaretten. Wir haben alleine dreizehn gehabt. [...] Mit den Zigaretten bekam man alles, was man haben wollte.

Herr R. (1920): Und dann ging alles den Bach 'runter.

Ich hatte schon Sachen bei meinen Schwiegereltern in Mettmann, Poststrasse. Darunter fließt der Mettmanner Bach, das

heisst, wenn man im Keller einen Deckel hochhebt. Da ruhten also sämtliche Erinnerungsstücke an meine Uniform, Seitengewehr und der Dolch von der Hitlerjugend* mit dieser Raute und dem Hakenkreuz. Das wurde da alles versenkt. Das ging alles den Bach 'runter. Jahre später musste der Bach geräumt werden. Der musste mal wieder sauber gemacht werden. Da kam alles wieder raus. Das war noch wie neu. Das war gute deutsche Wertarbeit.

Samstag, Sonntag, da wurde immer ein Teil meiner Uniform genommen, ob das ein Knopf war mit 'nem Hakenkreuz drauf oder ein Koppelschloss, oder ob das eine Schulterklappe war oder die Schützenschnur der Uniform oder irgendwelche Abzeichen, die wurden einzeln genommen und dann marschierten wir (*Herr R. und sein Schwiegervater*) ins Neanderthal. Da waren die Amerikaner noch. Die Engländer waren später in Hubbelrath. Dort trafen wir die Amerikaner. [...]

Die waren in den requirierten Gaststätten. Und die waren scharf auf Adolf Hitlers «Mein Kampf» und auf Orden und Ehrenzeichen. Und die haben wir dann wohl dosiert, immer einzeln, gegen Zigaretten eingetauscht. Da hatte sich ja so eine Zigarettenwährung gebildet. Die Zigaretten haben wir dann zum Teil selbst geraucht, und zum Teil haben wir sie benutzt, um wieder Lebensmittel einzutauschen. Da wurde ja nur getauscht. [...]

Es entwickelte sich bald ein herzliches Verhältnis zu meinem Schwiegervater. Wir zogen also Tag für Tag los. Arbeit gab es nicht. War auch gar nicht erforderlich. Es war nicht notwendig, Geld zu verdienen, weil man mit dem Geld nichts anfangen konnte. Es waren andere Sachen wichtiger. Und ich verscherbelte also dann sämtliche Orden und Ehrenzeichen und nationalsozialistischen Erinnerungsstücke, die ich hatte.

Wiederaufbau



Einleitung

- 3.1 Not-Wendigkeiten
 - 3.1.1 Essen
 - 3.1.2 Heizen
 - 3.1.3 Wohnen
 - 3.1.4 Kleiden
 - 3.1.5 Spielen und Feiern
 - 3.1.6 Lernen
- 3.2 Hilfen und Hindernisse
 - 3.2.1 Werte
 - 3.2.2 Solidarität
 - 3.2.3 Rivalität
- 3.3 Normalisierung
 - 3.3.1 Illusion
 - 3.3.2 Wirklichkeit

Einleitung

Nicht auf jeden Krieg folgt eine «Nachkriegszeit». Für den Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 gibt es einen solchen Begriff zum Beispiel nicht, und auch mit Bezug auf den Ersten Weltkrieg spricht man höchstens allgemein von den unmittelbaren Nachkriegsjahren. Wenn von *der Nachkriegszeit* die Rede ist – und in diesem Sinne wird der Begriff auch in diesem Buch verwandt – sind stets die Jahre zwischen dem Ende des Zweiten Weltkriegs am 8. Mai 1945 und der Währungsreform* in den drei Westzonen im Juni 1948 gemeint, die faktisch die Teilung Deutschlands in zwei Staaten um ein Jahr vorwegnahm. Wie viele Periodisierungen orientiert sich auch diese an Ereignissen der «grossen Politik», d.h. am Wechsel von Staats- und Regierungsformen bzw. Wirtschaftssystemen. Die sog. Nachkriegszeit deckt sich zeitlich mit der Aufteilung Deutschlands in vier Besatzungszonen – die amerikanische, die englische, die französische und die sowjetische – und mit der Regierung Deutschlands durch den Alliierten Kontrollrat, die oberste militärische Besatzungsinstanz. Doch entwickelte sich in dieser kurzen Übergangszeit zwischen dem Kriegsende und der Gründung der Bundesrepublik Deutschland und der Deutschen Demokratischen Republik 1949 auch eine eigene Kultur. Unter «Kultur» verstehen wir in diesem Zusammenhang die Summe aller in einer Gesellschaft akzeptierten Beziehungen, geltenden Bräuche und praktizierten Verhaltensweisen. Begriffe wie «Zusammenbruch», aber auch «Stunde Null», «Trümmerjahre», aber auch «Ruinenkultur», «schlechte Zeit», aber auch «Wiederaufbau» geben Auskunft über Chaos und Aufbruchstimmung, die in diesen Jahren gleichermassen herrschten.

Und das Chaos war gross: Zwischen sechs und sieben Millionen der überlebenden deutschen Soldaten waren oder gerieten bei Kriegsende in Gefangenschaft, zwei Millionen Soldaten und Zivilisten waren kriegsbeschädigt, und mindestens drei Millionen Deutsche hatte der Krieg obdachlos gemacht. Gleichzeitig befanden sich zwölf Millionen Flüchtlinge und Vertriebene aus den Ostgebieten auf der Flucht nach Westen, während fast zehn Millionen nach Deutschland verschleppter Zwangsarbeiter* ver-

suchten, in ihre Heimatländer zurückzukehren. Ausserdem waren Hunderttausende von Frauen und Kindern evakuiert. Zu dieser unvorstellbaren Vernichtung von Leben und der unser Fassungsvermögen übersteigenden Entwurzelung von Menschen kam eine ungeheure materielle Zerstörung hinzu. Diese betraf Wohnraum, Industrieanlagen und Produktionsstätten; Schulen, Kirchen und Krankenhäuser; Transport- und Verkehrssysteme; aber auch landwirtschaftliche Nutzflächen, Vieh und Saatgut. Hunger und Seuchen waren die Folgen der durch diese Zerstörungen hervorgerufenen Lebensbedingungen, wenn diese auch nicht überall gleich waren. Die Grosstädte waren im Allgemeinen stärker zerstört als viele ländliche Kleinstädte und Dörfer. Die Bewohner von Gemeinden, die in der Nähe landwirtschaftlicher Anbaugelände lagen, litten weniger als diejenigen, die keinen Zugang zu solchen Ressourcen hatten. Und Flüchtlinge und Ausgebombte, die oft nicht mehr als das besaßen, was sie auf dem Leibe trugen, stellten eine der grössten sozialen Problemgruppen der Nachkriegszeit dar.

Die verschiedenen alliierten Behörden, allen voran der Alliierte Kontrollrat, die in Deutschland das Chaos zu verwalten und zu bewältigen suchten, konnten allein mit dieser Situation nicht fertig werden. Auch die berühmten CARE-Pakete* dieser Jahre oder die Quäkerspeisungen*, die manche Deutsche und manchen Deutschen vor dem Verhungern bewahrt haben, konnten nicht eine ganze Gesellschaft, und schon gar nicht auf Dauer, versorgen. Wollte die deutsche Gesellschaft die Nachkriegszeit überleben, so war Selbsthilfe gefragt, und Selbsthilfe wurde geleistet, und zwar vornehmlich von Frauen und Kindern. Denn die Bevölkerung der westlichen Besatzungszonen bestand zum Beispiel im Jahre 1946 nur zu 33 Prozent aus – zumeist alten und kriegsversehrten – Männern, aber zu 44 Prozent aus Frauen und zu 23 Prozent aus Kindern. Diese leisteten gemeinsam den entscheidenden Beitrag zum «Wiederaufbau» Deutschlands, indem sie die Basisversorgung der deutschen Bevölkerung mit Nahrungsmitteln, Heizmaterial, Wohnraum und Kleidung sicher stellten. Hätten nicht Frauen und Kinder, unterstützt von Männern, auf diese Weise das Überleben der deutschen Gesellschaft ermöglicht, dann wäre der Wiederaufbau

politischer und gesellschaftlicher Institutionen – Parteien, Parlamente und Behörden – und einer geordneten wirtschaftlichen Produktion nicht möglich gewesen.

In der Nachkriegszeit hing das Überleben der deutschen Gesellschaft damit zunächst und in erster Linie davon ab, den Bereich der gesellschaftlichen *Reproduktion* zu sichern, zu dem neben den erwähnten Grundbedürfnissen auch der Bedarf nach «geistiger Nahrung» gehört. Ohne auch spielen und feiern zu können und ohne die Chance, zu lernen oder umzulernen, wäre die gewaltige Aufgabe, vor der die deutsche Gesellschaft in der Nachkriegszeit stand, nicht zu schaffen gewesen. Daher handelt der erste Abschnitt dieses Kapitels von den «Not-Wendigkeiten» nicht nur vom «Essen», «Heizen», «Wohnen» und «Kleiden», sondern auch vom «Spielen und Feiern» sowie vom «Lernen».

Damit eine Gesellschaft als Ganze überleben kann, ist mehr nötig als das physische und emotionale Überleben ihrer einzelnen Mitglieder. Das ist zu allen Zeiten so, aber ganz besonders nach Epochen von massiven Gewalterfahrungen. Was Gesellschaften in Kriegszeiten an – im Idealfall begrenzter – Gewalt akzeptieren, kann in Friedenszeiten nicht gelten, wenn man unter «Gesellschaft» nicht den permanenten Kriegszustand aller gegen alle verstehen will. Der nach Aussen wie nach Innen gerichtete nationalsozialistische Krieg hatte aber nicht auf begrenzter, sondern auf unbegrenzter Gewaltanwendung beruht. Umso nötiger war es, in der Nachkriegsgesellschaft trotz des herrschenden Chaos bestimmten Vorstellungen von «richtig» und «falsch» wieder zur Gültigkeit zu verhelfen. Das bezog sich nicht nur auf geschriebene, sondern auch auf ungeschriebene Gesetze über das, «was man tut». Dabei knüpfte man an unterschiedliche Traditionen an. Dazu zählten rechtsstaatliche Normen der Weimarer Zeit, religiöse Gebote, aber auch Formen von Nachbarschaftshilfe und Ähnliches. Mit solchen Aspekten befasst sich der zweite Abschnitt über «Hilfen und Hindernisse», der sich insbesondere mit «Werten», «Solidarität» und «Rivalität» befasst.

Den letzten Abschnitt dieses Kapitels haben wir «Normalisierung» genannt. Damit meinen wir keineswegs einen Übergang zu einem eindeutig zu definierenden «Normalzustand».

Ein solcher konnte, wie wir schon betont haben, weder für Kriegerwitwen noch für Kriegswaisen, Kriegsversehrte, Flüchtlinge und Vertriebene, Evakuierte und anderweitig kriegsgeschädigte Menschen jemals vollständig eintreten. Der Begriff «Normalisierung» bezeichnet in diesem Zusammenhang den Prozess des Übergangs zu einer relativ geordneten bürgerlichen Gesellschaft, in der Menschen vor unrechtmässigen Übergriffen des Staates geschützt leben und ein Minimum an wirtschaftlicher und sozialer Sicherheit geniessen. Dieser Übergang basierte auf einer zum Teil prekären Balance zwischen der «Illusion» eines für alle gleichen Neuanfangs und der sozialen Ungerechtigkeit der «Wirklichkeit», wie wir die beiden Unterabschnitte des letzten Teils dieses Kapitels genannt haben. Es wäre in sich eine Illusion, anzunehmen, man könnte eine Gesellschaft organisieren, in der es keinerlei «Illusion» und nur «Wirklichkeit» gäbe; denn auch das, was unter solchen Begriffen verstanden wird, ändert sich mit der Zeit. In einer demokratischen Gesellschaft allerdings sollte genau deshalb diese Balance immer wieder neu geprüft und, wenn nötig, ins Gleichgewicht gerückt werden, damit sich nicht – oder zumindest nicht auf Dauer – «Betrug in der ganzen Angelegenheit» einnistet.

Der Bereich der gesellschaftlichen *Reproduktion*, mit dem sich alle Texte in diesem Kapitel beschäftigen, galt traditionell – und gilt für viele noch heute – als Bereich der Privatsphäre und damit vornehmlich als «Frauensache». Noch immer wird diese Sphäre meistens als eine dem öffentlichen – «männlichen» – Bereich von institutionalisierter Politik und wirtschaftlicher *Produktion* untergeordnete betrachtet. Tatsächlich aber kann die sog. öffentliche Sphäre ohne die sog. private weder in Kriegs-, noch Nachkriegs- oder Friedenszeiten überhaupt existieren. Dieser Umstand wird nicht zuletzt wegen der noch immer unvollständigen gesellschaftlichen Gleichstellung von Frauen und Männern in unserer Gesellschaft – und damit auch in Wissenschaft und Forschung – in der Regel systematisch übersehen. Für die unmittelbare Nachkriegszeit hingegen wurde und wird er anerkannt. Das berühmte Schlagwort von Deutschlands tapferen «Trümmerfrauen» verweist darauf, dass die «Stunde Null» die Stunde der Frauen war. Sie war aber auch, was viel zu

wenig betont wird, die Stunde der Kinder, und sie war, was fast ganz übersehen wird, mit der Gründung der beiden deutschen Staaten keineswegs zu Ende, sondern dauerte für viele Frauen und Kinder weit darüber hinaus an. Wie ist das zu verstehen?

Die vier Bereiche, die neben der Beseitigung von Trümmern in Produktionsanlagen und Wohngebieten im Zentrum des Wiederaufbaus der unmittelbaren Nachkriegsjahre standen – «Essen», «Heizen», «Wohnen» und «Kleiden» – verloren ihre zentrale Rolle für das physische Überleben der deutschen Gesellschaft auch dann nicht, als die ersten Zechen, industriellen und handwerklichen Betriebe ihre Förderung und Produktion wieder aufnahmen. Denn bis zur Währungsreform im Jahre 1948 herrschten die Gesetze des Schwarzmarktes: Warentausch, nicht Geldverkehr, bestimmte das wirtschaftliche Handeln. Und während immer mehr Männer, auch Kriegsheimkehrer, Beschäftigung im ausserhäuslichen Bereich fanden, blieb diese Beschäftigung für das Überleben dieser Männer und ihrer Familien bedeutungslos: Bei Stundenlöhnen, die bestenfalls um eine Mark lagen, konnte man von einem Wochenlohn nicht einmal ein Brot kaufen: Dessen Preis betrug zu dieser Zeit zwischen 60 und 90 Mark.

Aber auch mit der Währungsreform bzw. der Gründung der beiden deutschen Staaten war die herausragende Rolle der Frauen für den Wiederaufbau nicht beendet. Das sog. Wirtschaftswunder, von dem die Mehrheit der westdeutschen Bevölkerung erst zu Beginn der 60-er Jahre zu profitieren begann, wurde nämlich nicht nur durch einen umfassenden Lohnverzicht der deutschen Arbeiterschaft ermöglicht, sondern auch dadurch, dass das zur Verfügung stehende Kapital im Wesentlichen in die Produktionsgüter- und nicht in die Konsumgüterindustrie investiert wurde. Die horrenden Preise von Waschmaschinen und Kühlschränken zum Beispiel – ein Kühlschrank kostete in den 60-er Jahren etwa 650 DM und eine Waschmaschine 2000 DM – sowie die geringen Löhne und Gehälter zwangen viele Frauen dazu, die in den unmittelbaren Nachkriegsjahren erworbenen Fähigkeiten zu äusserster Sparsamkeit, erfindungsreicher Nahrungsmittelherstellung und -konservierung, zur Anfertigung von Kleidung und Einrichtungsgegen-

ständen usw. noch lange beizubehalten und nun auch zur Volkswirtschaft des «Wirtschaftswunders» beizusteuern.

Für manche Frauen war die Nachkriegszeit mit dem ersten Urlaub beendet, für andere mit dem ersten «schönen» oder fertig gekauften Kleidungsstück, für wieder andere erst dann, als der ärgste finanzielle Druck nachliess, was in manchen Fällen erst Mitte der 50-er Jahre der Fall war. Für viele Frauen dauerte die Nachkriegszeit aber darüber hinaus an. Bei der Besetzung der zu Anfang der 50-er Jahre knappen Arbeitsplätze wurden Männer, besonders Kriegsheimkehrer, bevorzugt. Als später das «Wirtschaftswunder» mehr und mehr Arbeitskräfte brauchte, entschieden sich die konservativen Regierungen der 50-er Jahre auf Grund ihrer familienpolitischen Vorstellungen von der «Normalfamilie» dafür, diesen Arbeitskräftebedarf nicht durch Frauen, sondern durch ausländische Arbeitskräfte zu decken. Damit blieb vielen Frauen der Zugang zu den erneut wichtigen Geldeinkommen und, was noch wichtiger ist, zu den darauf beruhenden Rentenansprüchen, versperrt. Armut und Altersarmut in der Bundesrepublik waren und sind im Wesentlichen ein Frauenproblem. In den 70-er und 80-er Jahren waren diese das Problem genau der Generation der «Trümmerfrauen», ohne die weder der Wiederaufbau der «Nachkriegsjahre» noch das «Wirtschaftswunder» der 50-er Jahre möglich gewesen wären. Für manche dieser Frauen war die «Nachkriegszeit» daher erst mit ihrem Tod zu Ende.

Zu der wirtschaftlichen kam die erneute gesellschaftliche Diskriminierung von Frauen, ganz besonders von unverheirateten oder verwitweten Frauen. Deren Ehelosigkeit war in der Mehrheit der Fälle nicht Folge einer freien Entscheidung, sondern stellte eine der langfristigen Folgelasten des Krieges dar. Statt von der Gesellschaft unterstützt zu werden, wurden diese Frauen nicht nur als unerwünschte Konkurrentinnen von Männern auf dem Arbeitsmarkt, sondern auch als ebenso unerwünschte Konkurrentinnen anderer Frauen auf dem Heiratsmarkt verunglimpft. Die zahllosen Witze in Tageszeitungen, aber auch in Postillen wie «Bäckerblume» und «Fleischerzeitung», die man beim wöchentlichen oder monatlichen Einkauf umsonst mitnehmen konnte, zum Thema «Frau am Steuer»

oder auch «Frau und – unsolidarische – beste Freundin», um nur zwei Kategorien zu nennen, sind nicht einfach nur geschmacklos. Sie müssen vielmehr als zutiefst politische Witze angesehen werden, in denen die Geschlechterverhältnisse der Vorkriegszeit mit der Waffe des Witzes wiederhergestellt werden sollten.

Wie war es den gesellschaftlichen Meinungsträgern möglich, den Beitrag der Generation der Trümmerfrauen und von deren Kindern zum Wiederaufbau der deutschen Gesellschaft, wenn er schon nicht geleugnet werden konnte, dann doch als einen allein auf die unmittelbaren Nachkriegsjahre begrenzten darzustellen? Auf diese Frage gibt es zahlreiche Antworten. Wir möchten hier nur den Grund nennen, der besonders selten erkannt wird. Dieser Grund liegt in der spezifischen Eigenart der als «weiblich» definierten Hausarbeit selbst. Diese Arbeit wird von Frauen häufig mit Hilfe von Gegenständen verrichtet, die von Männern erfunden, entworfen oder angefertigt werden, zum Teil sogar von namentlich bekannten. In der Nachkriegszeit handelte es sich dabei zum Beispiel um aus Stahlhelmen gefertigte Kochtöpfe. Die Namen der Frauen, die in den so gefertigten Kochtöpfen Gerichte wie Kartoffelschalensuppe oder falsche Leberwurst gekocht und die auf Bollerwagen oder in Koffern zentnerweise Kohlen, Holz oder Kartoffeln «organisiert» haben, sind uns meistens nicht bekannt. Solche von Frauen unentgeltlich hergestellten Güter und erbrachten Dienstleistungen sind wichtige Beiträge zu unserer Volkswirtschaft, obwohl sie als solche meist nicht wahrgenommen und nicht anerkannt werden. Dies liegt unter anderem daran, dass sie immer wieder schnell verbraucht werden und neu hergestellt werden müssen. Man muss daher genau hinsehen und nachdenken, um nicht allein in Gegenständen selbst, sondern auch in den Spuren ihrer Benutzung und Abnutzung die von Frauen produzierten Güter und zur Verfügung gestellten Dienstleistungen zu entdecken. Wie haben wir uns dies nun im Einzelnen für die Nachkriegszeit vorzustellen?

Von den vier genannten überlebenswichtigen Bereichen «weiblicher» Reproduktionsarbeit war der der Ernährung – d.h. der Nahrungsmittelbeschaffung und -herstellung – wohl der

Wichtigste. Dazu gehörten stundenlanges – und häufig erfolgloses – Schlangestehen, die berühmten «Hamsterfahrten» aufs Land, das «Stoppeln», d.h. das Ausgraben von bei der Ernte übrig gebliebenen Kartoffeln, das Ährenlesen, das «Organisieren», d.h. das Stehlen von Kartoffeln und anderen Lebensmitteln sowie Brennstoff, aber auch das Tauschen von vorhandenen oder angefertigten Gütern gegen schwer zu beschaffende oder zusätzlich benötigte Lebensmittel auf dem Schwarzmarkt. Dazu gehörten zudem das Sammeln von Brennesseln und Löwenzahn als Gemüseersatz und das Einwecken von Obst. Darüber hinaus wurden Ersatzlebensmittel, z.B. Kaffee aus Getreide und Zichorien und Not-Kochrezepte, wie für sog. Kriegskuchen, erfunden oder wieder entdeckt. Besonders schwierig war das Einteilen von Rationen, um hungrige Ehemänner und Kinder davon abzuhalten, Lebensmittel, die eine ganze Woche halten sollten, vor Hunger auf einmal aufzuessen.

Die Beschaffung von Brennstoff und Heizmaterial war von der Nahrungsmittelbeschaffung nicht zu trennen; denn ohne Brennstoff konnte nicht gekocht werden. Das Sammeln von Ästen in Wiesen und Wäldern oder – oft unter Lebensgefahr – von Trümmerholz in zerbombten Häusern, aber auch das illegale Fällen von Bäumen oder das Stehlen von Kohle waren gang und gäbe. Manche Frauen schleppten gehamsterte Kohle in Koffern nach Hause, «und unter den Koffern waren keine Rollen», wie Frau V. sich erinnert. Dass es in Deutschland in dem allen Zeitzeugen als schrecklich in Erinnerung gebliebenen Winter 1946/47 nicht noch mehr Hunger- und Kältetote gab, ist dieser von vorwiegend Frauen und Kindern geleisteten Schwerstarbeit zu verdanken.

Die Beschaffung und Nutzbarmachung von Wohnraum und Hausrat sowie von Kleidung waren ebenfalls überlebenswichtig. Es ist unmittelbar einsichtig, dass Wohnanlagen von Schutt freigeräumt, Kochgeschirr hergestellt und Kleidungsstücke umgenäht und gefärbt werden mussten, damit die Nachkriegsfamilien *physisch* überleben konnten. Welche Anforderungen jedoch besonders der Mangel von Wohnraum, aber auch der allgemeine Mangel, an die *psychische* Überlebensfähigkeit der Nachkriegsfamilien stellte, bedarf in unseren Wohlstandszeiten genauerer

Überlegung und besonderen Einfühlungsvermögens. Zunächst müssen wir uns klar machen, dass es für Ausgebombte, Flüchtlinge und Vertriebene darum ging, überhaupt ein Dach über dem Kopf zu haben. Das war einerseits nötig, um nicht ungeschützt Kälte und Nässe ausgesetzt zu sein. Es war zugleich aber wichtig, um in einer sesshaften Gesellschaft ein Minimum an sozialer Anerkennung zu finden. Nichtsesshafte waren schon im Deutschen Kaiserreich und zuvor in die Nähe von Kriminellen gerückt worden. Die Verfolgung der Sinti und Roma durch die Nationalsozialisten hatte solche Vorstellungen noch verstärkt. Daher erlebten auch viele Flüchtlinge und Vertriebene kein Mitleid, sondern begegneten stattdessen Misstrauen gegenüber dem «Gesocks aus dem Osten», solange sie in Lagern und Behelfsheimen lebten oder zwangsweise in Wohnungen eingewiesen wurden.

Wir müssen uns ausserdem vorzustellen versuchen, dass das Zusammenleben mehrerer Erwachsener und Kinder in einem Raum und oft ohne genügend Betten schon unter normalen Versorgungsbedingungen zu Spannungen führt. Im Falle der Nachkriegsfamilien kam hinzu, dass Ehemänner und Väter in zahlreichen Fällen physisch und/oder psychisch versehrt zurückkehrten. Viele hatten ihre Frauen und Kinder jahrelang nicht gesehen und waren mit der Mangelsituation zu Hause nicht vertraut. Sie konnten sich oft nur schwer in die neuen Familiengruppen aus mehreren Verwandten hineinfinden. Sie empfanden zudem die neue Selbstständigkeit ihrer Frauen und Kinder sowie die eigene Unfähigkeit, ihre Familien zu ernähren, als Bedrohung. In den Erzählungen vieler Frauen und Kinder, aber auch Männer, werden die daraus resultierenden Spannungen und Auseinandersetzungen oft als schlimmere Belastung dargestellt als die physische Schwerstarbeit, die die Betroffenen leisten mussten. Daher endeten auch in der unmittelbaren Nachkriegszeit für die damalige Zeit ungewöhnlich viele Ehen in Scheidung.

Es muss aber betont werden, dass es auch viel Solidarität zwischen Frauen und Männern gab und dass zahlreiche Männer ihre Frauen und ihre Familien tatkräftig unterstützten. Manche Arbeiten wurden von Frauen *und* Männern ausgeführt. So ham-

sterten auch Männer, «organisierten» (= *stahlen*), tauschten und schlachteten schwarz. Es gab aber auch charakteristische Arbeitsteilungen: Frauen z.B. nähten, Männer fertigten Schuhe an. Frauen kochten, Männer stellten die dafür nötigen Gerätschaften her, manchmal sogar Mühlsteine. Frauen verarbeiteten Rüben zu Rübenkraut, Männer brannten mit Rübensirup Schnaps. Und wenn es offiziell oder inoffiziell etwas zu verteilen gab, dann waren es auf Grund der traditionellen Rollenzuweisungen fast ausnahmslos Männer, die diese Aufgabe übernahmen.

So wie das Geschlechterverhältnis waren auch alle anderen menschlichen Beziehungen in der Nachkriegszeit geprägt von einem Nebeneinander von Solidarität und Rivalität. Manche Menschen halfen einander beim Stehlen oder Schwarzschlachten, andere zeigten jemanden dafür an. Manche teilten miteinander oder versuchten, das bisschen, was es gab, so gerecht wie möglich zu verteilen. Andere waren nicht bereit, von ihren Vorräten etwas abzugeben oder kämpften, zur Not mit Mistgabeln, um das Wenige, das vorhanden war. Wieder andere nutzten Notlagen schamlos aus. Alle aber wanderten auf dem Grat zwischen Legalität und Illegalität; denn kaum jemand konnte überleben, ohne zu stehlen. «Man war», wie Herr N. sagt, «mit den Gesetzen immer so hart auf Konfrontationskurs.» Da diese Notlage unübersehbar war, drückten die alliierten wie die deutschen Behörden oft ein Auge zu. Der Kölner Kardinal Joseph Frings gab sogar in einer Predigt eine Art Generalpardon für das Stehlen von Kohlen. Daraufhin wurden viele Arten des «Organisierens» im Volksmund als «Fringsen»* bezeichnet.

Doch wurden auch Menschen für Kleindiebstahl bestraft, und zwar manchmal auf heute unverständlich drakonische Weise. Was sich zum Beispiel ein Richter dabei gedacht haben mag, eine Frau, die für ihre beiden Kinder Kartoffeln gestohlen hatte, vier Wochen lang mit ihrem neugeborenen Baby ins Gefängnis zu schicken, entzieht sich wohl der Vorstellungskraft der meisten von uns. Andererseits ist verständlich, dass es auch und gerade in der Nachkriegszeit nötig war, Regeln für das menschliche Miteinander zu finden, damit dieses nicht in ein blosses Gegeneinander ausartete. Die Buchstaben des Gesetzes konnten damals viele Menschen aus Not nicht befolgen. Es verdient aber

Respekt, dass viele von ihnen an ungeschriebenen Gesetzen festhielten oder sich wieder auf solche besannen. «Es war ein ungeschriebenes Gesetz», berichtet zum Beispiel Frau C.: «Man geht nicht in Nachbars Garten.» Und Herr T. liess sich beim Verteilen von Lebensmitteln vorrangig von Fragen der Bedürftigkeit leiten.

Alle Texte in diesem Kapitel zeugen von einer Mangel- und Notsituation, die sich viele jüngere Menschen in Deutschland heute kaum vorstellen können. Dennoch fällt auf, dass in vielen Interviews die «schlechte Zeit» nachträglich als «eine tolle Zeit» geschildert wird. Die Erzählungen sind häufig anekdotisch und gehen weniger auf Not und Leid als auf deren Überwindung ein. Der Stolz darauf, dass und wie «man es geschafft hat», ist deutlich zu spüren. Auch sind die Erzählungen sich insgesamt ähnlicher als die über die Kriegszeit. Zahlreiche Zeitzeuginnen und Zeitzeugen erinnern sich zum Beispiel daran, wie sie zum ersten Mal schwarze Amerikaner gesehen haben. Viele berichten davon, wie amerikanische Soldaten der deutschen Zivilbevölkerung, aber vor allem Kindern, Lebensmittelrationen sowie Orangen und Kaugummi schenkten. Andere erzählen vom schlechten Geschmack des aus den U.S.A. eingeführten Maismehls, erinnern sich an den Geruch von Rübenkraut, an das illegale Schnapsbrennen oder an das Schwarzschlachten. Auch die Anekdoten über die Entnazifizierung¹ «von unten» gehören in diesen Zusammenhang. Wie können wir uns den eher leichten Ton dieser Geschichten erklären?

Unsere Zeitzeugen gehören derjenigen Generation an, die das sog. Wirtschaftswunder im ehemaligen Westdeutschland erlebt hat und die jetzt dank ihrer Renten ein vergleichsweise gutes Auskommen geniesst. Aus dieser Perspektive heraus können die unmittelbaren Nachkriegsjahre offensichtlich zum Anfang der eigenen Erfolgsgeschichte werden. Die Grundzüge dieser Erfolgsgeschichte wurden von führenden Politikern und Meinungsträgern der 50-er und 60-er Jahre «vorgeschrieben»: Begriffe wie «Stunde Null» und «Wirtschaftswunder», aber auch der berühmte Slogan «Wir sind wieder wer!» waren Schlüsselbegriffe dieser offiziellen Deutung der Nachkriegsjahre. Sie dienten dazu, eine Mehrheit der bundesdeutschen Gesellschaft

auf den Wiederaufbau einzuschwören, obwohl dieser weiten Teilen der deutschen Gesellschaft grosse wirtschaftliche Opfer abverlangte. Da dieses politische Programm im Grossen und Ganzen erfolgreich verlief – und zwar sowohl für einzelne Menschen als auch für die westdeutsche Gesellschaft insgesamt – können ganz offensichtlich individuelle Erinnerungen an die Nachkriegszeit leicht in Übereinstimmung mit den offiziellen Rahmenerzählungen für den Wiederaufbau gebracht werden. Daher kann in den meisten Erinnerungen die Nachkriegszeit trotz des damals herrschenden Elends tatsächlich als «Neubeginn» gedeutet werden. Die Vergangenheit steht – entgegen einer weit verbreiteten Meinung – eben nicht «fest», sondern kann im Nachhinein aus der Perspektive der sich verändernden Gegenwart heraus umgeschrieben oder neu geschrieben werden.

Das gilt auch für die Aspekte, die unsere Zeitzeugen aus der Geschichte des nahezu legendären «Neubeginns» der Nachkriegszeit ausnehmen, nämlich diejenigen, die mit – angeblicher

–
Chancengleichheit zu tun haben. Im Hinblick auf die «schlechte Zeit» sind sich alle Interviewten darüber einig, dass sich «im Wesentlichen [...] eigentlich nur der [hat] über Wasser halten können, der wenigstens etwas konnte» oder etwas zu tauschen hatte. Doch wird von dieser Art der Ungleichheit relativ gleichmütig berichtet. Die Geschichte der Währungsreform* dagegen hat bei fast allen Zeitzeugen Unbehagen hinterlassen. So erinnern sich die Interviewten daran, dass manch einer kurz vor der Währungsreform* noch rasch hohe Schulden in der alten Reichsmark beglich, die danach nichts mehr wert war und sich so finanziell sanierte, während andere all ihre Sparguthaben verloren. Sie berichten ebenfalls von Kaufleuten, die kurz vor der Währungsreform* ihre Waren horteten, um diese dann zu überhöhten Preisen zu verkaufen. Auch wissen sie ganz genau, dass nicht jeder mit den berühmten «vierzig Mark» von vorne anfangen musste, sondern dass es Leute gab, «z.B. die Fabrikanten, die hatten natürlich mehr wie die anderen». «Irgendwie war da Betrug drin in der ganzen Angelegenheit», fasst Frau V. all diese Eindrücke zusammen. Offensichtlich haben die mit der Währungsreform* geschaffenen unterschiedlichen Startvorausset-

zungen in viel stärkerem Masse unguete Gefühle bei den Zeitzeugen hinterlassen als die zuvor herrschende wirtschaftliche Ungleichheit sowie die offen thematisierte Rivalität der «schlechten Zeit».

In den Interviews entdeckt man dafür mehrere Gründe. Zum einen wurde die Ungleichheit in der «schlechten Zeit» als Folge des «Zusammenbruchs» gesehen, der in den Schilderungen vieler Zeitzeuginnen und Zeitzeugen eher den Charakter einer Naturkatastrophe hatte als den eines von Menschen herbeigeführten Unglücks. Zwar hatte man mit ganz konkreten Besatzungstruppen oder auch einzelnen Soldaten zu tun, aber was genau geschah, war nicht absehbar. So konnte es durchaus vorkommen, dass auch die gefürchteten russischen Soldaten Kindern Schokolade schenkten oder dass ein Offizier Bitten zugänglich war und ein junges Mädchen nicht vergewaltigte. Und während es in der Nachkriegszeit viel Rivalität gab, wurde diese häufig durch die ebenfalls erfahrene Solidarität, wenn nicht ausgeglichen, so doch zumindest relativiert. So waren Krieg und Zusammenbruch einerseits Phasen, in denen der «Zufall» oder das «Schicksal» eine Rolle spielten: Selbst in jenen Zeiten konnte man «Glück» haben. Andererseits hing in der Nachkriegszeit vieles von der eigenen Findigkeit und Phantasie ab. Damit hatte man in einem gewissen Masse sein eigenes Geschick mit in der Hand.

Es gehört zu der oft beschworenen Ironie der Geschichte, dass sich mit dem Übergang zu geordneteren Verhältnissen nicht nur neue Möglichkeiten eröffneten, sondern gleichzeitig Spielräume eingeschränkt wurden. Am deutlichsten und unmittelbarsten zeigte sich dieser Sachverhalt darin, dass «einen Tag nach der Währungsreform* [...] die Schaufenster voll» waren. «Aber da hatte man», erläutert Frau D., «60 Mark (40) in der Tasche. [...] Ein Paar Schuhe kostete 40 Mark, dann können Sie nicht für 40 Mark Schuhe kaufen.» Mehr als diese Form der unübersehbaren sozialen Ungleichheit scheint aber eine andere bei unseren Zeitzeugen Narben hinterlassen zu haben. Auffällig viele von ihnen thematisieren die fehlende Gleichheit von (Aus-)Bildungschancen, die aus der Kombination von Kriegsfolgen, unterschiedlicher sozialer Herkunft und des damals erforderlichen Schulgeldes resultierte.

Auch die ungewöhnlich schwere Arbeitsbelastung derjenigen, die damals Kinder und Jugendliche waren, sowie deren eingeschränkte Spielmöglichkeiten werden angesprochen, doch werden diese als weniger belastend als die verlorenen Schuljahre angesehen. So war es Frau A. gewohnt, im Alter von acht Jahren zusammen mit anderen Kindern durch die Ruinen von Berlin zu streifen: «Dann hing mal hier ein Mensch oder da jemand, der sich aufgehängt hat inzwischen. Das hat man alles so miterlebt. Ich meine, das hat man dann auch nachher nicht mehr so schrecklich empfunden, das war normal, so was.» Frau C. spielte zusammen mit ihren Brüdern mit Geschützen und Handgranaten, andere hatten als Spielzeug nur das, was ihnen ältere Geschwister oder Verwandte aus Streichholzschachteln und Stoffresten gebastelt hatten. Der Grundzug all dieser Erzählungen ist aber im Grossen und Ganzen der, dass es einem genauso gegangen sei wie vielen anderen, man sei «keine Ausnahme gewesen». Ähnlich wird die Arbeitsbelastung der Kinder und Jugendlichen dargestellt, ob diese nun Tierfutter suchen und Tiere hüten mussten, beim Sammeln und Konservieren von Obst und Gemüse halfen oder beim Ausgraben von Baumwurzeln mit anfassern mussten. «Musste jeder seinen Teil dazu tun, eben auch die Kinder», kommentiert Frau I. die damalige Situation. Und Frau J. erinnert sich zwar an die sehr harte Arbeit, aber auch daran, dass es gleichzeitig «auch was Schönes gab».

Die Geschichten über Schulbesuch, Lehrzeit und Studium klingen anders. Zwar betonen einige unserer Interviewpartnerinnen und -partner, welches Erlebnis es war, ihren Bildungshunger zu befriedigen und wie schön ihre Lehrzeit war. Doch beklagen viele von ihnen die Tatsache, dass ihnen wichtige Ausbildungsjahre wegen der nationalsozialistischen Lehrpläne sowie auf Grund der Kriegsverhältnisse fehlen. Viele Kinder konnten bei Kriegsende weder richtig schreiben und lesen, noch hatten bzw. beherrschten sie Grundlagen im Rechnen. Andere wurden wegen der Kriegsverhältnisse nach nur sieben Schuljahren oder kurz vor dem Abitur vorzeitig aus der Schule entlassen. Die Älteren unter ihnen hatten, wie Frau I. bemerkt, «viel nutzloses Zeug» gelernt. «Zum Beispiel diese ganzen Hitlerreden, über die wir Aufsätze schreiben mussten, die ganzen Soldatenlieder,

die wir kennen. Es ist alles nutzloses Zeug. Das braucht man nicht. Und diese Sachen, denke ich, sind vertane Zeit. Die hätte ich besser gebrauchen können für andere Sachen.» Besonders betont wird auch in mehreren Texten, dass Flüchtlingskinder in der Schule benachteiligt waren und auch von Gleichaltrigen sozial ausgegrenzt wurden oder aber, dass die Eltern nach dem Krieg das Schulgeld für eine weiterführende Schule nicht aufbringen konnten. Solche Erfahrungen werden als «Bruch» in der eigenen Lebensgeschichte, als fehlende Möglichkeiten gedeutet, die von lebenslanger Konsequenz waren.

Wir müssen davon ausgehen, dass solche Deutungen in den meisten Fällen nicht schon bereits in der Kindheit, sondern später erfolgten. In ihnen dürften sich nicht zuletzt die Debatten um die «Chancengleichheit» niedergeschlagen haben, die in den 60-er und 70-er Jahren im Zusammenhang mit der Bildungsreform stattgefunden haben. Aller Wahrscheinlichkeit nach haben wir es hier mit einer nachträglichen Korrektur, einer Art «Umerzählung» der eigenen Lebensgeschichte aus der Perspektive der Bundesrepublik zurzeit der sozialliberalen Regierungen zu tun (1969-1982). Dass das Thema «Ausbildung» so intensiv behandelt wurde, mag aber auch an der Interviewsituation gelegen haben. Denn es wird ja nicht zu jedem Zeitpunkt alles und auch nicht immer dasselbe erzählt. Es ist anzunehmen, dass es nicht ohne Einfluss auf die Erzählungen der Interviewten geblieben ist, dass ihnen eine Frau gegenüber sass, die auf Grund ihres Geburtsjahrs viele derjenigen Chancen gehabt hatte, die ihnen versagt geblieben waren. Wir mögen zwar unser Leben selbst in der Hand haben, aber gewiss nicht vollständig: Die soziale Schicht, das Geschlecht, aber auch die Zeitumstände, in die wir hineingeboren werden, geben uns einen Rahmen vor, innerhalb dessen wir unser Leben leben müssen, während wir gleichzeitig unsere *Lebens-Geschichten* entwickeln.

3.1 Not-Wendigkeiten

3.1.1 Essen

Frau A. (1938): Wir gehen jetzt früh zu Bett, damit wir den Hunger überwinden.

Da waren die Erwachsenen unterwegs, auch nach ausserhalb von Berlin, um irgendwo vom Land Essen zu organisieren. Aber irgendwie haben wir wohl immer etwas gehabt. Ich meine, wir haben auch schon mal versucht, Kartoffelschalen, die andere weggeschmissen haben, zu sammeln und da eine Suppe von zu kochen. [Als Kind habe ich geholfen,] soweit das möglich war. In der Grossstadt ist das alles sehr, sehr viel schlechter, als wenn man irgendwo auf dem Land oder in ländlicher Gegend lebte [...] Und als wir hier (*in 'Wülfrath*) angekommen waren, da hiess es: «Wir gehen jetzt früh zu Bett, damit wir den Hunger überwinden.»

Frau K. (1925): Man machte ja alles, bloss um zu essen.

Und in der Nachkriegszeit war es denn so schlimm, da habe ich mal ein Brot gekauft. Da war ich schon im Atelier in der Lehre [als *Modell-Schneiderin*], und da hatte ich eine Kollegin, die konnte Brot besorgen. Wie teuer war das? Waren es 50 Mark? Glaube, ja. Und mein Vater gab mir die 50 Mark und sagte: «Kauf das Brot!» Ich das Brot gekauft. Das war so lang, hatte eine phantastische Kruste. Und als ich abends nach Hause kam, hatte ich nur noch so ein (*kleines*) Stück. Habe ich aufgegessen. Habe ich mich so geschämt. Und mein Vater hat nix gesagt. Er hat gesagt: «Wenn du Hunger hast ..., du hast es ja gegessen.» Dann war mein grösster Wunsch während der Kriegszeit, auch wenn es das nicht gab, von einem frisch gebackenen Brot oben die Kruste wegzunehmen und dick mit Butter auszufüllen und das zu essen. Das war mein grösster Wunsch. Aber dieses Brot, dass ich das gegessen habe, da schäme ich mich heute noch. Das war ein richtiges, schön gebackenes Graubrot, ein Kastenbrot, ich sehe es noch vor mir. «Ach», denke ich, «eine Scheibe ...»

Und nur noch so ein (*kleines*) Stück brachte ich heim. [...] Und dann diese Kriegskuchen! [...] Da gab es ja nachher die tollsten Versionen. Da gab es ja reine Spezialisten. Man war ja erfindetisch. Man machte ja alles, bloss um zu essen.

Griesstorten haben wir gebacken. Die sind leider nie hochgegangen, waren immer so schwer. Kaffeekuchen war das Tollste, so von diesen normalen, wie Lindes Kaffee so ungefähr (*Kaffee aus Getreide und Zichorien*), diese Mischungen. Es war ja kein Bohnenkaffee. Das wurde als Mehl verwandt. Und wenn man da so ein bisschen Fett drin hatte und ein bisschen Süsstoff und noch ein bisschen Pudding kochen konnte, und das aufschneiden und Vanillepudding rein ... Und ach, das Tollste war ja, wenn einer noch eine Zuckerglasur drüber machte! Dann war es ja nun schon fürstlich.

Oder die falsche Leberwurst! Haben wir auch gemacht: Hefe zerlassen, Majoran rein, Gewürze waren ja auch schwer zu kriegen, noch ein bisschen anderes Gewürz, und aufs Brot gestrichen. Ja, es gab die tollsten Sachen, die wir gemacht haben, und aus Maismehl, wir im Osten ja nicht, das bekam ja nur der Westen. Wir haben sie ja glühendst beneidet um dieses Maismehl, aber das war ja auch was ganz Schlimmes nachher. Es stopfte ja so fürchterlich.

Herr L (1940): Pudding war Mais, Kartoffeln war Mais, alles war Mais: Alles schmeckte gleich und hatte alles keinen Geschmack.

Meine Mutter hat sich immer furchtbare Gedanken gemacht, wie ich was zu essen kriegen würde. [...] Bei uns gab es in der letzten Kriegszeit und auch nach dem Krieg ständig Mais, gelben Mais. Alles war Mais. Ist mir lange nachgelaufen. Pudding war Mais, Kartoffeln war Mais, alles war Mais: Alles schmeckte gleich und hatte alles keinen Geschmack. Das wurde bei uns ständig gegessen. [...]

Meine Mutter hat immer Angst gehabt, keine Nahrung zusammenzukriegen, für mich zum Beispiel. Das ist mir immer hängen geblieben, weil es gab so Situationen, die haben sich dann später immer nur in Lachen aufgelöst: Es gab ja am Ende

*Wohlschmeckende und
nahrhafte Gebäcke
bereiten Sie sparsam
mit Hilfe der
„Zeitgemäßen Rezepte“
von Dr. Oetker!*



*Verlangen Sie das neueste Rezeptblatt
kostenlos von Dr. August Oetker, Bielefeld.*

«Zeitgemässe Rezepte» in der Nachkriegszeit, Anzeige von 1947
(Fotoarchiv: Niederbergisches Museum)

nur noch Essen gegen Marken, und das war ja nun nicht besonders viel. Und meine Mutter hatte auf diese Marken die Ration Wurst für 14 Tage geholt. Und da gab es ja nur alles scheibenweise für eine Erwachsene und ein Kind. Die hat die geholt, die lag auf dem Tisch, und dann schellt es bei uns. Es gab keinen Drücker, meine Mutter musste also vom dritten Stock unten aufmachen. Und als sie 'raufkam, hatte ich die Wurst gegessen. Alles! Und ich hatte furchtbare Angst, dass mir meine Mutter nun was tun würde. Und meine Mutter kam dann rauf, und hat gesagt: «Kind, wo ist denn die Wurst?» Und dann habe ich wohl zuerst gar nix gesagt und dann: «Du kannst doch nicht die ganze Wurst gegessen haben! Ist die Wurst für 14 Tage!» Ja, und dann habe ich die Schublade aufgezo-gen, da lag noch eine Scheibe Blutwurst und dann habe ich wohl gesagt: «Hier Mama, schwarze Wurst, die mecken nicht!» Schwarze Wurst, die schmeckt nicht. Alle andere Wurst hatte ich ja gegessen. Weil, ich hatte wirklich Hunger. Also für meine Mutter, Essen nicht zusammenkriegen, war immer Horror.

Frau V. (1928): Und die Quäkerspeisung in den Schulen gab es nur bis vierzehn.

Hier in Wülfrath, da ist der Krieg ja ziemlich an den Menschen vorbeigegangen. Die haben immer, wie ich aus den ganzen Gesprächen hörte, zu essen gehabt. Während wir essensmässig ganz down waren. Wir sind sehr heimgesucht worden von Angriffen. Hier [gab es] natürlich auch Einzelschicksale. Aber so wie unsere Stadt (*Wuppertal*) zerstört war, war das hier nicht.

Da habe ich noch ein Erlebnis in der Schule: Wir waren ja damals schon über vierzehn. Und die Quäkerspeisung* in den Schulen gab es nur bis vierzehn. Wir kriegten ja Quäkerspeisung*, also Erbsmehlsuppe. Es wurden richtig so grosse Behälter angeliefert mit Erbsensuppe oder Biskuitsuppe. Das wurde von Quäkern organisiert. Das war eine Spende aus Amerika. Und das war festgelegt, dass bis zu Vierzehnjährige das kriegen durften. Nur Kinder.

Und wir, die Alteren, uns hing der Magen ja auch, wir durften das verteilen. Wir durften das ausgeben, und wir durften

noch nicht mal probieren. Also das war für uns das Schlimmste. Dann haben wir schon mal so einen Finger genommen und geleckt. Mein Gott, man war auch nur ein Kind! Hunger hatte man doch auch. Dann haben wir einen Leserbrief in der Zeitung gemacht. Und der wurde auch noch gebracht. Und unser Klassenlehrer, der hat uns nachher fertig gemacht. Das werde ich nie vergessen. Bei dem hatten wir Französisch. Da war die beste Zensur nur eine Fünf, so eine Wut hat der gehabt. Der hat uns kurz und klein gemacht, weil er so wütend war, dass wir das gewagt hatten, das anzugreifen. Vor allen Dingen, weil wir ihn nicht gefragt hatten, dass wir direkt an die Zeitung gegangen sind. Und wir haben gesagt: «Ihr hättet uns ja auch nicht helfen können. Aber die grosse Masse, die bringt es ja doch eher.» Wenn wir das ihm gesagt hätten, wäre auch nichts gewesen. Und den Erfolg hatten wir ja mit unserer Französischarbeit.

Sonst gab es keine Reaktion auf den Leserbrief, gar nicht. Es hat sich nichts getan. Wir kriegten nachher nur so mal den Hinweis, wir dürften die Töpfe auskratzen. Das haben wir vorher auch schon gemacht. Aber trotzdem, wir waren über dieses Gesetz so empört. Bei uns wehrte sich was dagegen. Dann hätte man auch andere Leute das ausschenken lassen sollen. Aber nicht diese aufwachsenden Kinder. Wir waren doch noch Kinder. Man hatte auch Hunger. Und dann die Maisbrötchen, konnte man sich den Kopp mit einschlagen. [...]

Meine Tante, die arbeitete in einer Werksküche. Und die kriegte dann immer die Knochen von der Suppe. Was meinen Sie, wie wir die Knochen noch ausgekocht haben? [...] Vierzehn Tage oder drei Wochen wurden dann die Knochen noch ausgekocht und Essen draus gemacht. Aber vorher wurde, wenn die Brühe kalt war, das Fett abgehoben, damit man Fett hatte zum Fetten.

[Aus Brennesseln] haben wir Salat gemacht. Durften nur nicht zu alt sein, die Brennesselblätter. Denn sonst kamen sie anschliessend nicht von der Toilette runter. Alles Erfahrungssache. Und die Onkel haben Tabak selbst gezogen und gemacht im Garten. Da wurde ja nur noch allgemein angepflanzt. Da gab es kaum noch Blumen. Dadurch, dass meine Verwandten im Ruhrgebiet waren, konnte ich mal hinfahren und ein bisschen Gemüse holen oder ein paar Apfel oder so. [...]

Man war immer unterwegs. Not macht erfinderisch. «In Dornap (*damals noch Wülfrath, seit 1975 Wuppertal*) gibt es noch Zucker.» Ab nach Dornap, Marken einlösen. Dann hiess es immer: «Weisst Du was Neues? Da gibt es das und das.» Das war immer eine stille Propaganda. Dann hin, und wenn man Glück hatte, dann kriegte man noch was. Man war immer auf der Jagd und immer Ohren gespitzt, dass man was hörte. Das war eine tolle Zeit.

Frau I. (1933): Ohne Kartoffeln wäre man zu der Zeit ganz arm dran gewesen.

Also dass wir in Rohdenhaus (*Ortsteil von Wülfrath*) gehungert hätten, gehungert haben wir nicht. Aber es kamen dann die Leute aus Wuppertal, aus dem Ruhrgebiet, die haben sogar die Kartoffelschalen mitgenommen und haben das durchgedreht für den Rest, der da noch raus kam. Also die Schalen wurden zurückgelassen, und dieses kleine bisschen Kartoffelzeug haben die dann noch gegessen. Also die Zeit war sehr, sehr schlecht. Und es gab ja ganz scheussliches Brot aus so muffigem Maismehl, das zerbröselte ja so. Und das ist irgendwie ein Geruch, den ich nie vergesse, dieses muffige Maisbrot und Rübenkraut. [...]

Man hatte ja wenig Brennmaterial, und in Rohdenhaus waren ja die Ringöfen von den Kalkwerken. Da zog man jetzt mit diesem Rübensaft in die Ringöfen, hat dieses Feuerloch aufgemacht, wo der Kalk gebrannt wurde, und auf diesen Feuerlöchern hat man dann das Rübenkraut gekocht, bis es Sirup war, und dann mit mehreren Familien zusammen. [...] Aber diese Kombination Rübenkraut und Maisbrot, das war ein scheusslicher Geruch. Und deshalb heute ..., ich habe mal versucht, Polenta zu essen, also ich kann es nicht essen. [...] Aber satt sind wir immer geworden, wenn wir auch nicht das gegessen haben, was wir gerne wollten. Ich wüsste nicht, dass wir mal hungrig ins Bett gegangen sind. Wir hatten nur sehr schlechtes Brot. Doch bei den Verwandten und Bekannten in Essen, da gab es schon nach dem Krieg sehr gutes Brot für die Bergleute. Und da haben wir die Brotmarken zusammengespart, fuhren nach Es-

sen, und dann haben uns die Bekannten richtiges Brot besorgt. Dann bekamen wir immer zwei Brote. [...]

Ohne Kartoffeln wäre man zu der Zeit ganz arm dran gewesen. Man ass ja Kartoffeln zu Mittag, man ass Kartoffeln zum Abendbrot. Und wenn nicht anders, dann wurde das mit ein bisschen Kaffee gebraten in der Pfanne, nur damit sie nicht gleich anbrennen. Weil kein Fett da war, kam da ein bisschen Kaffee rein, Malzkaffee. Anderen Kaffee gab es ja auch nicht. [...]

[Fleisch gab es ganz selten,] wenn der Vater was geschlachtet hat, ein Kaninchen oder ein Huhn. Er hatte auch Tauben. Tauben kamen dann schon mal eher auf den Tisch, weil die ja dann zu alt werden. Da gab es schon mal eine Suppe davon. Und die Mutter hat auch von Kaninchenfleisch Leberwurst gemacht. Da sind so manche Sachen, die dann so früher gemacht wurden, die man heute vermutlich auch noch essen würde, die gar nicht so schlecht waren. Ich weiss noch, diese Kaninchenleberwurst hat sehr gut geschmeckt. Das wurde alles noch lange gemacht. Ich ging schon tanzen. [Da] hat man natürlich kein Geld gehabt, da irgendwas zu kaufen. Da nahm man ein Kaninchenleberwurstbutterbrot mit. Ass man denn in den Pausen. [...] Das war schon 1949.

Frau C. (1931): Immer, wenn ich heute dunkles Brot sehe, dann knirscht es unwillkürlich.

Wir hatten keine Not. Wir hatten ganz viel Gartenland, und natürlich sind wir auf die Felder gegangen. Wir haben alles kriegen können, wenn wir uns arg drum bemühten. Wir sind Ähren sammeln gegangen, viele, viele Tage. Ich bin mehrere Jahre an meinem Geburtstag, es ist der 31. Juli, dann wurden gerade die Felder geschnitten, von morgens bis abends auf dem Feld gewesen, Ähren gesammelt. Abends musste man mit Gewalt seinen Rücken, auch als so junges Ding, gerade biegen. Oder wir haben zusätzlich Kartoffeln gestoppelt. Da hat man sich so ein Stück vorgenommen und hat da gehackt, für die Schweine. [...] Man bekam es ja so nicht. Und für Geld gab keiner Kartoffeln raus. Man musste ja was tauschen. Und da wir arme Leute waren,

hatten wir nichts zu tauschen. Wir hatten wohl unseren Schnaps. Aber Schnaps bekamen die Bauern so und so genug, wenn sie nicht zum Teil selbst gebrannt hatten. Die waren an Schmuck interessiert, die waren an Teppichen interessiert, die waren an hochwertiger Kleidung und Pelz oder so was interessiert. Das hatten wir nicht. Also mussten wir hart dafür arbeiten. Das haben wir getan. [...]

Dann bekam mein Vater einen Mühlstein geschenkt, das heisst, das obere Teil bekam er geschenkt. Ihm fehlte jetzt für eine Mühle der untere Stein. Den hat er dann aus Zement selber gemacht. Fein, so im Bogen die Rillen rein, tagelang hat er da mit dem Meissel gehämmert. Alles tüchtig abgestaubt und abgepinselt, sauber gemacht. Und dann [gemahlen], das klappte wunderbar. Immer, wenn ich heute dunkles Brot sehe, dann knirscht es unwillkürlich. Der Mühlstein ist aus einem bestimmten Stein, aus Granit oder so, gehauen. Der gibt ja nichts ab an Abrieb, aber dieser Zement rieb immer ab. Mein Vater hatte schon so Siebe, die er so zurechtgerichtet hatte, dass die schräg standen. Eine bestimmte Schräge ergab eine bestimmte Feinheit, bis zu hauchfeinem Mehl. Den Gries haben wir später nicht gern gegessen. In dem Griess, dem Rest aus dem Topf, da war immer der Sand drin. Es wurde gerührt, und dann konnten wir schlecht sitzen (*der Sand verursachte Wundsein*). Bis wir wussten, im dicksten Griess ist alles nach unten. [...]

[Mein Vater] war so ein Allroundkünstler, der hatte eine wunderbare Presse gebaut, um die Zuckerrüben zu pressen und Zuckerrübenkraut zu kochen. Wir hatten noch die Gulaschkanne von dem Tross (*einquartierte deutsche Soldaten gegen Kriegsende*), der sich bei uns aufgelöst hat. Das war ein riesengrosser Glücksfall. Ich möchte wetten, dieser Kessel ist jetzt immer noch in der Wohnung, wo die Eltern gewohnt haben. Als Waschkessel haben wir den später mehr genutzt, weil der schneller angeheizt war. Den hat er (*der Vater*) nämlich regelrecht eingebaut wie einen grossen Waschkessel. [...] Und dieser Waschkessel, der war so wunderbar zu verschliessen, den haben wir zum Schnapsbrennen gebraucht, und den haben wir auch, weil ja unten Glycerin drin war, zum Zuckerrübenkrautkochen [gebraucht]. Das konnte man den ganzen Tag brennen lassen,

ohne dass man rühren musste. Das war ja ein ganz grosses Problem, wenn das im Einkochkessel auf dem Herd gemacht wurde: Da musste ja immer einer stehen und rühren, damit es nicht anbrannte. Dann war das ja verdorben. Mit Glycerin, wenn der Kessel da unten schwimmt, dann brennt nichts an, ist genau wie im Wasserbad, weil zwischen der Heizung und dem Kochgut eine Flüssigkeit ist. Wir haben das auch noch nach der Währung* gemacht, weil das so gut ging und viel, viel besser schmeckte als das, was wir kauften. Dann haben wir uns im Herbst einen Vorrat an Rüben gekauft. An einem Tag wurden die sauber gemacht, klein gehackt. [...] Wir hatten so ein S-Eisen, wie man so früher Runkeln stampfte beim Bauern, das hatten wir dafür. Dann haben wir gestampft. Andere haben die geschnitten, aber die waren furchtbar hart, schneiden konnte man die schlecht. Also dann hatten die Leute solche Gelenke, wenn die das mit der Hand gemacht haben.

Mein Vater machte alles im Grossen. [...] Da wurde eine grosse Wanne Rüben eingeweicht, dann wurde ein bisschen warmes Wasser beigekippt, weil das ja so furchtbar kalt war in der Zeit, das war ja im Oktober, November schon, und dann haben wir die Rüben mit einer Bürste geschrubbt. [...] Und wenn die sauber waren, wurden die gekocht, und dann kamen die halt eben in diese Presse. Der (*Rübensaft*) war so goldfarben, so goldbraun! Er schimmerte immer so golden, wenn der lief. Also dieser Sirup, dieses Rübenkraut war ganz toll.

Der Sirup war übrigens auch ein Bestandteil (*vom Schnaps*). Dieses Rübenkraut, Weizen und Roggen, angesetzt zur Maische, zum Brennen, und das war das Geheimnis. Wir haben nie von Rüben diesen einfachen billigen Rübenschnaps gebrannt. Es war immer reiner Roggen oder eben Roggen mit Weizen und ein Anteil dieses Sirups. Das war richtig lecker. Der hatte eben durch diesen Anteil an Rübenkraut einen ganz wunderbaren Geschmack, deshalb hatten wir auch bestimmt noch ein dreiviertel Jahr nach der Währung* nach Wuppertal immer diesen besonderen Schnaps verkaufen können.

***Frau J. (1933): Ich habe erst nach vielen Jahren wieder
Linsensuppe essen bzw. kochen können,
weil wir diese Kornkäfer dadrin hatten.***

Wir haben auch alles Mögliche angepflanzt. Und dann hat man Äpfel geholt. An der Ahr, da konnte man Bäume ersteigern. Es gab ja noch die Alleen mit Obstbäumen. Und die hat die Gemeinde versteigert. Und da haben wir gepflückt. Dann sass man da und hat Apfelringe gemacht. Das Wohnzimmer war dann der Trockenraum für Apfelringe für den Winter. Das spielte eine ganz grosse Rolle. [...]

Wir sind auch mit Sack und Pack in den Wald gezogen, um Waldbeeren zu suchen. Da durfte man beileibe nicht essen, wie viel man wollte. Das war schon wichtig, dass man was mit nach Hause brachte. Da wurden dann Pfannkuchen gebacken. Der Rest wurde eingekocht. [...]

Hingegen anderes war nicht so doll. Ich habe erst nach vielen Jahren wieder Linsensuppe essen bzw. kochen können, weil wir diese Kornkäfer dadrin [hatten]. Und da konnte man noch so viele sammeln, wenn die Suppe fertig war, dann schwammen immer noch so ein paar olle Dinger drin. Das bleibt lange hängen, so was. Und ins Rübenkraut haben wir Ameisen gekriegt. [...] Das hatte oben immer eine leichte Schaumschicht gehabt. Und da waren die Ameisen drin. Und diese ganz kleenen Dinger da. [...] Wir wohnten in einer alten Pension, wo der Balkon so auf Stelzen dran [war]. Irgendwie sind da kleine Ameisen aus der Erde, dem Sand, in die Wohnung gekommen. Jedenfalls war auf dem Rübenkraut so eine Schicht, das verzuckert ja so ein bisschen, und mir kam das sehr suspekt vor. Ich habe das auseinandergepult und entdeckte diese Ameisen drin. Und da hat meine Mutter gesagt: «Du machst die Dinger wieder zu! Das hat so viel Arbeit und Mühe gekostet.» Wir haben die (*Rüben*) ja mit dem Fahrrad geholt, geschrubbt in der Küche und geschnitzelt und alles. [...] Wir haben die Ameisen, also dieses Rübenkraut, umgesetzt (*verkauft*). Wir haben das alles abgesetzt, und es ist uns sehr zugute gekommen. Kein Mensch hat die Ameisen gefunden. Aber ich ess' seit der Zeit kein Rübenkraut mehr.

3.1.2 Heizen

Frau A. (1938): Das Heizmaterial war knapp und der Wald leer gesammelt.

Es war bitterkalt. Wir hungerten und froren. Ich war acht Jahre. Wir waren Vertriebene und wohnten in Nord-Erbach (*Wülf-rath*) direkt am Wald. Das Heizmaterial war knapp und der Wald leer gesammelt. Drei Familien beschlossen nun, einen Baum zu fällen. Ich glaube, es war eine riesige Buche, die genau an der Spitze des Waldrandes stand. Während der Baum schnellstens abgesägt, zerkleinert und versteckt wurde, mussten wir Kinder im Haus bleiben. Der Baumstumpf wurde mit Erde beschmiert und darüber ein Komposthaufen errichtet, um alles zu vertuschen, damit der Eigentümer des Waldes bei der nächsten Inspektion nichts merkte.

Frau J. (1933): Und aus der Asche hat meine Mutter Waschmittel gemacht

Wir haben zwar keine Kohlen gehabt, bei uns (*in der Eifel*) wurde dann mit Holz geheizt. Und zwar kriegten wir Bezugsscheine für Knüppelholz. Wir [sind] dann mit einem Leiterwagen vom Grossvater in den Wald gezogen und durften dann eigentlich nur Äste aufsammeln. Aber man hat auch kleine Stämme genommen und hat die klein gemacht und mitgenommen. Dann haben wir das verheizt, und aus der Asche hat meine Mutter Waschmittel gemacht. Es ist ausgelaugt worden, und [sie] hat die Wäsche damit gewaschen. Die wurde so schön grau. Wir haben ganz lange noch ein Bettlaken gehabt, das diese erdverbundene Farbe hatte.

Frau D. (1928): Ich habe nie wieder einen so gefegten Wald gesehen wie in der Zeit

Nach dem Krieg, 1945, mein Vater und meine beiden Schwestern hatten keine Arbeit mehr, und ich war die einzige, die noch gearbeitet hat, die morgens dann rausmusste. Mein Vater

ist dann jeden Tag in den Wald gefahren. Also, ich habe nie wieder einen so gefegten Wald gesehen wie in der Zeit. Da waren alles Leute unterwegs, um Holz zu suchen und Tannenzapfen. Wir haben immer gesagt: «Wir wärmen uns an dem Holz dreimal: einmal beim Holen, einmal beim Kleinsägen und einmal beim Verbrennen.»

Frau I. (1933): Da mein Vater oft auf der Lok war, brachte der jeden Tag zwei grosse Briketts mit.

[Die Brennstoffversorgung] war sehr schlecht, die Kalkwerke haben für ihre Arbeiter damals ein bisschen gesorgt, so dass immer etwas Kohlen noch abgegeben wurden. Aber da mein Vater oft auf der Lok war, brachte der jeden Tag zwei grosse Briketts mit, die man auf der Lok verfeuerte. Die wurden dann zerschlagen, und wir haben die dann verbrannt. Also von daher war bei uns kein Mangel, bei anderen Leuten vielleicht schon. Dann waren ja überall Panzersperren gebaut, und das haben die Leute dann abgebaut, die Stämme zersägt und Feuerholz von gemacht. Man ist einfach gegangen und hat das einfach geholt. Dann wurde ja nicht so lange gefragt.

Frau U. (1940): Jetzt könnte man mal was verdienen, was Kohlen betrifft, wenn nur genug Kohlen da wären.

Bei Kriegsende war ich fünf Jahre alt. Mein Vater hat gleich nach dem Krieg die Kohlenhandlung seines Schwiegervaters übernommen. Das habe ich noch recht lebhaft in Erinnerung. Die Kohlenzuteilung gab es damals auch auf Karten, und so manchem ist sicherlich in Erinnerung, dass die nicht ausreichte und es neben den Kohlen die Schlammkohle zu kaufen gab. Manch einer hat sich damit herumgeärgert. Ich kann mich noch an diesen Schlamassel gut erinnern. [...]

Und in der Nachkriegszeit sagte mein Vater einmal: «Jetzt könnte man mal was verdienen, was Kohlen betrifft, wenn nur genug Kohlen da wären. [...] Und wahrscheinlich hat er mal nicht schlafen können, und da hat er regelrecht was ausgeheckt mit einem Mann vom Rathaus. Er hat ein Schreiben aufgesetzt.



*Kohlenlieferung durch die Kohlenhandlung von Frau U.s Vater, 1946
(Privatarchiv: Frau U.)*

Das Schreiben ging an das Rathaus oder an die Zechenverwaltung, das weiss ich nicht so genau, weil ich zu klein da noch war. Beim Zählen der Märkchen, also der Kohlenmarken, auf dem Kohlenhof wäre eine Windböe gekommen und hätte die ganzen Marken weggefegt. Und die haben das tatsächlich so angenommen. Und da gab es dann ein paar Mal eine Lieferung extra. Die hatten natürlich ihren Spass dabei.

Frau C. (1931): Dann haben wir den Staub oder das nasse Zeug in dieses Ölpapier, wo die Dynamitstäbe drin waren, gewickelt Das war fast wie Brikett.

Es gab die Briketts (*bei den Kalksteinwerken*), die grossen für die Lokomotiven. [Mein Vater, wenn es irgend ging, brachte er ein Stück mit. Das konnte er ja nicht jeden Tag machen.] Aber wenn er gerade vorbei kam, und es war möglich, dann ... Ich nehme an, das machte jeder da oben. Die gingen nämlich alle schief, wenn sie nach Hause kamen, die Arbeiter. [Auch] Holz, er brachte die Dynamitkisten mit (*der Vater war Sprengmeister bei den Kalksteinwerken*), das war denn unser Anmachholz. Das brauchte er ja nicht. In den Wald gehen, Holz holen, das brauchten wir nicht, die Dynamitkisten reichten uns für Anmachholz.

Und dann wurden ja jedes Jahr neue Erbsenreiser benötigt im Garten, und die alten Erbsenreiser wurden dann immer neben dem alten Schuppen aufgeschichtet, die haben wir im Laufe des Winters auch noch als Anmachholz genutzt, und mehr brauchten wir nicht. [...] Hin und wieder, kann ich mich erinnern, in der Nachkriegszeit, fuhr er mal mit meinen Brüdern los, und dann konnte er irgendwoher eine dicke Eisenbahnschwelle [holen], die man heute überall in den Vorgärten als Einfassung nimmt. Dann haben wir die immer in Stücke gesägt. [...] Zwei so Klötze brannten den ganzen Abend. Das Eichenholz brennt ja unheimlich lange und entwickelt sehr viel Hitze. [•••]

Man bekam ja diese Schlammkohle als Zuteilung oder diesen Kohlenstaub, wenn gar nichts anderes mehr da war. Mein Vater brachte auch dieses Ölpapier, wo die Dynamitstäbe drin waren,

mit nach Hause. Und dann haben wir den Staub oder das nasse Zeug in das Ölpapier gewickelt: Das war fast wie Briketts. Angefeuchtet und dann ... Allerdings musste Glut da sein, sonst brannte das nicht. Man bekam das nicht zum Brennen, wenn vorher nicht eine bestimmte Hitze da war. Natürlich war das in dem Moment fürchterlich. Ich weiss, dass mein Vater manchmal mittags nach Hause kam, ich hatte mein Essen nicht fertig, weil ich den Ofen hatte ausgehen lassen und hab' nicht genug Glut gehabt für dieses hässliche Brennmaterial. Man hatte ja nicht immer diese Kohlen aus dem Betrieb zur Verfügung.

Man musste alles wieder rauskratzen, man sah dann aus von allen Seiten, das musste ja schnell gehen. Wie morgens früh den Ofen anmachen: Papier, feines Holz, etwas dickeres Holz, und da drauf zuerst immer die paar guten Kohlen, damit man ja den Ofen anbekam. Denn wenn Sie nur das andere Zeug hatten, dann hatten Sie unheimliche Schwierigkeiten, den Ofen wieder anzukriegen. Und wenn ich nicht aufgepasst hatte und der Ofen mir ausgegangen war, dann wurden die Kartoffeln nicht gar. Mein Gott, ich war ein Kind! Dann hat er gewettert und gedonert. Er musste ja wieder weg.

Frau V. (1928): Habe ich zwei Koffer voll Kohlen gehabt, und unter den Koffern waren keine Rollen.

Meine Verwandten lebten ja im Ruhrgebiet. Die bekamen Deputat (*freie Kohlezuteilung für Bergarbeiter*). Und da haben die gesagt: «Ihr könnt Kohlen haben!» Da [hatte ich so einen] Holzkoffer, und damit bin ich dann ins Ruhrgebiet gefahren, über Hattingen. Gott weiss, wie die einzelnen Verbindungen möglich waren. Habe ich zwei Koffer voll Kohlen gehabt, und die sind verflixt schwer, und unter den Koffern waren keine Rollen. In Hattingen musste ich immer noch ein ganzes Stück gehen. Also, ich kam schwer bepackt zu Hause wieder an. Aber man wollte es ja ein bisschen warm haben. Man wollte ja nicht die eigenen Möbel verbrennen. Ich sehe mich da immer mit den schweren Koffern. [...]

[Winter 1946/47,] da haben wir gefroren! Keine Heizmittel, es war furchtbar. Es ist ja viel abgeholzt worden zu der Zeit,

sehr viel. Aber ich kann mich entsinnen, dass wir nicht abgeholzt haben. Das nicht. Aber ich bin mit meinem Kofferchen immer losgezogen. [...] Dann konnte man wenigstens einen Kohleofen heizen. Sie konnten kochen und hatten die Wärme. Sie machten den Backofen auf, damit die Wärme auch schön kam, und wenn es gar zu kalt wurde, dann wurden die Füße noch reingesteckt, weil Sie ja kalte Füße hatten. [...]

Schöne Anthrazitkohle hatten wir, wirklich gute Kohle aus dem Bergbau. Und die wurde gehegt und gepflegt. Haben wir uns immer zugeteilt. So und so viel durften wir verbrauchen, dann musste ich wieder fahren. [Die Kohle haben wir im Keller gehabt.] Bei uns im Haus die Parteien, die waren astrein. Da brauchten wir keine Angst haben, da half auch einer dem anderen. [...] Wir hätten den Keller auflassen können, da hatten wir keine Sorge drum. Das war Vertrauen gegen Vertrauen.

3.1.3 Wohnen

Frau L. (1925): Dann bin ich direkt nach Neujahr ins Lager nach Wipperfürth gegangen, im siebten Monat schwanger.

Ja, mein Mann ist [1947] hier nach drüben (*in den Westen*) und hat durch seine Verwandten Fuss gefasst. [...] Und dann bin ich hier schwarz auch über die Grenze, mindestens zwei, drei Mal, so halbe Nächte durchgelaufen. Und dann haben wir bei meiner Schwester in Krankenhagen geheiratet. [...] Dann bin ich noch mal zurück nach Zwickau, ich hatte ja noch meine Arbeitsstelle dort. [...] Und deshalb bin ich auch nach der Heirat noch mal nach Hause. Da hat meine Mutter auch erst gemerkt, dass ich in Umständen war. [Wie sie reagiert hat?] Tja: «Nimm Deine Koffer!» [Obwohl ich nun verheiratet war], war das eine Schande. Damals war das eine Schande. [Meine Mutter war sehr katholisch und sehr streng.] Ich bin also wohl noch bis Mitte Dezember dageblieben (*in Zwickau*). [...] Weihnachten haben wir bei meiner Schwester verlebt, und dann musste ich ja sehen, wo ich langsam hinkam. Meine Schwester hatte selber keinen Platz, es war da auch sehr beengt. Sie hatte auch nur ein Schlafzimmer

und eine Wohnküche. Dann haben wir erst versucht, in Essen, da hatte mein Mann Verwandte, eine Tante, dass man dadurch, weil die bei Jehovas Zeugen waren und auch KZ* mitgemacht haben und alles, dass man durch die eine Wohnung kriegt. War aber alles nichts.

Und dann bin ich direkt nach Neujahr ins Lager nach Wipperfürth (*Wuppertal*) gegangen, im siebten Monat [schwanger]. Aber man hat nicht viel gesehen, weil man selbst so gehungert hat. Ich habe auch nicht viel essen können, die ganze Aufregung und das Hin und Her. Das war bestimmt nicht einfach. Überhaupt, dass man hier nach Westdeutschland kam. Ich hatte ja nur von drüben, von der DDR (*sowjetische Besatzungszone*) den Ausweis. [Im Lager in Wipperfürth habe ich dann einen Ausweis von hier bekommen.] Das ging dann wohl irgendwie. [...]

Bloss, jetzt ging es ja um eine Wohnung, das war ja das grosse Problem. Und dann bin ich jeden Morgen ins Büro gegangen, da kamen Leute von verschiedenen Firmen und haben Arbeit angeboten. Und ich musste ja irgendwas haben, Arbeit mit Wohnung. Und da war hier bei den Rheinischen Kalksteinwerke der Herr T., der kam da öfter hin und hat Leute angeworben für die Rheinischen Kalksteinwerke, mit weiterer Sicht auch mit Wohnung. Da habe ich meinem Mann dann schnell telegraphiert. Und da kam der auch, vorgestellt und so, und da hat das geklappt. Er hat die Stelle als Dreher unten in der Werkstatt bekommen. Musste ja für ihn sein, ich konnte ja dann im Moment nicht viel arbeiten. [...]

Das war dann auch ganz günstig. Wir konnten Ende Februar hier nach Wülfrath kommen. Dann war unser Fräulein aber so eilig, die ist am 2. Februar (1948) schon geboren. [...] War natürlich auch für mich sehr schwer. Ich habe mir wohl ein Privatzimmer genommen, weil mir (*im Lager*) die Wanzen nicht so gut gefielen. [...] Das (*die Wehen*) ging dann irgendwann los, ich hatte ja damit noch nicht gerechnet. Es sollte erst Ende Februar, Anfang März, so drei Wochen später genau, kommen. Und dann geht man bei Nacht und Nebel im Winter allein durch die Strassen und sucht dann. Ich bin dann wieder ins Lager gegangen, um da jemanden vom Roten Kreuz oder so, da zu haben, weil es mir ja wirklich nicht gut ging.

Die merkte dann wohl, dass es bald so weit ist und hat einen Krankenwagen angerufen. Und der kommt denn: «Ja, immer nachts die Frauen hier weg zum Krankenhaus bringen!» Da war man ja dann auch empfindlich, war ja nicht alles eigene Schuld. Und dann hat er mich zum Krankenhaus gefahren, die Tasche da hingestellt: «So, jetzt sehen Sie, wie Sie da reinkommen!» – Da war es morgens um halb sechs, und um halb neun war sie schon da, am 2. Februar (1948). Also war es wirklich zum Schluss. [...]

Vom Lager, die kamen mich dann besuchen, die habe ich dann gebeten, ein Telegramm zu schicken. [...] Mein Mann, der kam dann auch ziemlich schnell, wie die Zugverbindungen dann waren. Und dann hat er mit der Ärztin gesprochen, und dann durfte ich so lange im Krankenhaus bleiben, bis wir hier nach Wülfrath kommen konnten, am 25. oder 26. Februar.

Die hatten unten in Rohdenhaus (*Ortsteil von Wülfrath*), angeschlossen an die Kalksteinwerke, eine Kantine¹. Und in der Kantine* wurde ein Teil abgeteilt, richtig gemauert. Und da wurden fünf Wohnungen draus. Davon sollten wir eine kriegen. Das war aber noch nicht ganz so weit. [...] Aber es waren in jedem Zimmer Männer untergebracht, die irgendwo anders arbeiteten, ob in Essen oder Bochum, die wohnten da und kriegten da ihre Verpflegung und fuhren dann tagsüber zum Arbeiten. Und in dieser Kantine* kriegten wir bis dahin ein Zimmer. Waren nur Metallbettstellen, aber so nichts drum und dran, aber das Essen konnte ich mir bei den Kalksteinwerken holen. [...]

Diese Metallbetten, die kriegten wir von der Firma gestellt. Und die wollten wir immer bezahlen, diese Metallbetten, und dann so ein Spind, so einen Metallschrank, die waren im Schlafzimmer, wo man die Kleidung und Wäsche oder was unterbringen konnte. Und eine einfache runde Lampe und ein Tisch, das war alles von der Firma. Und das wollten wir gerne bezahlt haben. Nein, war keine Rechnung zu kriegen. Aber wie die Währungsreform* war, dann kriegten wir eine dicke Rechnung für diese alten Sachen. [...]

Doch diese Nachbarn haben uns dann gesagt: «Schmeisst die Sachen alle raus! Ich weiss, wo sie stehen. Lass' Dir aufschreiben, dass Du sie 'rausgetan hast!» Wir wollten diese hohe Rechnung nicht bezahlen, und da haben wir das tatsächlich gemacht.



*Zimmer im Heim für ledige Männer in Wülfrath, 1948
(Privatarchiv: Frau I.)*

Da musste man sich das unterschreiben lassen von dem Hausmeister. [...] Und bei Nacht und Nebel haben wir uns das wieder reingeholt. Da war das abgehakt.

**Herr E. (1940) / Frau I. (1933): Kontakt mit Flüchtlingen
habe ich viel gehabt, bis auf Kleiderläuse und Filzläuse –
Zwei Eindrücke.**

I. Da, wo wir wohnten, schräg gegenüber von uns aus zu sehen, war die Stadthalle. [Sie ist Mitte der 20-er Jahre gebaut worden.] Und irgendwann, es muss '46 oder '47 gewesen sein (1946), kamen unheimlich viele Lkws mit ganz vielen Menschen. Die packten alle ihre Habe vor der Stadthalle aus, Männer und Frauen und Kinder, ganz viele. Die zogen dann alle in die Stadthalle. Hunderte. Und die Stadthalle war abgeteilt, ich bin dadrin gewesen. Auf der einen Seite, wo heute die Stadtschänke ist, da waren ganz grosse, verkachelte Ofen, da wurde eine ganz grosse Gemeinschaftsküche gemacht. Und in dem grossen Saal der Stadthalle, dem ganz grossen Saal für Festivitäten, da wurden Leinen gespannt, und da hingen Decken. Da wohnten die Menschen aber wirklich dicht an dicht. Da war nichts mit Familienleben. Da haben 250 oder 300 Leute gewohnt. Und die wurden dann nach und nach in anderen Objekten untergebracht. Die letzten haben da fünf Jahre gewohnt. Und von diesen Leuten waren auch Flüchtlingskinder bei mir in der Klasse. [...] Das merkte man nicht. [...] Die Not war so gross, dass man auf solche Dinge nicht geachtet hat. Die Leute waren, ob sie nun hier gewohnt haben oder von weither kamen, die waren alle so arm, dass, anders als die Situation jetzt, keiner zuerst an sich gedacht hat.

II. Die (*Winter*) waren sehr, sehr kalt. '46 war es sehr, sehr kalt. Aber man hat ja nur einen Raum gehabt, der geheizt wurde. Im Schlafzimmer, da glitzerte das Eis an der Decke von dem Atem. Da hatte man auch keine Gelegenheit, das zu heizen. Nun war man gut dran, wenn man eine Wohnung hatte. [...] Sind ja viele Flüchtlinge gewesen, die dann nyr in abgeteilten grossen Sälen gewohnt haben. Es wurde dann nur mit Säcken oder Decken abgeteilt, und die hatten nur so einen kleinen

Raum. [Ich kam '48] in den Kindergarten [als Kindergartenhelferin]. Da waren sehr viele Kinder aus der Stadthalle, die Stadthalle war auch unterteilt für Flüchtlinge, und ich hatte auch sämtliche ..., ich hatte Flöhe, ich hatte Krätze, alles, von den Kindern dann erwischt. War einfach nicht, weil die Leute unsauber waren. Das brachte das mit sich, dieses, wie sie leben mussten. Sie hatten ja keine Möglichkeit, sich zu baden oder sonst wie [sich] ein bisschen mal zu waschen. Und es war eigentlich eine sehr, sehr schlechte Zeit.

Frau A. (1938): Mit fünf Personen auf zwei Zimmern, Toilette überm Hof draussen, wo es bei Wind und Wetter durchpiff – Flüchtlingswohnung für das «Gesocks vom Osten».

Nachdem wir gehört haben, dass unser Bruder hier lag, in Kaiserswerth, mussten wir uns dann auch melden als «Vertriebene» und sind dann durch so ein Durchgangslager – zimal noch entlastet worden – und sind dann hier nach Mettmann gekommen. Und die hatten keine Wohnung für uns, wie das damals so üblich war. Wer will schon freiwillig Wohnraum abgeben? Es ist heute genauso. Dann haben die uns hier nach Wülfrath gewiesen. Wir waren dann die fünfzigste Familie, die hier in Wülfrath ankam. Und dann muss irgendjemand mal [auf dem Amt] so erwähnt haben: «Wie? Kommt denn noch mehr Gesocks vom Osten?»

Wir sind dann zur Kantine* Kocherscheid gekommen, sind da untergebracht worden erst. Die Hausmeisterin von der Kantine*, eine sehr nette ältere Frau, die hatte noch mehrere Häuser auf dem Plattfuss, hier in Nord-Erbach. Und da lebte der Sohn mit Familie. Da waren dann Zimmer. Die waren zwar nicht frei, da wurden wir auch zwangseingewiesen. Das war möbliert, weil der Mann, der kam wohl nicht zurück. [...] Hinterher kamen natürlich viel, viel mehr Flüchtlinge. Da kamen ja manchmal ganze Ortschaften, zum Beispiel die Schlesier, wo jetzt viele sich noch kennen aus dem Ort, wo sie herkommen. Wir waren ja nur mehr so ein Einzelschicksal gewesen. [...]

Anfangs wussten wir gar nicht, wie Wülfrath geschrieben wurde. Das kann man auch auf diesem Kärtchen lesen, was unten [im Museum] in der Vitrine liegt (*Fotokarte als Weihnachts-*

geschenk 1947). [...] Aber da haben wir uns zu Hause jedes Mal gestritten: Wird das jetzt mit «th» oder mit «ht» geschrieben. Das war «Wülfrath». Ich konnte den Namen Wülfrath anfangs überhaupt nicht behalten. Das war, als wenn Sie mir Hebräisch oder irgendein Wort sagen, das ich überhaupt nicht behalten konnte. Wir haben manchmal gerätselt: «Wie hiess die Stadt jetzt noch mal?» Das hat lange gedauert. Ich kann gar nicht sagen, woran ich gedacht habe, um mir das zu merken. [...]

[Wir] haben dann dreizehn Jahre da oben auf dem Plattfuss gelebt. Kriegten leider keine andere Wohnung. Tauschen konnten wir ja nicht. Es war schon ziemlich hart gewesen. Mit fünf Personen auf zwei Zimmern, Toilette überm Hof draussen, wo es bei Wind und Wetter durchpiff. Bis wir dann hier 1959 zum Rotdornweg kamen. Da wurden unheimlich viele Mietwohnungen gebaut. Und da kriegten wir etwas. Da bin ich auch sehr froh.

Wir haben auch sehr dafür gekämpft. Eine Freundin und ich, wir sind, ein paar Mal in der Woche mindestens, zum Wohnungsamt gegangen. [...] Ich war schon achtzehn. Wir haben dann auch wirklich Krach geschlagen und haben gesagt: «Wir ziehen jetzt aus und setzen uns hier vors Rathaus mit Sack und Pack und warten so lange, bis eine Wohnung frei wird!» Das haben wir denn angedroht. Das hätten wir auch gemacht. Weil die Freundin von mir, die ist auch mal ausserhalb überfallen worden. Wir sind dann hinterher auch immer nur alle gemeinsam gegangen. Es war immer ein Kilometer über Land. Und es war auch nicht so ganz ungefährlich, vor allen Dingen im Sommer, wenn die Roggenfelder hoch standen. Wenn Sie abends irgendwo hingehen wollten oder wirklich mal zu einer Kulturveranstaltung gehen wollten, dann musste immer meine Mutter oder irgendwer mich abholen am Bus, weil die mich auch nicht allein gehen lassen wollten. Es war schon nicht schön, so ausserhalb zu wohnen.

***Frau S. (1927): Ziel der Umsiedlung war offensichtlich:
Einfach nur weg!***

Und dann gab es eine Flüchtlingsumsiedlung in andere Länder, weil Schleswig-Holstein ja immer noch überfüllt war mit

Flüchtlingen. Dann starteten die eine Flüchtlingsumsiedlung in die Pfalz; denn dort waren keine Flüchtlinge. Die Anfänge waren '49, und wir sind im Juni 1950 dort hingezogen. Was heisst «gezogen»?! «Gezogen worden». Und zwar wurde ein Transport zusammengestellt, der von Lübeck bis in die Nähe von Bad Kreuznach ging. Dort sind wir dann angekommen. Diese Fahrt war First Class. [...] Es wurde so gut für uns gesorgt, also jahrelang war es uns schon nicht mehr so gut gegangen! Das war einfach traumhaft. [Aber] das dauerte nur zwei Tage, dann ging der Alltag wieder los. Und der war noch schlimmer als vorher, erst mal.

Wir waren ein paar Tage im Lager. Dann ging das '45-er Elend wieder los. Wir wurden auf Dörfer verteilt. Diese Leute, die in Lübeck was zu sagen hatten mit dieser Umsiedlung, die haben meinem Mann auch grosse Hoffnungen gemacht. Die haben gesagt: «Da sind tolle Gärtnereien!» Weil wir von Beruf Gärtner waren. Mein Mann hatte vorher eine Lehre bei der Verwaltung angefangen, hat ein halbes Jahr dort gearbeitet und ist dann Soldat geworden. Nun ja, da war der Ofen aus. [...] Jedenfalls kamen wir in ein Dorf in der Nähe von Bad Kreuznach. Wir waren die ersten Flüchtlinge dort. Die haben uns angeguckt, als wenn wir vom Mond wären. Die haben gehört «Flüchtlinge aus dem Osten». Jetzt haben die mal, früher vielleicht, polnische Zwangsarbeiter* oder so was gesehen. Nun kamen wir dahin. Ich meine, man kann ja seine Herkunft nicht verleugnen, und egal, ob man aus Lappchen irgendwas macht, aber man macht was. Und es gab auch Seife. Man konnte sich waschen. Man konnte gescheit aussehen, und die Sprache und alles hatte man ja auch nicht verloren. Und dann kamen wir da an mit so einem kleinen Püppchen, so einem blond gelockten Mädchen. Und wir sprachen richtig Deutsch. Du liebe Güte, da haben die die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen, weil, die waren ärmer als wir. Es waren ganz arme Bauern, bei denen wir einquartiert waren. Die hatten ein Stückchen Land, die hatten eine Kuh, eine Ziege, ein Schwein, die hatten zwei, mit Verlaub, rotznäsige Bengels, auch so ... drei und fünf, freche Jungens, und das war's. Wieder Plumpsklo ... Also, wir kamen immer wieder vom Regen in die Traufe. [...]

[Wir hatten] zwei kleine Stuben oben und unten eine Küche. Aber auch wieder ohne Heizung, und unten der Herd war nur mit Kohle zu heizen usw. Wir kriegten dort zwei eiserne Bettgestelle, wie so Krankenhausbetten, mit Matratzen, [und] einen kleinen Herd bekamen wir. Das muss dort von der Kreisverwaltung [gekommen sein], oder weiss der Himmel, woher das war. Wir hatten uns ja dort auch schon was zusammengeschustert. Aber so richtige Sachen hatten wir nicht. Wir hatten wohl einen Tisch und vier Stühle – die Stühle haben wir noch, den Tisch weiss ich nicht – und dann, so ein bisschen Geschirr hatten wir auch. Man kriegte dann auch mal was geschenkt. Man war ja auch kontaktfreudig und ging auch auf die Leute zu, und manchen Leuten tat man ja auch Leid, die haben einem auch mal was geschenkt. [...]

Und mein Mann war immer noch arbeitslos. Überhaupt keine Chance [für] irgendeine Beschäftigung. (*Ziel der Umsiedlung war:*) Einfach nur weg! Aus Schleswig-Holstein erst mal raus, nur weg von dort, damit die [Menschen] auch ein wenig verteilt wurden über das Land. [...] Es war aber nicht von langer Dauer, weil mein Schwiegervater eine Stelle als Betriebsleiter bei Bonn bekam. [...] Da wurden (*bei Bonn*) Siedlungshäuser gebaut. [Und mein Schwiegervater konnte anfangen, ein Haus zu bauen.] Und da ich auch einen Flüchtlingsausweis hatte, hatten die sich gedacht, unsere Familie könnte da einziehen; denn das Allerschlimmste war, es hat sich dann noch ein Kind angemeldet. Ich sage das nicht einfach nur, weil, man konnte alles gebrauchen, nur keine Kinder in der Zeit. Nur ich muss heute sagen, wir haben sie gut hingekriegt, wir haben sie gross gekriegt. Und es war gut, dass wir sie gekriegt haben, als wir so jung waren. Es war auch eine Bereicherung für das Leben. Nur, ich kam vom Regen in die Traufe. Auch meine Geschwister hatte ich jetzt zwei Jahre betreut, und dann habe ich die eigenen Kinder gekriegt. Das sollte wahrscheinlich so sein. [...]

Im Februar '51 kriegt [mein Mann] dann Bescheid (*vom Arbeitsamt*). Die hohe Politik ging ja auch weiter, und Bonn wurde Bundeshauptstadt, und die ganzen ausländischen Gesandtschaften zogen nach Bonn um. Und die Gesandtschaft hatte eine alte Villa gemietet in Bonn, die sind heute noch dadrin, und

die suchten einen Gärtner. Und zwar [einen], der Englisch spricht. Und da die nicht so dick gesät waren, hat er die Stelle gekriegt. [...] Mein Mann ist vier Jahre bei dieser Botschaft geblieben. [...]

Mein Schwiegervater [war Betriebsleiter in einer Firma], die machen Ordner und so was alles, und die Rheinischen Kalksteinwerke hier in Wülfrath, die haben damals eine neue Hauptverwaltung gebaut. Die wollten die ganze Organisation ummodellieren, modernisieren und wollten eine Zentralregistratur machen. Und da sagte mein Schwiegervater zu meinem Mann: «Bewirb' dich da doch mal, die brauchen jemand, der das fortführt.» [...] Dann hat er sich beworben. Und nach vielleicht vier Monaten [...] haben sie sich noch mal gemeldet, ob er in vierzehn Tagen hinkommen könnte. Und es hat geklappt. [...]

Mein Mann ist dann im Februar hierher gekommen. Dann haben wir natürlich keine Wohnung gekriegt, dieser ganz normale Ablauf. Wir sind Ende August '54 hierher gezogen. [...] Dann hat die Odyssee ein Ende gehabt. Dann sind wir hier nach Wülfrath gezogen und wohnen immer noch hier.

Frau I. (1933): Es war sehr, sehr eng, und man hatte überhaupt keine Stelle, wo man alleine sein konnte oder sich mal ausruhen konnte.

Wir waren arm, aber nicht, dass man sagen kann, dass wir was entbehrt hätten. Wir konnten keine grossen Sprünge machen. Wir hatten auch nur zwei grosse Zimmer, und die waren natürlich am Kriegsende, als die Amerikaner reinkamen, voll mit Amerikanern, erst mal. Wir mussten ausweichen zu den Nachbarn und schliefen mit den Nachbarn zusammen. Die Amerikaner waren sicherlich zehn Leute, die dann in unserer Wohnung wohnten. Mein Vater schlief dann auf dem Dachboden. Ja, und dann kamen später diese ganzen Verwandten aus dem Osten. Dann hatten wir natürlich unwahrscheinlich lange, jahrelang, unsere Wohnung voll, meine Grosseltern und auch wir. Die kamen einer nach dem anderen. Es waren sehr viele. Dann auch die aus der Kriegsgefangenschaft. Und die kamen alle zu uns. Wir hatten keinen Fleck in der Wohnung, der nicht belegt war.

[...] Es war ständig bei uns rappellvoll, es waren ständig [so um] die zehn Leute da, mit kleinen Kindern, die auf der Flucht geboren waren. [...] Das war eigentlich, was mir am meisten bei all den anderen Sachen, die noch dazu kamen, in Erinnerung geblieben ist: Dass es sehr, sehr eng war, und dass man überhaupt keine Stelle hatte, wo man alleine sein konnte oder sich mal ausruhen konnte. [...] Wenn man alleine sein wollte, ich hab' immer sehr gerne gelesen, dann musste ich auf den Dachboden gehen oder eben nach draussen. [...]

Da wundere ich mich heute noch sehr oft, Aggressionen, die man heute so feststellen kann, die gab es eigentlich nicht. Mein Grossvater kam (1946) aus der Gefangenschaft, [da war] die Wohnung voll mit Leuten. Es waren auch Ausgebombte aus Duisburg, eine alte Frau mit ihrer Tochter. Die wohnten dann bestimmt drei Jahre bei meinen Grosseltern. Meine Grosseltern hatten drei Zimmer, der Sohn war bei den Soldaten, und die mussten dieses Zimmer abgeben für die Ausgebombten. Die haben natürlich bei meinen Grosseltern vollkommen in der Wohnung gelebt. Die haben praktisch dieses Zimmer nur zum Schlafen benutzt, und meine Grossmutter hat die Feldarbeit gemacht. Und diese beiden anderen Frauen, die eine war schon sehr alt, die haben dann die Hausarbeit gemacht. Also, man hat sich sehr gut arrangiert, würde ich sagen. [...] Eigentlich lebten drei Frauen in einer Gemeinschaft, und die Arbeit war dann aufgeteilt. [...] Es war eine unheimliche Enge in der Wohnung. [...] Aber es wurde dafür gesorgt, dass dann mein Grossvater sein Bett wiederbekam. Weil alles voll war, hat man dann Strohsäcke gestopft und hat auf dem Boden gelegen.

Und es hat sehr, sehr lange gedauert (bis 1948), bis dann die Leute oder die Verwandten Wohnungen bekamen. Dann wurde alles zigital geteilt, was noch da war. Und dann war es eigentlich eine sehr arme Zeit, weil man dann auch wenig zu essen hatte. Und die Leute, die kamen, hatten gar nichts. Und es musste alles immer geteilt werden. [...] Auch Haushaltsgegenstände, Wäsche und so was. Schränke wurden einfach leer gemacht, so dass sie noch einen Schrank hatten. Dann wurde es ein bisschen besser. Aber dass man Geld hatte, das war erst in den 50er-Jahren.



*Verwandte von Frau I.s
Mann in einem Auf-
fanglager für Heimat-
vertriebene
(Privatarchiv: Frau I.)*



*Hochzeitsfoto von
Frau B., 1942. Aus
dem Schleier hat sie
sich in der Nach-
kriegszeit Gardinen
genäht. (Privatarchiv:
Frau B.)*

Frau B. (1921): Mein Brautschleier hat mir nachher sehr gute Dienste getan, da konnte ich an vier Fenstern Scheibengardinen machen.

Mein Mann ist 1945, im Juli, nach Hause gekommen aus der Gefangenschaft, und wir bekamen im Dezember 1945 – da war die Wohnraumbewirtschaftung* – die zwei Zimmer. [...] Die beiden Zimmer waren zugewiesen worden von einer anderen Wohnung. Die waren abgetrennt. Die hatten zu viel Wohnraum, und da hat man gleich gesagt: «Ja, wenn ihr die Zimmer haben wollt, dann könnt ihr die bekommen.» Also, die wären so oder so abgenommen worden. [...] Also zwei Personen, drei Zimmer gab es nicht. Oder man musste mit List und Tücke, wenn der Mann schnarchte oder sonst etwas. [...] Diese Ausreden, die hat es immer schon gegeben, und die wird es immer geben, also die hat es auch zur damaligen Zeit gegeben.

Das war dann am 1. Dezember 1945, hier in Wülfrath, als wir die Zimmer bekamen. [...] Und meine ersten Gardinen, die waren von meinem Brautschleier gemacht. [Wir hatten 1942 geheiratet.] Mein Brautkleid, das ich eigentlich haben sollte, das ist in Köln bei einem Angriff verbrannt. Da war eine Bekannte im Kaufhaus Jacobi, die wollte mir das besorgen. Aber dann kam der Angriff, und es ging in Flammen auf. Dann hatte ich aber einen hellblauen Stoff, und da wurde mir dann auch ein Brautkleid draus gezimmert. [...]

In Wuppertal war eine Kusine meiner Mutter Abteilungsleiterin, man nannte das damals Hut- und Modewaren, und die [konnte] mir dann noch einen Schleier besorgen, so dass ich noch einen Schleier hatte. Ich ging also im langen hellblauen Kleid und einem weissen Schleier. Und der hat mir nachher sehr gute Dienste getan. Da konnte ich an vier Fenstern Scheibengardinen machen. [...] Die habe ich bestimmt drei Jahre gehabt. Es kamen nachher schon Stores daran, das muss ja nach 1948 gewesen sein, denn eher gab es ja nichts. [...]

Ja Gott, als es dann nachher Geld gab, 1948, da hat es an so vielen Ecken gefehlt, dass man da auch noch aufpassen musste. Aber von da an, möchte ich eigentlich sagen, war's ein ständiges Bergauf. Also, die Zeit war schwer, aber wir hatten immer ein

Ziel vor Augen, und es war die Möglichkeit, auf das Ziel hinzu- arbeiten. Das macht eigentlich, im Nachhinein, die Zeit lebens- wert. Denn wir hatten ja immer Ziele. Auch dann mit den gan- zen Möbeln, es war ja nichts da, und dann musste man eben nach 1948 wirklich ganz klein anfangen. [...]

Meine Schwiegereltern, die hatten irgendwann Anfang des Krieges eine neue Küche gekauft, eine Wohnküche, und da be- kam ich dann, als wir die beiden Zimmer bekamen, die alte Kü- che runter. Und dann bekamen wir nachher ein drittes Zimmer dazu, und dann haben wir angefangen mit dem Wohnzimmer. Da war dieser wunderschöne Gelsenkirchener Barock, Eiche mit Nussbaum. Dann haben wir als Erstes den (*selbst gebauten*) Tisch mit vier Stühlen bestückt. Dann kam ein kleiner Tisch mit Stehlampe dahinter, wie das damals so modern war, und zwei Korbsesselchen. Das war denn die erste Einrichtung, die wir uns neu kaufen konnten.

Das war nach 1948, das hätten Sie vor 1948 nie kaufen kön- nen. [...] Und wir waren ungeheuer stolz und ungeheuer glück- lich und zufrieden über diese Sachen. Wir konnten uns gar nicht satt daran sehen, dass wir das nun hatten. Und ein Balatumtep- pich drin. Balatum war, wie nachher die PVC-Platten, nur mit einem Muster darauf gedruckt, allerdings trat der sich ab. Und ein Inletteppich, das war schon irgendwie ein bisschen besser gemacht, der ging nachher nicht mehr runter. Ja, den mussten sie noch jede Woche bohnen, und dann mit dem Bohnerbesen. Heute bei sehr, sehr vielen, wenn nicht direkt alles da ist, mit Spülmaschinen und allem, dann ist es nicht gut. Ich möchte sa- gen, es ist schöner, wenn man sich Stück für Stück erarbeiten kann.

Also, die Zeit war damals anders. Vielleicht würde ich auch heute anders denken, wenn damals alles da gewesen wäre. Aber den jungen Leuten eigentlich zum Trost, wir haben nicht alles gehabt, und es war trotzdem schön. Wir haben uns ungeheuer gefreut über jedes Stück, was nun dazukam.

3.1.4 Kleiden

Herr! (1913): Wir durften ja keine Uniformteile tragen nach dem Krieg.

Wir durften ja keine Uniformteile tragen nach dem Krieg. Ich hatte einen Ausgeh-Rock, das war dicker Militärstoff, und hatte eine kurze Dienstjacke, das war feiner Stoff. Die hat mir meine Frau sofort umgeändert und hat mir hier (*am Ärmel*) dunkelgrüne Stulpen draufgemacht und einen grünen Kragen drauf und Hirschhornknöpfe. So hatte ich ein wunderbares Jägerjäckchen. Die haben mich alle drum beneidet. Na ja, die Hose wurde umgefärbt, und Stiefel hatte man ja nun zwei Paar.

Und was sie mir noch gemacht hat: Sie hatte sehr viel von dem Klepperstoff, aus dem Fesselballons [gemacht wurden]. Und da hat sie mir einen grossen Mantel draus gemacht, genau wie ein Original-Kleppermantel, dass man bei Wind und Wetter auch rausgehen kann. Ich hatte ihn dann dienstlich, weil ich fast nur draussen war. Da hat mir meine Frau so einen Kleppermantel gemacht, und unseren beiden Jungs damals auch. Und [sie] hat dann auch aus geriffelten Säcken und Garn von der Firma M. den Jungs dann Jäckchen gestrickt und so was alles.

Ja [und Schuhe], das haben fast alle Männer [gemacht]. Ich hab' die Woche noch einen gesprochen, der sagt: «Ich bin von damals dran geblieben. Ich hab' bis heut' noch keinen Schuster gebraucht.»

Frau I. (1933): Pantoffeln machte die Mutter sonst aus irgendwelchen alten Uniformstücken.

Die Sachen wurden zimal gewendet und angestückelt. [...] Wie viele Jahre ich mit angestückelten Sachen rumgelaufen bin, weil es dann zu kurz wurde! Dann wurde von irgendeinem anderen Teil was drangesetzt. [An einen] uralten Mantel von meiner Grossmutter, da kam unten einfach ein Stück alter Pelz dran.

Ein grösseres Problem waren Schuhe. Dann hat mein Vater von einem Arbeitskollegen ein paar kleine Arbeitsschuhe be-



Bruder von Frau I. in «Nachkriegskleidung»: die Schuhe zu gross, die Kniestrümpfe aus geribbelter Wolle gestrickt, Hemd und Hosen von der Mutter aus abgelegten Sachen genäht (Privatarchiv: Frau I.)

kommen, die trug ich dann. Und dann war die Fürsorgerin von den Kalkwerken, die schrieb dann an die Schulen. Die Kinder, die keine Schuhe haben von den Kalkwerkern, die mussten dann an einem fürchterlich regnerischen Tag im Frühjahr, ich denke, es war '46 oder '47, (*den langen Weg*) hier unten in die Stadt gehen. Da bekamen wir Holzschuhe, richtige Blotschen, und die trugen wir dann auch teilweise, weil wir auch nichts anderes hatten.

Nachher hatte ich Schuhe, die hatte ein Verwandter gemacht, die hatten eine Holzsohle und aus einem Autositz das obere Leder. Da standen ja überall diese Autos rum von Soldaten. Und dann hat man einfach diese Ledersitze zerschnitten und Schuhe oder Pantoffeln davon gemacht. Oder Pantoffeln machte die Mutter [sonst] aus irgendwelchen alten Uniformstücken. Die wurden dann ausgeschnitten, die Sohlen einige Male gedoppelt, und dann trug man das als Pantoffeln. [...] Und irgendeiner kriegte dann Zuckersack, und der wurde dann aufgedrieselt und was von gestrickt. Das hat ja unheimlich gejuckt. Das war eine fürchterliche Sache. Aber man musste es anziehen, weil man nichts hatte. [...]

Und das war bestimmt schon 1950, da hab' ich, wenn ich sonntags wegging oder so, noch mein Konfirmationskleid getragen, weil es das einzigste gute Kleid war, was ich hatte. Das war aus Futterstoff genäht. Meine Konfirmation war 1948. Und der Mantel war aus einem uralten Mantel von meiner Patentante. Ich denke, der Mantel ist bestimmt heute über 100 Jahre alt.

Frau F. (1925): In Wuppertal krieg' ich keinen Bezugsschein für Schuhe, weil ich auf dem Büro bin.

Bei Kriegsende war ich 20 Jahre alt. Wir wohnten in Oberdüssel, im Tal abseits der Strasse nach Wuppertal, Grenze nach Wülfrath. Täglich hatte ich ca. 45 Minuten zu gehen zum Büro bei F. in Wülfrath. Das alte verrostete Fahrrad war nicht mehr zu benutzen, weil es beim allerbesten Willen keinen Fahrradschlauch zu kaufen gab.

Wir gehörten zu Wuppertal, bekamen aber, weil wir – meine Schwester und ich – auf dem Büro arbeiteten, keinen Bezugs-

schein für ein Paar Schuhe. Dass wir aber täglich zu Fuss nach Wülfrath gingen, interessierte die auf dem Amt in der Stadt nicht. So besass ich ein Paar Schuhe mit einer Holzsohle, die in der Mitte geteilt war und mit Sackleinen innen verbunden war. Wie erwähnt, wohnten wir auf dem Land, und so kam es denn, dass beim ersten Schritt, den ich nach draussen tat, meine Füsse in Dreck und Matsch steckten. [...] Die wurden auch bis zum Abend nicht trocken. Wir mussten ja oben über's Feld. Und dann hat mein Prokurist gesagt: «Wie? Sie kriegen keinen Bezugsschein?» «Nein, in Wuppertal krieg' ich keinen Bezugsschein für Schuhe, weil ich auf dem Büro bin.» Da hat der dafür gesorgt, dass ich meinen Bezugsschein kriegte, weil wir den weiten Weg zu gehen hatten. Und zu Fuss! Da fuhr nix! Da fuhr nix! [...]

[Später hat] von irgendwoher mein Vater ein grosses, hartes Stück Leder bekommen. Für ein Stück Schweinespeck hat ein Schuhmacher für meine Schwester und für mich ein Paar Stiefel gemacht. Richtig derbe Landserstiefel waren es, um die wir sehr beneidet wurden.

Frau C. (1931): Diese Dinger waren ja so unendlich schwer und wurden immer länger, man musste immer wieder ein Stück abribbeln.

[Schuhe], das war ein ganz grosses Problem. Mein Vater hat mir ein paar Schuhe gemacht ..., ach Gott, ach Gott! Er war so ein Allroundkünstler, würde ich sagen, der hat praktisch alles gemacht. [...]

Ich selbst habe '48 im Frühjahr angefangen zu arbeiten. Ich hab' in der Weberei gearbeitet. Die Währung' kam dann gar nicht lang danach. [...] Ich war noch sechzehn. Und da war nicht alles auf einmal da. Viele Jahre hatten wir noch die Zuteilungen. [...] Ich kann mich noch an Kittel erinnern, die meine Mutter mir dann genäht hat für die Arbeit (*in der Weberei*)), die ganz fürchterlich die Farbe verloren und alles. Es war keine Vorkriegsqualität, sagten wir immer. Es war schlecht gefärbt. Auch der Stoff aus der Weberei, der war grob, und auch die Wolle, die wir bekamen. Wir konnten auch einen Teil Wolle nicht direkt

kaufen, das war eher eine Prämie, die konnten wir umwandeln in Wollzuteilungen. [...]

Jeder hatte damals, der in der Weberei gearbeitet hat oder irgendwie mit irgendwelchen Leuten zusammen kam, (*die dort arbeiteten*), ganze Strickkleider. Die waren damals so modern, diese Faltenröcke, gestrickte Faltenröcke. [...] Diese Dinger waren ja so unendlich schwer und wurden immer länger, man musste immer wieder ein Stück abribbeln. Das durfte ja nicht sein, da durfte ja kein Rock aus dem Mantel rausgucken. Dann musste man wieder abribbeln, und dann war immer der Rand unten weg. [...] Ich hatte ein weinrotes Strickkleid mit einem Norwegerstern hier oben eingestrickt. [...] Der Rock, der durfte beileibe nie gewaschen werden, dann wäre das andersfarbige Muster weg gewesen! [...] Aber, Gott, haben wir gepinnt (*gestrickt*)¹. Aber wir haben das gern getan. [...]

Das waren alles Erfahrungen, was die Mutter mir beigebracht hatte. Ich hab' mit neun, zehn Jahren schon angefangen, meine ersten Erfahrungen auf der Nähmaschine [zu machen]. Hab' dann später für meine Kinder mir alles selbst beigebracht [und] die tollsten Sachen genäht. Ich hab' Anoraks und alles genäht. Nur an einen Mantel, da hab' ich mich noch nie rangewagt.

Frau K. (1925): Wir hatten keine Stoffe, aber die Röcke wurden irre weit und lang.

Wir haben genäht aus allem Möglichen, was wir konnten. Mein Vater brachte mal eine Zeltplane mit, so einen Tarnstoff, ziemlich steif und fest. Und da ich schon immer sehr geschickt war und gern nähte – ich hatte noch nicht daran gedacht umzuschulen – habe ich mir aus diesem Tarnstoff einen Morgenmantel genäht. Todschick! Bis zur Erde gehend, etwas glockig, mit Braun abgesetzt. Heute könnte ich mich kaputt lachen darüber. Das war mein Stolz, in diesem steifen [Tarnstoff]! Das war Nachkriegszeit. Ich wollte ja auch mal einen Morgenrock haben. Ich hatte keinen. Da habe ich mir eben daraus so was gemacht. Aus Rucksackstoffen habe ich mir einen Hut gemacht. Wir haben alles Mögliche versucht, um irgendetwas zu beschaffen.

Meine Freundin heiratete '47. Da gab es auch noch nicht viel. Ihr Mann hatte auch geschoben, geschoben, sonst hätten die gar nicht heiraten können. Das war eben so. Mein Gott, man musste sich helfen. Und da hatte ich ein Stückchen Fallschirmseide. Da hab' ich ihr zur Verlobung aus dieser Seide ein Hemdhöschen nähen lassen, mit Spitze! In einem [sehr renommierten Wäschesgeschäft in Berlin]. Aber die nähten nur, die konnten nix mehr verkaufen. Die nahmen Stoffe an und arbeiteten. Und die machten das natürlich fachgerecht. Und ich wollte doch was Fachgerechtes schenken. Diese Hemdhose, die könnte man heute noch tragen, so schick war die, aus dieser Fallschirmseide mit dieser Spitze. Das war das Geschenk, das am meisten bewundert wurde. Was ganz Tolles! [...]

Wir hatten ja nüscht anzuziehen. Hüte hatte man auch nicht. Und man wollte jetzt endlich schick und schön, und weiss ich was, sein. Und denn hatte ich irgendwoher zwei alte Hüte aufgegabelt, mit denen ging ich zu einer Putzmacherin, das war auch so ein junges Mädchen wie ich, die wollte da jetzt auch was machen aus ihrem Leben. Die hatte sich wieder mit jemandem zusammengetan, und die hatten so ein kleines Modeatelier, in dem Sinne, dass sie Hüte fabrizierten. Aber natürlich nur aus mitgebrachtem Material. Es gab ja nichts. [...] Und wie immer, wenn nichts vorhanden ist, will man was ganz Tolles. [...]

Da gab es damals diesen Glocken-Look in der Mode. Wir hatten keine Stoffe, aber die Röcke wurden irre weit und lang. [...] So ein Quatsch! Da sollten sie mal Mini gehen wie heute, da brauchten sie nicht viel Stoff. Bei uns mussten es Glocken sein, ganze Glocken, und knielang. Und so war das auch mit den Hüten. Die Hüte bekamen Krempe. Also, ich war immer sehr modebewusst und auch sehr mutig, ich trag das dann. Wenn ich es trage, dann kann ich das tragen. So aus diesem Gefühl heraus, so war ich schon als ganz junger Mensch. Und dann sage ich: «Machen Sie mir mal einen ganz schönen Hut! Ich habe da noch einen schwarzen Mantel, den kann ich dazu tragen.» Dann habe ich noch so was dran gesetzt, damit der nun noch länger war. Also ich sah aus wie aus dem Modejournal: Hatte einen Hut wahrhaftig mit so einer Krempe, so einen flachen englischen Kopf, und der bog sich dann. Ich ging also voller Stolz mit mei-

nem Hut, wollte in die Strassenbahn einsteigen. Und die Berliner sind ja sehr schlagfertig. Sagt doch der Schaffner zu mir: «Fräulein, for den Hut müssen Sie extra zahlen.» Werde ich nie vergessen. Es war herrlich!

3.1.5 Spielen und Feiern

Frau A. (1938): Wir sind auch mal durch Keller, da hing dann hier ein Mensch und da.

In Berlin (1946, nach der Vertreibung) mussten natürlich auch Nahrungsmittel beschafft werden für so viele. Wir lebten auf zwei Räumen und einer Küche. Da waren mein Bruder, der kam auch aus der Gefangenschaft zurück, meine Schwägerin, die Eltern meiner Schwägerin, das waren vier Personen, und wir waren fünf. Wir lebten dann mit in diesen Räumen. Und jeder versuchte dann natürlich, irgendwo was zu organisieren. Dann waren die Erwachsenen sowieso den ganzen Tag unterwegs. Und meine Mutter und mein Neffe, die lagen mit Typhus da im Krankenhaus. Und ich war auf mich alleine angewiesen. Ich bin dann auch, habe mich mit anderen Kindern zusammengeschlossen. Und dann sind wir durch Berlin gezogen, überall durch die Trümmer. Was wahrscheinlich auch nicht ungefährlich war.

Ich möchte nicht wissen, was meine Mutter vielleicht für Ängste ausgestanden hat. Ich kann sie leider nicht mehr fragen, und irgendwie hat man da früher nicht so drüber gesprochen oder mal nachgefragt, was hast du denn dabei gefühlt oder so. Das ist irgendwie alles so liegen geblieben. Weil ich selber da ja auch noch sehr jung war (8 Jahre), und irgendwann will man das nicht mehr hören und sehen. Man hat das dann die ganzen Jahre immer gehört, was die Eltern so erzählt haben. Und was da für Erlebnisse waren. Ich meine, so ist es Tausenden oder noch mehr Menschen ergangen wie uns, also es ist keine Ausnahme gewesen. [...] Ich bin dann auch durch die Trümmer gezogen, es war schon stockdunkel, wie ich mal nach Hause kam. Ich kann mir vorstellen, dass sie (*Frau A.s Mutter*) ein bisschen doch aufgeregt war, böse auf mich.

Ich war eigentlich nie so ängstlich. Wir sind dann auch mal durch Keller, dann hing mal hier ein Mensch oder da jemand, der sich aufgehängt hat, inzwischen. Das hat man alles so miterlebt. Ich meine, das hat man dann auch nachher nicht mehr so schrecklich empfunden, das war normal, so was. Denn nachdem man das alles gesehen hat oder gehört und mitbekommen hat, das ist genauso wie jetzt in den Kriegsgebieten, die Kinder leben auch damit. Obwohl ich meine, das bleibt schon in der Erinnerung. Aber man hat das doch so abgebaut, ich würde sagen, ich empfinde das nicht als so grausam. Wenn man dann heutzutage die Fernsehbilder sieht, die sind oft viel schrecklicher. Oder man baut als Kind das vielleicht ganz anders ab. [...]

Ich hatte da (*in Berlin*) auch irgendwelche Kinder kennen gelernt, die auch sich alleine da den ganzen Tag rumtreiben mussten, praktisch. Und wir waren dann ständig unterwegs. Und dann haben wir auch gebettelt. Haben dann auch schon mal ein paar Pfennige bekommen, aber wir haben uns da seltsamerweise nichts für zu Essen gekauft, sondern wir sind dann mit der Strassenbahn gefahren. Und zwar fuhr die von Borsigwalde aus, machte einen riesen Kreis durch ein Waldgebiet oder Heidegebiet – Berlin ist ja Sand und Heide – und kam dann wieder an der gleichen Stelle aus. Und diese Runde sind wir dann immer gefahren. Da waren wir immer ganz stolz drauf. Diese paar Pfennige haben wir dann nicht in Essen umgesetzt. Ich weiss nicht, ob es irgendwo auch was zu kaufen gab. Das war immer ein ganz tolles Erlebnis, wenn wir da einmal mit der Strassenbahn im Kreis fahren konnten. So was kannte ich ja überhaupt nicht vom Land (*in der Mark Brandenburg vor der Vertreibung*) her. Das war super, war das. [...] Ich meine, es war bestimmt super gefährlich in der Zeit. Und dass mir nichts passiert ist, ist für mich selbst jetzt im Nachhinein noch immer ein Wunder. Wo ich mich immer rumgetrieben habe, und dann noch als Mädchen. Jetzt, nachher, könnte ich noch Angst bekommen über die Dinge, die ich damals gemacht habe, die ich damals aber gar nicht so empfunden habe. Ich konnte mich in sämtlichen Stadtteilen bewegen, das war egal, ich fand immer wieder nach Hause zurück.

Frau C. (1931): Wir haben Handgranaten abgezogen und in den Schlammteich geschmissen.

Ich war immer nur mit Jungens zusammen, aber immer waren meine Brüder nahe dabei. Und ich wollte es den Jungens gleich machen, also ist man als Mädchen wilder als ein Junge. Ich konnte schießen. Mein Vater hat uns gesagt: «Ihr findet überall die Pistolen und Gewehre. Ich zeig' euch, wie es geht, damit ihr nichts verkehrt macht. Wenn Du damit umgehen kannst, dann kann Dir nichts passieren, und du fügen auch keinem anderen was zu.» Und der hat tatsächlich die Jugendlichen, die Kinder, um sich geschart, und wir haben alle auf einen grossen Baum geschossen. Ich weiss noch meine blaue Schulter (*von dem Rückschlag*), als ich zum ersten Mal mit einem schweren Karabiner [geschossen habe], den konnte ich kaum halten. Und Gott sei Dank, uns ist nie was passiert. [...]

Es war irgendwie unheimlich beeindruckend. Wir haben Autos auseinander genommen, wir haben Geschütze auseinander genommen. Wir haben dann immer diese hochwertigen Kugellager da rausgenommen, haben auch damit später getauscht. Wir haben optische Geräte ausgebaut, Fernrohre und so was alles. Wir waren überall und nirgends, wir Kinder. Wir haben Handgranaten in den Schlammteich geschmissen, abgezogen und reingeschmissen, und all so einen Blödsinn haben wir gemacht. Mein Vater hat uns gezeigt, wie man es macht. Es ist uns, Gott sei Dank, nie etwas passiert. Es war spannend, unheimlich spannend. Und dann war immer interessant, neu herauszufinden, was man gelernt hatte.

Frau P. (1940): Ich habe damit gespielt, was mein Bruder so selbst gebastelt hat.

[Ich habe damit gespielt,] was mein Bruder so selbst gebastelt hat. Das waren Puppen und eine Puppenstube. Darin war so ein Kanapee mit Stoff, was meine Mutter selbst überzogen hat. Dann war da noch ein kleines Schränkchen, sogar zwei Bettchen hatte ich und selbst gemachte Püppchen aus Draht, so umwickelt mit Garn oder mit altem Stoff, und dann einen runden



*Spielende Kinder auf
dem Kirch platz in
Wülfrath, 1946;
aufgenommen von
einem englischen
Besatzungssoldaten
(Privatarchiv: Robert A.
Stamp)*



*Als Mexikanerin
verkleidetes Mädchen,
Karneval 1950
(Privatarchiv: Herr E.)*

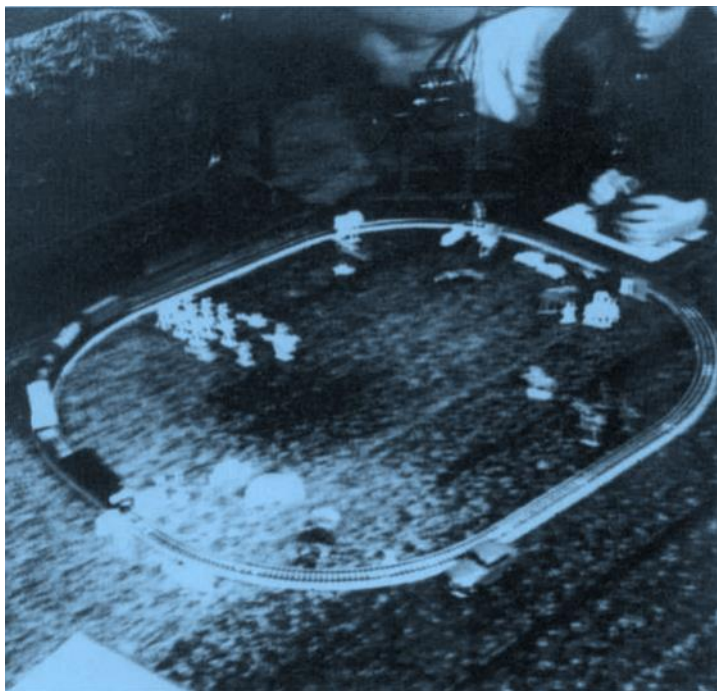
kleinen Tisch für die Stühle. Das waren so runde Klötze, und da war so Schaffell oben drauf geklebt. Ach, das hatte ich lange gehabt. Wir hatten ja Schafe. [...] Wir hatten auch nicht gefroren im Winter. Meine Mutter hat auch selbst gesponnen. Das Spinnrad hat sie sich auch herstellen lassen und hat dann Material, also Esswaren, dafür eingetauscht.

Und dann hatte ich noch [irgendein anderes Spielzeug], da kann ich mich auch entsinnen, und zwar hatten wir in der Schule in Neukirchen (*in der Pfalz*) russische Gefangene, und die haben geschnitzt. Da hatte ich einen Vogel auf einem Stock zum Schieben, da waren Räder, und da war ein Vogel drin, der bewegte die Flügel. Da haben wir dann so Brot oder das, was wir so über hatten, dahin gebracht, und dafür hatten wir dann das Spielzeug bekommen.

Herr E. (1940): Ich sehe mich immer noch beim Onkel auf der Decke sitzen, wie ich mit diesen Schachteln Eisenbahnen gebastelt habe.

Da gab es dann auch mal, da war ich fünf oder sechs, also direkt nach dem Krieg, einen Holzroller mit Holzrädern. Den hab' ich zu Weihnachten gekriegt und bald meine ersten Bücher. Ein Buch habe ich noch. Mein erstes Buch hiess «Pipo». Das habe ich bekommen nach dem Krieg, '46 oder '47. Pipo war eine Kasperlepuppe, die ein Junge irgendwo zu Hause gekriegt hat, und der hat die Puppe immer mitgenommen. Der Junge hat sie mit in den Krieg genommen. Das war ein Kriegsbuch aus der Zeit. Der Junge hat einen Schuss in den Rücken gekriegt, Pipo hat den Schuss mit seinem Holzkopf angehalten. Und dann ist dieser Soldat beim Rückmarsch mit seiner Truppe in einen Fluss gefallen, und da ist er (*Pipo*) aus dem Rucksack gefallen. [...] Es war ein Buch, nach dem Krieg herausgegeben, aber in typischen Kriegssituationen beschrieben. Das habe ich noch zu Hause. Da ist eine Widmung drin von meiner Mutter. [...]

Ich hatte wenig Spielzeug, bis auf diesen Holzroller, das war wirklich ein riesengrosses Geschenk. Ich kann mich nicht an ein anderes wertvolles Geschenk in den ganzen Jahren erinnern. In der Zeit meines Vorschulalters sehe ich mich immer noch beim



Herr E. mit der Märklin-Eisenbahn, die er von seinem «zweiten» Vater 1950 geschenkt bekommen hatte (Privatarchiv: Herr E.)

Onkel F. auf der Decke sitzen, der Streichholzschachteln gesammelt hatte, wie ich mit diesen Schachteln Eisenbahnen gebastelt habe, immer wieder. [...] Räder ausgeschnitten, diese dann rangeklebt. Wenn ich zum Onkel F. kam, da war immer meine erste Frage: «Hast du wieder Streichholzschachteln da?» Und dann habe ich geklebt. Klebstoff gab es ja auch nicht. Wir haben Klebstoff aus angemachtem Mehl gemacht. Die Frau von dem Onkel F., Tante M., die hat in eine Tasse ein bisschen Mehl rein, Wasser, daraus wurde der Klebstoff. Mit Kordeln wurden die Züge verbunden.

Ich hatte einen weiteren Onkel [in Velbert], dessen Sohn war im Krieg gefallen. Dessen Sohn hatte eine elektrische Eisenbahn. Wenn ich dort zu Besuch war, baute der diese elektrische Eisenbahn auf. Ich durfte damit nicht spielen, nur dabei sein, wenn er die aufbaute. Es war die Erinnerung an seinen Sohn und auch was ganz Wertvolles. Wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht, dann hat er sie später beim Hamstern eingetauscht. Bei Familienfesten oder ähnlichen Treffen, da weiss ich noch, dass die anderen Erwachsenen immer gesagt haben: «Lass doch den E. auch mal fahren oder lass den E. auch mal die Lokomotive draufstellen!» Aber ich durfte nicht. [...]

Meine Mutter hat nach dem Krieg, '49 oder '50, einen neuen Mann gehabt, später dann geheiratet. Er wurde mein zweiter Vater, da war ich neun, der kam aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft zurück. [...] Und er hat mir Weihnachten '49 oder '50 zum ersten Mal eine elektrische Eisenbahn geschenkt. Das war die Erfüllung meines Kindertraumes mit zehn.

Frau I. (1933): Die Kalkwerke haben auch immer für Weihnachten gesorgt.

Die Kalkwerke haben auch immer für Weihnachten gesorgt. Also die Kalkwerke waren früher sozialer als sie das heute sind. Früher konnte man billiger Kohlen kaufen, billiger Kartoffeln kaufen, Mineralwasser konnte man kaufen, billig, und unter anderem auch Tannenbäume. Dann kostete ein schöner grosser Baum meinetwegen zwei Mark. Und der wurde dann geschmückt. Der rieselte dann natürlich in der Küche nach zwei

Tagen, weil man ja nur diesen eine Raum hatte zum Wohnen und Kochen. Da war der Ofen an, da war es sehr heiss. [...] Geschenke gab es eigentlich nur das, was die selber machen konnten, eigentlich nur Bekleidung, weil man das auch brauchte, und die kriegte man dann auch zu Weihnachten oder zum Geburtstag, weil das das Einzige war, was die Eltern dann auch hatten.

Mein Onkel, der brachte Rohkaffee mit, der wurde in der Pfanne geröstet. Und mein Bruder, der trinkt auch heute noch gerne Kaffee, der hat immer zu meiner Mutter gesagt: «Nur ein Schlückchen.» Das war was ganz Tolles, wenn man Kaffee von irgendwoher bekam oder, nach dem Krieg, als es dem Grossvater ganz schlecht ging, da hat er für jeden von uns Kindern ein Päckchen Kekse mitgebracht, die er in der Gefangenschaft nicht gegessen hatte, nur damit er was hatte, das er mitbringen konnte, weil wir Kinder gewöhnt waren, wenn der Opa kommt, der brachte immer was mit.

Frau A: (1924): Den Schleier habe ich von meiner Tante geliehen.

Ich habe 1948 geheiratet, vor der Währungsreform*. Da habe ich von allen Verwandten was aus dem Bestand gekriegt. Wir haben eine richtige Hochzeit gefeiert. Mein Vater hatte vorher weissen Voile (*durchsichtiger Stoff*) getauscht. Meine Kusine ist Schneidermeisterin, die hat mir da ein Kleid draus gemacht, und irgendwo im Bestand hatte sie noch ein bisschen Spitze, und damit hat sie das bearbeitet. Ein weisses Brautkleid! Den Schleier habe ich von einer Tante geliehen bekommen.

Wir haben vorher schwarz Schnaps gebrannt aus Rübenschnitzeln. Mein Mann noch mit. Es war ganz aufregend. Da wurden dann Äpfel, Birnen und Rübenschnitzel angesetzt. Das musste gären. Und dann wurde eine umgearbeitete Milchkanne auf den Herd gesetzt, und dann wurde das durch eine Kupferleitung [geleitet], und da war ein Gefäss, da wurde das durch Wasser geführt, damit sich das Wasser (*das Destillat*) absetzte. Die ganze Geschichte wurde dann durch einen Gasmaskenfilter laufen gelassen, durch Aktivkohle, damit man die Giftstoffe da rausfilterte. Und dann wurde das mit Himbeersaft vermischt,

weil das ja so stark war und mit Essenzen, die man da auch schon irgendwo kaufen konnte. So machte man Schnaps. Der schmeckte gar nicht schlecht. Wie Likör heute. Man hatte ja auch gar nichts anderes, man hat gar keinen Vergleich gehabt. Man konnte auch gar nicht Vergleiche ziehen. Schmeckte gut. Auch früher auf dem Lande, wenn zum Beispiel Erntedankfest war, da wurde eine Flasche Korn gekauft, und der wurde auch für die Frauen mit Himbeersaft versetzt. Da wurde gespart. Von wegen Likör gekauft! Da wurde Land für gekauft, aber kein Likör! (*Für die Hochzeit*) wurde vorher geschlachtet. Es wurden oben auf dem Boden Würstchen gemacht. Es wurde schwarz geschlachtet. Es wurde heimlich Milch durch die Zentrifuge gedreht, damit man Sahne hatte, weil ja dann die vielen Kuchen gebacken wurden. Das wurde alles vorher gemacht.

Dann fuhren wir zum Standesamt. Es war ja die Zeit der Zigarettenwährung. Und wir fuhren mit dem Auto, mit einem holzgasgetriebenen Auto. Der (*Fahrer*) hatte meine Oma geholt, und der fuhr uns dann auch zum Standesamt. Und dann habe ich auf der Fahrt zum Standesamt meinen Mann gefragt: «Hast Du Zigaretten? [...] Hast Du auch Geld?» Da hat er gesagt: «Nein.» Das habe ich für ein Gerücht gehalten, Geld hatten wir genug. Und der Standesbeamte, der uns getraut hat, der hat dann gesagt:

«So, diese Urkunde kostet zwei Mark.» Und da hat mein Mann gesagt: «Es tut mir furchtbar Leid, Geld habe ich nicht da.» Und unsere Trauzeugen hatten nur grosses Geld. Dann haben wir den Standesbeamten eingeladen zum Essen. Das war ihm viel lieber. Also, es war die Zeit der Zigarettenwährung.

Aber mein Mann hatte ja eine Menge (*Zigaretten*) aus der Gefangenschaft mitgebracht. Er hat ja nie geraucht. Hatte sie, so gut es ging, versteckt zu Hause. Und als er sie dann brauchen wollte für die Hochzeit, da hatte sie mein Schwiegervater so gut wie aufgeraucht. Er hatte sie gefunden. Es waren nur noch ein paar da. Mein Mann hatte Kaffee mitgebracht, Zigaretten und Seife, Palmolive-Seife oder irgendwas aus Amerika. Er hat das ja mit viel Geschick durch die Kriegszeit durchgebracht. Und als das Kind geboren war, da hatte ich wenigstens noch vernünftige Seife dafür. Also die Seife war noch da, aber die Zigaretten hatte mein Schwiegervater fast alle aufgeraucht.

3.1.6 Lernen

Frau I. (1933): In der ersten Zeit wurde wirklich nur darauf geachtet, dass wir wieder ein bisschen Lesen und Schreiben oder so was beigebracht kriegten.

Wir hatten einen Lehrer, der ein ganz grosser Nationalsozialist war. Wir haben sämtliche Soldatenlieder, die so nutzlos sind wie noch was, [gelernt], die können wir heute alle auswendig noch, weil wir auch nachmittags kommen mussten und diese Lieder lernen. [...] Die anderen waren immer die Schuldigen. Die wollten uns ja was tun. So hat man uns das beigebracht. Von den Eltern her überhaupt nicht. Meine Eltern, meine Grosseltern, die hatten immer ein offenes Haus für jeden. [...] Da war kein Unterschied, ob der Mensch ein Ausländer war oder ein Deutscher, das gab es da nicht.

Ich war dann 1943 in Polen bei Verwandten, und selbst da im Sommer war keine Schule. Und als ich dann wieder nach Hause kam, da fing das so an, dass sehr oft die Stunden ausfielen. Und dann nachher, gab es gar keinen Unterricht mehr. Ich denke, seit Herbst '44. Ich bin in eine Landschule gegangen und habe unter dem Zeugnis stehen: «Wegen der Kriegsverhältnisse aus dem siebten Schuljahr entlassen.» Da fing dann erst '45 im Herbst der Unterricht wieder an. [...]

Ich bin bis '48 zur Schule gegangen. Wir bekamen dann direkt einen anderen Lehrer. Dieser Lehrer wurde sofort abgesetzt, den wir (*bis 1944*) hatten, weil der Nationalsozialist war, und ich muss sagen, er hat vielleicht ein gutes halbes Jahr noch gelebt, und dann starb er. Der hat das nicht verkraftet, dass seine Ideale so kaputt gingen. Dann hatten wir auch noch eine Sportlehrerin, und die ist dann dumm geworden. Sie lebt jetzt noch, aber sie ist wirklich total von der Rolle. Auch als Folge, weil sie so von dieser Idee überzeugt war. [...]

Wir wurden ja praktisch richtig gedrillt, und als das vorbei war, waren wir eigentlich froh, weil, es war eine unheimliche Belastung, jeden Morgen Fahnenparade und so was, bei Wind und Wetter. Unser Lehrer stand dann am Fenster, hat die Fahne rausgehängt. Und wir standen auf dem Schulhof bei jedem Wet-

ter. Wir hatten ja nicht viel anzuziehen, und wir waren manchmal durchnässt und sassen dann im fast ungeheizten Klassenraum. Für die Schulen gab es ja auch nicht viel. Wir haben zum Teil in den Mänteln gegessen, weil es nicht geheizt war. [...]

Bei uns in der Volksschule wurde (*nach Kriegsende*) über die NS-Zeit und den Krieg überhaupt nicht geredet. Wir kriegten dann einen Lehrer, der sehr katholisch war und der auch sehr drauf geachtet hat, dass wir sonntags zur Kirche gingen. Der wollte wirklich, dass man eine christliche Erziehung hatte. Aber in der ersten Zeit wurde wirklich nur darauf geachtet, dass wir wieder ein bisschen Lesen und Schreiben oder so was beigebracht kriegten.

Auch Musikunterricht und Zeichnen, das fiel alles flach, weil wir so dumm waren, dass wir überhaupt keine Ahnung von den anderen Sachen hatten, die eigentlich lebensnotwendig waren. Das andere ist vielleicht auch lebensnotwendig, aber vielleicht nicht in dem Masse. Wenn ich Talent habe, kann ich Zeichnen und Musizieren dann auch alleine lernen. Aber auf Schreiben, Lesen, Rechnen, da wurde eigentlich mehr Gewicht drauf gelegt. Beim Geschichtsunterricht, da blieb es dann bei den Germanen und so. [...]

Wenn ich in dieser (*der heutigen*) Zeit gross geworden wäre, hätte ich eine andere Schulbildung. Zu der Zeit konnten meine Eltern keine 75 Mark im Monat aufbringen alleine nur für die Realschule hier in Wülfrath. Hätten meine Eltern nicht gekonnt. Und wenn man dann in einer anderen Zeit gelebt hätte, oder zum Beispiel wie unserer Sohn gross geworden ist, dann hätte man andere Möglichkeiten gehabt. Also ich denke schon, dass wir in dieser Hinsicht, also was schulische Ausbildung betrifft, doch sehr benachteiligt worden sind. Weil das, was wir gelernt haben, ist nicht notwendig, das braucht man nicht. [...] Zum Beispiel diese ganzen Hitlerreden, über die wir Aufsätze schreiben mussten, diese ganzen Soldatenlieder, die wir kennen. Es ist alles nutzloses Zeug. Das braucht man nicht. Und diese Sachen, denke ich, sind vertane Zeit. Die hätte ich besser gebrauchen können für andere Sachen. Wenn jetzt die Eltern eine andere Schulbildung gehabt hätten, dann hätten die uns ja da weiterhelfen können. Aber da sie ja alle nur Volksschüler waren,

kommt man da ja auch nicht weiter. Meine Mutter ist ein toller Briefschreiber, und sie hat ganz tolle Gedichtsammlungen und so was. Ist nicht so, dass sie dumm sind, die Eltern, nur einfach, es fehlt diese humanistische Bildung, würde ich so mal sagen.

Frau A. (1938): Ich habe immer geguckt und habe immer versucht, diese Buchstaben nachzumalen, so, als wenn man ein Bild malt.

Und dann sind wir Anfang '46 (*nach der Vertreibung*) nach Berlin gekommen. Da wurde ich dort noch mal eingeschult. Da kam ich in so eine grosse Schule. Das war natürlich riesig für mich, denn ich war ja vorher auf einem kleinen Dorf (*bei Landsberg, Mark Brandenburg*) gewesen, da war ja nur ein kleiner Raum oder ein kleines Gebäude. Und das war [in Berlin] ein riesiges Gebäude mit Treppen, und oben und unten Schulräume. Und da habe ich meine erste Ohrfeige bekommen. Und zwar wurde ich in eine Klasse eingewiesen und fand mich natürlich überhaupt nicht zurecht. Dann stand da auch was an der Tafel geschrieben, konnte ich natürlich nicht lesen, kein einziges Wort, weil ich ja noch gar nicht richtig schreiben und lesen gelernt hatte. Wir sollten da auch irgendwas machen, und ich wollte meinen Nebenmann oder -frau nur was fragen, wie das da wohl heisst. Und zack, hatte ich schon eine Ohrfeige weg! Das gehörte sich eben nicht, da irgendwo nachzufragen. [...]

Dass ich da was gelernt habe, da kann ich mich überhaupt nicht entsinnen. Denn ich bin dann noch mindestens drei Monate da zur Schule gegangen, bevor wir hier zum Westen hinkamen. Ich weiss nur, dass die Schule riesig war und dass ich mich überhaupt nicht zurecht fand und dass ich weder lesen noch schreiben konnte und dass wir hungern mussten!

Und zwar bekamen die hiesigen (*Berliner*) Kinder Schulspesung», oder was weiss ich, was das war. Nudeln gab es an einem Tag. Da kriegten wir nicht ein Zipfelchen ab, wir mussten zugucken! Die Flüchtlingskinder, die bekamen da nichts von. Es gab nur für diese hiesigen Kinder! Ob die Eltern jetzt da irgendwie was bezahlen mussten, das weiss ich nicht. Auf jeden Fall waren wir grundsätzlich ausgeschlossen. Ja, die Stadt war

voller Soldaten: Russen, Engländer, Franzosen, Amerikaner, und dann voller Flüchtlinge und Vertriebenen. Und dann alles ausgebombt. [...]

Ich wurde dann hier (*in Wülfrath*) eingeschult, wieder von Neuem. [Ich war da schon acht.] Normalerweise gehörte ich mindestens in das zweite Schuljahr, wenn nicht schon fast ins dritte. Ich kam dann hier in die Schule Silberberg, die nicht mehr besteht. Da ist jetzt Kalksteinbruch. [...] Die Schule, die war zweiklassig gewesen. Also, es waren immer vier Schuljahre in einer Klasse. Und da kam ich dann direkt ins zweite Schuljahr, altersgemäss. Nur, ich konnte absolut überhaupt nichts, höchstens, was mir meine Eltern versucht haben beizubringen.

Die Lehrerin war allseits bekannt, die hatte hier damals an der Mittelschule gelehrt, ist dann aber strafversetzt worden, weil sie auch in der Partei* oder im Naziregime tätig war, und ist dann zur Schule Silberberg versetzt worden. [...] Die hatte dort die ersten vier Schuljahre. Und die war, das muss ich sagen, eine herzensgute Lehrerin, hatte auch immer ihre Lieblingsschüler. Und die hatte mir denn aufgetragen, ich sollte das mal von der Tafel abschreiben. Und dann habe ich versucht ... Ich möchte eigentlich jetzt noch mal sehen, wie ich das da versucht habe zu schreiben; denn ich habe immer geguckt und habe immer versucht, diese Buchstaben nachzumalen. Natürlich keine Ahnung, wie. Ich habe das versucht zu malen, so, als wenn man ein Bild malt. Wie ich den Stuhl da malen würde, so habe ich versucht, diese Zeichen an der Tafel nachzumalen. Die Schrift, die hätte ich heute gerne mal gesehen. [...] Das muss so scheusslich gewesen sein, dass sie sofort zu mir gesagt hat: «Das hat keinen Zweck, sofort ins erste Schuljahr!»

Also, ich habe von ganz klein wieder angefangen. Und habe dann, da man mit vier Schuljahren zusammen war und jeder Jahrgang da beschäftigt werden musste, viel gelernt in der Zeit. Das Schreiben, das habe ich so nebenbei gemacht. Wenn wir was aufhatten, eine Reihe «i» – oder was weiss ich – und die anderen mussten ein Gedicht aufsagen, das Gedicht konnte ich auch so nebenbei. Oder die mussten rechnen, je nachdem, mit welchem Schuljahr sie sich gerade befasste, das habe ich natürlich alles mitbekommen und habe das auch direkt verarbeitet und konnte

alles von vier Schuljahren gleichzeitig, so dass ich eine Klasse übersprungen habe später mal. Ich war ja auch schon altersmäßig so weit, das hat mich auch alles wahnsinnig interessiert. [...]

Und dann war es so weit, dass man sich hier zur damaligen Mittelschule anmelden konnte. Da gab es noch eine Prüfung. Und wir hatten damals erst einen Lehrer gehabt, bei dem wir fast absolut nichts gelernt haben, der hat mehr geprügelt, als dass wir was gelernt hätten. Und dieses Jahr, das ich übersprungen hatte, das habe ich wieder verloren dadurch. Dann bekamen wir den Lehrer S., das war ein einmaliger Lehrer. Der hat dann sogar noch versucht, uns Englisch beizubringen. Bevor wir hier überhaupt zur Mittelschule kamen, haben wir bei dem schon Englisch gelernt. Der hat uns nachmittags zusätzlich noch trainiert für die Mittelschule. Und er hat auch alle Eltern gebeten, sie möchten noch ein Jahr warten, bis sie uns anmelden, weil mit dem Wissensstand, den wir zu der Zeit hatten, würden wir absolut alle durchfallen, und das wäre ja auch kein Renommee für die Schule. Das wäre ja nun wirklich nicht gut. Dann hat er dieses Jahr zusätzlich nachmittags gepaukt, [mit allen,] die weiter gehen wollten. Und dann haben wir auch hier die Prüfung gemacht.

Und dann kam der Knall: Und zwar waren so viele Schüler und Schülerinnen, dass die [Äe^/Jschule praktisch zwei Klassen einrichten musste. Dann haben die erst mal eine Klasse [eingerrichtet]. [...] Das war die High Society von Wülfrath, alle, die Geld hatten, waren in der Klasse. Also mit Wissensstand hatte das überhaupt nichts zu tun, was sich später dann auch herausstellte. Und eine andere Klasse konnten die absolut nicht einrichten, weil, zwei Klassen wären einfach zu viel.

Dann haben sich die Eltern wohl alle zusammengetan, und es ging doch! [Die zweite Klasse musste letztlich eingerichtet werden.] In dieser zweiten Klasse waren in der Hauptsache Flüchtlings- und Vertriebenenkinder und Kinder, die geistig nicht so in Form waren, anhand der Prüfung. Also das war schon der «Abschaum», die zweite Klasse. Und das hat sich in vielen Jahren ausgewirkt.

Da gab es eben die Klasse «a» und die Klasse «b». Die «a» war die absolute Spitzenklasse. [...] Und nach vier Jahren waren

wir gemischte Klassen. Erst mal waren wir ja die arme Klasse gewesen, und wir durften längst nicht alles, was die a-Klasse durfte. [...] Das war nicht eingebildet, das war Tatsache. Und eines Tages hiess es: «Die beiden Klassen müssen zusammengelegt werden!» Und zwar eine reine Mädchenklasse wegen des Biologieunterrichtes und eine reine Jungenklasse. Da können Sie sich ja die Proteststürme denken. Alles war hasserfüllt, [vor allem die Schüler]. Damals gab es auch zwei Schulhöfe.

Die Lehrer mussten damals viel Arbeit leisten, um uns damit vertraut zu machen, dass wir doch alle zusammen [gehörten]. Das war furchtbar. Wir sind unter Protest in diese Klasse gegangen. Und jetzt kam der Knall: Was wir bei unserer Klassenlehrerin gelernt hatten, da hatte die a-Klasse überhaupt keine Ahnung [von]. Und die fielen alle aus allen Wolken! [...] Aber die haben das so zustande gebracht, dass wir uns doch wirklich nachher sehr gut vertragen haben, die Mädchen untereinander und die Jungenklasse auch, obwohl vier Jahre lang immer dieser Hass da gewesen war. Es hiess ja auch immer: «Ja, die a-Klasse, die kann alles viel besser als ihr.» Und das stimmte überhaupt nicht. Vom geistigen Zustand waren wir viel weiter gebildet schon als die a-Klasse.

Herr E. (1940): Die Realschule kostete damals 30 oder 35 Mark im Monat, und das hat meine Mutter nicht aufbringen können.

Ich bin '46 in die Schule gekommen. Direkt nach dem Krieg, in die Parkschule. Das war noch Ostern. [...] Das war eine evangelische Bekenntnisschule. Ich bin auch evangelisch erzogen worden. Und hundert Meter weg war die katholische Schule. Es gab tiefe Gräben zwischen katholisch und evangelisch, heute kaum noch zu verstehen. Die katholischen Mitbürger, auch Kinder, waren in Wülfrath in der Diaspora, sie waren die Minderheit. Und wir Evangelischen waren die stärkeren. Wir haben auf die Katholiken immer runtergeguckt.

Nach dem Krieg war entweder die Parkschule nicht voll in Betrieb zu nehmen, oder es wollten auf einmal so viele in die Schule gehen, wir hatten vormittags und nachmittags abwech-

selnd Unterricht. Ganz willkürlich. Manchmal morgens zwei Stunden Unterricht und dann nachmittags noch mal zwei oder eine Stunde oder so. [...] Als die Schule anfang, haben wir auf Schiefertafeln mit Griffel geschrieben. Es gab nur ein einziges Geschäft in Wülfrath, wo es Schulhefte gab. Die wurden zuerst auf eine Bescheinigung der Schule ausgegeben. Diese Hefte waren so selten, man hatte immer nur ein einziges Schulheft. In dem Schaufenster des Schreibgeschäftes sah die Dekoration aus wie in der DDR: fast nichts im Schaufenster, nur graues Packpapier. Da habe ich meine ersten Schulhefte gekriegt.

Jeder Jahrgang war eine Klasse. Es war keine Dorfschule. Als ich eingeschult wurde, da waren wir in meiner Klasse über 50 Schüler. [...] Für mich war Schule immer eher was Schönes, weil Schule war immer so ein Gegensatz in meiner Ein-Punkt-Familie. Und in der Schule war mehr Leben. [...] Ich war immer sehr wissbegierig und habe offensichtlich meine Streicheleinheiten dort bekommen.

Zu den unangenehmen Erfahrungen nach dem Krieg gehörte auch, dass meine Mutter das Geld für die Realschule nach dem Krieg nicht zusammengekriegt hat. Hier in Wülfrath gab es nur die Auswahl zwischen Volksschule und Realschule. Die Realschule kostete damals 30 oder 35 Mark im Monat, und das hat meine Mutter nicht aufbringen können. Deshalb war die Entscheidung, trotz meiner (*guten*) Leistungen, Volksschule. Ich wurde zwar später nicht gehindert, noch zu lernen, aber da ist die Auswahl übers Geld getroffen worden. [...] Da hat es zum ersten Mal einen Bruch gegeben. In dem Alter mit zehn, da werden schon Unterscheidungen vorgenommen, da bleiben die anderen auf der Strecke. Ich habe dann auch gemerkt, die Leute, die auf die Realschule gegangen sind, die hatten bessere Bildungsmöglichkeiten. Auch einen besseren Start nach ihrer Ausbildung.

Frau J. (1933): Und diese Ursulinen, die haben unwahrscheinlich viel getan, um uns wieder ein besseres Bild zu machen.

Wir hatten fast ein Jahr lang keine Schule (*in Ahrweiler/Eifel*). Und in der Zeit hat der evangelische Pfarrer uns zusätzlich zu

dem Konfirmandenunterricht immer noch unterrichtet, er hat ihn erweitert, den Konfirmandenunterricht. Der hatte zwei Töchter in meinem Alter, und sie sind zwei- oder dreimal die Woche gekommen, und er hat dann so was Ähnliches gemacht wie ein bisschen Schule mit uns.

Das hat er von sich aus gemacht. Und dann haben die Ursulinen* wieder angefangen. Ich bin '43 auf das Lyzeum (*Mädchengymnasium*) in Ahrweiler [eingeschult worden]. Das war eine Ursulinen-Schule, aber zu der Zeit war sie staatlich, man hat sie den Nonnen weggenommen. Die durften nicht unterrichten. [...]

Die Ursulinen* haben dann [im Herbst 1945] die Schule wiedergewonnen, und als sie dann wieder unterrichten durften, da haben die Franzosen ganz harte Auflagen gemacht in punkto Schulplan, Unterrichtsplan. Und diese Ursulinen*, die haben unwahrscheinlich viel getan, um uns wieder ein besseres Bild zu machen. Ich habe eigentlich eine schöne Schulzeit da gehabt. Die haben ja alle genommen. Es war die einzige Mädchenschule, die an der ganzen Ahr war. Und die haben nie gefragt: «Was war dein Vater?» Wir sind zum Beispiel evangelisch, und die ganze Ahr ist stockkatholisch. Wir waren immer nur eine kleine Hand voll. Und es hat nie eine Rolle da gespielt. Die haben mit ihrer Einstellung, mit ihrer Toleranz sehr geholfen. [Die Ursulinen*] haben sich auch über den Lehrplan hinweggesetzt. Zum Beispiel Schriftsteller, Dichter, die nie erwähnt werden durften (*Anordnung der französischen Besatzung*), da haben die sich grosszügig drüber hinweggesetzt.

Ich weiss, dass die ganze Spanne im 19. Jahrhundert ausgeklammert wurde. Wir durften wohl antike Geschichte haben, ein bisschen Mittelalter, und dann war das auch da zu Ende. Das ganze Kaiserreich, oder diese Geschichte, das durfte überhaupt nicht erwähnt werden. Wir haben so gut wie keine Bücher gehabt, so dass wir eigentlich sehr wenig Literatur hatten. Goethe war erlaubt, Schiller. Ich glaube, die Balladen, das durften wir auch nicht. Aber, wie gesagt, die Ursulinen* haben das nie sehr eng gesehen, und daher ... Das betraf vielleicht auch die Älteren.

Ich bin ja dann eingeschult worden, in die dritte Klasse. Da haben wir ja wieder angefangen. Betroffen hat es (*das Verbot*

durch die Franzosen) wahrscheinlich zu dem Zeitpunkt mehr die Mittelstufe und die Oberstufe. Ich habe '52 Abitur gemacht. Und der Jahrgang davor hatte noch ein zentrales Abitur. Da haben die Franzosen ihr System übernommen. Und ich weiss, dass es ein oder zwei Jahrgänge davor so schlimm war, dass fast die ganze Klasse das Abitur nicht bestanden hatte. Da wurden in Mainz die Themen festgelegt. Da wurden auch die Abiturarbeiten korrigiert, da hatte die Schule überhaupt keinen Einfluss drauf. Das ist dann in der Zeit, in der ich in der Oberstufe war, zurückgenommen worden. Wir waren die Ersten, die ein Abitur machen durften, wo die Schule auch darauf hinarbeiten konnte, dass wir den Stoff auch hatten, der verlangt wurde. Die sind da in Dingen geprüft worden, die überhaupt nicht unterrichtet worden sind. [...]

Es war ja auch nicht so, dass man, wenn man fertig war mit der Schule, als Mädchen sofort eine Arbeitsstelle kriegte. Das war ein ganz grosses Problem. Eigentlich sollte ich mit sechzehn von der Schule runter gehen. Ich hatte mein Abgangszeugnis schon in der Hand, ohne zu wissen, was ich danach eigentlich machen wollte. Und dann haben die Ursulinen*, also die Schulleiterinnen, meine Eltern gebeten, mich doch drauf zu lassen. Sie wollten auch die Hälfte des Schulgeldes erlassen. [...] Wir mussten ja noch Schulgeld bezahlen. Die haben dann eine Frauenoberschule aufgemacht. Und dann haben die gesagt, es wäre schade, wenn ich abginge. Wenn ich schon vielleicht nicht studieren wollte später, es wäre aber eine sehr nützliche Ausbildung. Und dann haben meine Eltern Ja gesagt. Dann bin ich noch drei Jahre auf der Frauenoberschule geblieben.

Es war sehr schwierig für Mädchen, was zu finden, ausser Friseurin im Laden. Und mein Vater hätte gerne gesehen, wenn ich Lehrerin geworden wäre. Ich denke, er hat da was ganz Sicheres drin gesehen. Und das habe ich nicht gewollt. Und dann hatte ich Abitur. Und dann kam aus Rheinbach einer, der hat für seine Schule geworben. In Rheinbach ist eine Glasfachschule gewesen. Das heisst, die ist heute noch, nur in einer anderen Form. Die kommt aus Gablonz an der Neisse (*heute Tschechien*), aus dem Osten. Und der hat die mit den Lehrern, die von drüben kamen, wieder neu gegründet und neu unterrichtet mit

den einzelnen Abteilungen. [Es gab] da auch eine Abteilung, die sich mit der Technologie des Glases befasst hat. Und da mein Wunsch eigentlich war, Chemie zu studieren, was zu der Zeit ein Ding der Unmöglichkeit war, auch finanziell gar nicht zu machen, war das in die Richtung. Und da bin ich nach Rheinbach auf diese Fachschule gegangen. Habe dann da nach zwei Jahren meine Abschlussprüfung gemacht und bin dann nach Düsseldorf gekommen.

Frau K. (1925): Wir haben die tollsten Garderoben angefertigt, obwohl ein Normalverbraucher noch nicht mal davon träumen konnte.

Nach dem Krieg war alles zusammengebrochen, (auch) die AEG-Hauptverwaltung (in Berlin), in der ich arbeitete (als Stenokontoristin). Dann war nichts mehr gefragt, nur noch das Handwerk. Und da ich sehr geschickt war, habe ich mich '46 zu einem Umschulungslehrgang gemeldet. Ich wollte Schneiderin werden. Im Büro konnte ich ja nicht mehr landen. Und dann wurde eine Aufnahmeprüfung gemacht. Ich bestand die und musste dann diesen Lehrgang machen. Da muss ich aber wieder sagen, ich alleine hätte das nicht gekonnt. Wovon sollte ich leben? Ich hatte meinen Vater, der ernährte mich praktisch. [-]

[Bei diesem Lehrgang] wurden wir, je nach – ich nehme an – Begabung, eingeteilt. Ich machte meine Lehre in einem sehr renommierten Haus, Horn, in Berlin. [...] Das war führend in der Modebranche. Da [machte] ich eine ausgezeichnete Massmodell-Lehre. Die Lehre war verkürzt, die Gesellenzeit war verkürzt. [...] Wir waren am Kurfürstendamm, direkt an der Fasanenstrasse, da waren die Ateliers von der Firma Horn. Es war eine sehr interessante und eine sehr schöne Zeit für mich. Wir haben die tollsten Garderoben angefertigt, obwohl ein Normalverbraucher noch nicht mal davon träumen konnte. Aber es wurde eben schon exportiert, und unsere Chefin fuhr schon nach Paris und kam mit tollen Schnitten wieder.

[Ich habe ja nun im Osten gewohnt und habe im Westen gearbeitet. Denn diese Hauptmodefirmen waren im Westen.] Jetzt



Frau K. während ihrer Lehre zur Massmodell-Schneiderin in Berlin, um 1946 (Privatarchiv: Frau K.)

war ja das Problem, wie wurde ich bezahlt? Ich bekam also einen Teil in Ost, einen Teil in West. Und durch dieses Westgeld, was ich eins zu vier umtauschen konnte, konnte ich besser leben von meinem billigen Lohn. Nachher bekam ich, glaube ich, 87 Pfennig die Stunde, also 'ne Mark. Das war ja schon üppig für mich. Es wurde sehr, sehr schlecht bezahlt. [...] Aber da habe ich mir an und für sich nie Gedanken drüber gemacht, um eine Bezahlung. Ich habe das getan, was ich gerne wollte, damit war ich denn zufrieden – nicht in dem Sinne zufrieden, stehen zu bleiben, denn ich wollte ja voran. Und ich habe ja meine Meisterprüfung 1953 (*in Aachen*) gemacht. Ich habe ja alles getan, wenn auch unter schwierigen Umständen manchmal. Wie gesagt, ich habe Westkundschaft gehabt, da bekam ich dann Westgeld. Und so konnte ich mir helfen. Das war natürlich schwierig. Meine Chefin hat mir damals angetragen, sie war älter geworden und wollte langsam aufhören, ich sollte ihr Atelier übernehmen. Wir haben ja mehrere Meisterbetriebe innerhalb dieser Firma gehabt, mehrere Ateliers, die für diese Haute Couture arbeiteten, und ich sollte das übernehmen bei ihr, aber durch die Heirat ging ich dann raus. [...]

Ich lernte meinen Mann kennen auf einer Urlaubsreise zu meinem Onkel in der Eifel. [...] Der (*zukünftige Mann*) war fünf Jahre in Sibirien. Das war im Dezember '49, als man ihn in die Eifel entliess, weil er da eine Schwester hatte. Er war auch Berliner. [...] Er wollte nicht in Berlin bleiben, jedenfalls nicht im Osten. [...] Wir sahen uns zweimal drei Wochen im Urlaub und haben geheiratet. Ein Risiko, wenn es meine Kinder, meine Tochter getan hätte, hätte ich geschrien! Na ja, es war nun mal alles so. Und es ist alles sehr gut gegangen. Und ich bin durch die Heirat in die Eifel gegangen. [...] Mein Vater war inzwischen auch verstorben, 1951, das war der Grund, warum ich so schnell in die Eifel gegangen bin und so schnell heiratete. [...]

Es war [damals] aber Sperre. Ich kam nicht raus aus Ostberlin. Ich konnte ja nicht über die Grenze. Jetzt habe ich alles Mögliche versucht. Ich wollte schon einen fremden Pass haben. [...] Und da fiel mir ein, wir hatten einen jahrelangen Hausarzt, und da bin ich zu dem gegangen. [...] Und da sagt der zu mir: «Ja, weisst du, ich werd's versuchen, ich gebe dir ein Attest.» [...]

Und da musste ich aber zu einem sog. Amtsarzt mit diesem Attest. Und das war sehr schwierig.

Da sehe ich heute noch diesen Mann (*Amtsarzt*) vor mir sitzen. Dem habe ich alles erzählt, dass mein Vater gestorben ist, und so weiter und so fort. Ich weiss nicht, was ich alles gesagt habe, aber da habe ich zum ersten Mal in meinem Leben gekämpft, wirklich gekämpft, um was zu erreichen. Ich habe geheult, ich habe argumentiert, ich habe geredet, ich habe mich nicht abwimmeln lassen, und ich habe meinen Stempel bekommen! [...] Meine Chefin gab denn ihren Segen, dass ich in Urlaub ging, sie erwartete mich ja zurück. Und dann bin ich nicht mehr zurückgekommen.

Alles stand Kopf. Mein damaliger Verlobter sagte: «Es ist besser, du bleibst ganz hier.» Ich kam ja nicht mehr raus (*aus dem Osten*), ich hätte das ja nicht mehr geschafft. Auch Heirat, das hätte nicht mehr gegolten. [...] Also war das Einfachste, ich blieb drüben. Na ja, das hat dann geklappt. Meine Schwiegermutter hat dann meinen Haushalt aufgelöst. Wir haben alles verschenkt. Was man überhaupt noch als wichtig ansah, wurde in Paketen nachgeschickt. Ja, und dann hat man neu begonnen.

Herr R. (1920): Da hungerte man wirklich danach, geistig irgendwie was Neues kennen zu lernen und zu erfahren.

Das [Studium] haben wir eigentlich ziemlich intensiv betrieben. Das war für uns etwas völlig Neues. [...] Ich kam aus der disziplinierten, geordneten und einseitig informierenden HJ* und aus Schlesien, wo das Ländliche vorherrschte. Geistige Inhalte wurden uns während des Krieges völlig vorenthalten. Da saugten wir das Neue auf wie ein nasser Schwamm. Wir sind damals mit unseren klapprigen Fahrrädern von Kettwig bis nach Düsseldorf gefahren. [...] Da hielt Karl Barth eine Vorlesung. [...] Da hungerte man wirklich danach, geistig irgendwie was Neues kennen zu lernen und zu erfahren. [...] Unsere Professoren waren von der Militärregierung eingesetzte oder frühere Gymnasiallehrer. Das waren Deutsche. [...] Ich habe die dann auch immer wieder aufgesucht und sehr engen Kontakt mit ihnen gehal-

Das war der Hunger nach geistigen Dingen, Weiten des Horizontes, dass man mehr erfuhr als auf dieser abgeschlossenen Insel, die ja Deutschland damals war. [...] Ich entsinne mich noch, von meiner Frau sind Verwandte in Zürich. Wir durften dann das erste Mal nach Zürich. Sie haben uns eingeladen. Da habe ich mir weder Zürich noch sonst irgendwas angesehen; denn da gab es eine sehr gute Bibliothek. Ich bin da tagelang in der Bibliothek gewesen und habe pädagogische Literatur ausgesucht. Da habe ich zum ersten Mal Pestalozzi im Original gelesen. Das war für mich wichtiger als die vollen Geschäfte. Das war für uns ja auch was Neues. Schaufenster, die überfüllt waren. Das ist eigentlich erstaunlich. Das wird mir jetzt erst bewusst, dass mich das damals gar nicht interessierte.

Ja, wir haben das nachgeholt, was wir vorher versäumt hatten. Man merkte, wir sind da (*in der NS-Zeit*) doch sehr eng gehalten worden in weltanschaulichen Fragen. Die (*weltanschauliche Schulung*) ging ja bis zu den Abiturthemen hin. Da wurde im Abitur in Biologie über Rassenfragen gefragt. Der Unterschied zwischen einem nordischen und was weiss ich für Menschen und über die Gefahr der Rassenvermischung. [...] Das selbstständige Denken, das wächst erst langsam nach. Das haben wir mit Sicherheit bewusst so empfunden.

3.2 Hilfen und Hindernisse

3.2.1 Werte

Herr N. (1920): Man war mit den Gesetzen immer so hart auf Konfrontationskurs.

Die Zeit nach dem Kriege war hart, wenn man nichts gelernt hat und nichts kann. Da war man angewiesen, das muss ich ehrlich sagen, auf krumme Dinge. Da haben wir Kartoffeln geklaut, Kohlen geklaut, Holz geklaut, wo wir es nur her kriegen konnten, Ähren abgeschnitten, verbotenerweise und natürlich während der Sperrstunde, damit man nicht erwischt wurde. Die Ähren wurden dann ausgedroschen mit dem Fahrrad, das man

sich irgendwo aus den Schuttruinen herausgeholt hatte. Das wurde auf den Sattel gestellt, kräftig das Rad gedreht, die Ähren dann reingehalten und manchmal den Finger. So kam man zu Korn, das man dann verscherbeln konnte und das man auch selbst brauchte, um sich gelegentlich mal so eine Art Kaffee machen zu können. Dazu wurden die Körner mit einer Flasche zerquetscht.

Im Wesentlichen hat sich eigentlich damals nur der über Wasser halten können, der wenigstens etwas konnte. Sei es an Sprachen, sei es an handwerklichen Fähigkeiten. Wie viele Leute haben Schuhe repariert, die vorher nicht wussten, dass es überhaupt Schuster gibt auf der Welt? [...]

Und dann hat man sich durch das Studium geschlagen. Das bestand darin, dass man 48 Wochenstunden Vorlesung hatte. Das heisst, man hat etliche Stunden pro Woche geschlabbert oder ist nur jedes zweite Mal hingegangen. Die freie Zeit hat man genutzt zu irgendeiner Tätigkeit: Kanalrohre verlegen und Ähnliches, um tatsächlich noch so viel Geld zu haben, dass man studieren konnte. Denn die Schlummermutter (*Vermieterin*) kriegte ja allein schon 50 Mark, und meine Eltern hatten zusammen eine Pension von 93 Mark, davon gaben sie mir 50 Mark ab. Und etwas essen wollte man gelegentlich ja auch mal. Von einem gelegentlichen Kinobesuch oder ähnlichen Dingen konnte man ja nur träumen. [...]

Ich weiss noch, dass das eine sehr, sehr harte Zeit war und man mit den Gesetzen immer so hart auf Konfrontationskurs war, als es irgend möglich war. Zu verscherbeln hatte ich nichts, nichts mitgebracht, also ging's nur auf andere Weise.

Frau F. (1925): Weil Kardinal Frings das Kohlenklauen nicht mehr unter Sünde stellte, galt das ja wohl auch für das Stromklauen.

Not macht erfinderisch: Das hat mein Vater bewiesen. Er hat nämlich eine Heizmöglichkeit gebastelt. Weil Kardinal Frings das Kohlenklauen, «Fringsen»*, nicht mehr unter Sünde stellte, galt das ja wohl auch für das Stromklauen. Ich sehe den alten verrosteten Marmeladeneimer immer noch vor mir. Darin hatte

Vater einen Ziegelstein befestigt, der ganz dicht mit dünnem Draht umwickelt war. Mit dem Elektrokabel wurde der Hauptanschluss angezapft, und wir brauchten wenigstens in einem Zimmer nicht zu frieren.

***Frau C. (1931): Es war ein ungeschriebenes Gesetz:
Man geht nicht in Nachbars Garten.***

[Dass die Leute sich gegenseitig noch was weggenommen haben,] das war gang und gäbe. Es war aber immer nur eine bestimmte Sorte Leute. Bei uns gab es eine Familie, die das tat. [...] Die waren selbst zu faul, sich einen Garten anzulegen. Und ich glaube, die Kinder haben aus reiner Verzweiflung und Hunger in den Nachbargärten oder im Nachbarspeicher [geklaut]. Denn später hatte jeder sein eigenes Speicherstück, wo er dann was trocknete. Man konnte gar keine Wäsche mehr auf den Speicher hängen, dann waren gute Teile weg. Und irgendwann stellte sich raus, es war immer ein- und dieselbe Familie. Und wenn im Garten was verschwunden war, wurde dann immer öfter ausgerechnet [eines von deren Kindern] erwischt, die das getan haben. [Die] fingen dann auch einen Garten an, aber der Salatkopf, der durfte gerade zwei Blätter mehr haben, dann haben die den schon rausgerissen und haben den roh gegessen. Und dann gingen die her und haben praktisch die ganzen Stachelbeersträucher abgerissen und sich ins Kornfeld gesetzt und abgepflückt und gegessen, und danach waren sie fürchterlich gestraft; denn die kamen danach drei Tage nicht vom Klo runter. Also, es war tatsächlich nur eine Familie.

Und so tolerant waren wir wohl alle nicht damals, um zu sagen, wenn jeder denen was abgegeben hätte, dann hätten sie das nicht tun brauchen und hätten nicht so viel Arger gehabt ringsrum. Aber damals hat jeder gesagt: «Mein Gott, dieser faule Hund!» Die Kinder konnten ja nichts dazu. Und die haben halt gemopst und nach Hause gebracht, und die Mutter hat Gemüse davon gekocht.

Das war bei uns eine Ausnahme. Was nachts heimlich passierte, das weiss ich nicht. Es war aber ein ungeschriebenes Gesetz: Man geht nicht in Nachbars Garten! Auch die Kinder

nicht. «Mein Gott», sagt mein Vater, «verflucht und zugenäht, du siehst, was das für Mühe macht. Und erwisch ich einen von euch ...!» Zum Beispiel bei uns direkt nebenan hatte einer ein Erdbeerbeet, wir hatten keine Erdbeeren. Wie gerne hätten wir ..., aber ich glaube, mein Vater hätte uns schlimmer verhaufen wie der Bestohlene, wenn wir da drangegangen wären.

Herr R. (1920): Einer musste dann stehen und die Gegend beobachten, und der andere, der hat geerntet.

Ich bin also gelegentlich dann von Mettmann nach Kettwig mit dem Fahrrad gefahren. Zusammen mit einem Studienkollegen von Vohwinkel. [...] Und hinter Rohdenhaus, Flandersbach (*Ortsteile von Wülfrath*), da fing die nahrhafte Gegend an. Da waren Bauern. Da wuchs nicht nur Getreide auf den Feldern, da gab es auch Rotkohl und Weisskohl und Kohlrabi und Möhren und was weiss ich alles. Auf der Höhe, da haben wir immer mal Pause gemacht. Einer musste dann stehen und die Gegend beobachten, und der andere, der hat geerntet. Dann kamen wir nach Hause mit 'nem Kohlkopf oder Kohlrabi. Meine Schwiegermutter, die wunderte sich dann immer: «Wo hast du nur das gute Gemüse her! Hier gibt es nichts. Das ist welk und vertrocknet, wenn es überhaupt mal was gibt.» Und ich habe dann immer als Ausrede gesagt: «Wir Studenten, wir kriegen was aus den CARE-Paketen:»

Die Felder gehörten dem Bauern H. Nachher war ich ja in Flandersbach an der Schule und kannte die ganze Gegend sehr genau. Und Bauer H. hatte seine Söhne bei uns in der Schule, und ich habe die sogar unterrichtet. Bei einem Elternabend [Ende der 50-er Jahre] habe ich das dann einmal erzählt, dass wir da die Felder leer geerntet haben. Da konnten wir schon wieder gemeinsam drüber lachen und uns amüsieren. Wenn das aber '47 passiert wäre, die hätten uns grün und blau, wenn nicht ganz zum Krüppel geschlagen.

Frau I. (1933): Denn wenn man Hunger hat, macht man schon sehr viel.

Mein Vater hat beim Bauern ausgeholfen, und die gingen dann auf Wache bei den Rapsfeldern, bei den Kartoffelfeldern, sonst hätte der Bauer vermutlich gar nichts mehr gehabt. Ich habe auch eine Tante gehabt, die hatte ein neugeborenes Baby, und sie hat Kartoffeln geklaut, weil sie nichts für ihre Kinder hatte. Sie hatte zwei Kinder. Sie wurde dann von der Polizei geschnappt, und sie musste mit ihrem neugeborenen Baby ins Gefängnis. Sie war vier Wochen im Gefängnis und hat dann dieses neugeborene Baby mitnehmen müssen. Der Junge, der grosse, der wurde versorgt, der kam dann zu uns; sie musste halt ins Gefängnis und ihre Strafe absitzen. Anders ging es einfach nicht. Abgeben konnte man eigentlich nichts. Was man abgeben konnte, hat man getan. Wir hatten ja schon die ganzen Flüchtlinge da, die mit durchgezogen werden mussten. Man hat es verstanden, dass man gestohlen hat; denn wenn man Hunger hat, macht man schon sehr viel. Da haben die Leute das schon verstanden, aber ein Makel war das zu der Zeit immer noch, wenn man ins Gefängnis musste. [...]

[Also, wenn man nichts zu tauschen hatte, stand man einfach im Soll.] Mein Vater, der kam eines Tages an und brachte einen halben Zentner Salz. Da war ein Stromzug ins Kalkwerk gekommen, und die brachten Salz für ihre Kessel, also dieses Salz war ein Wundermittel. Man konnte da unwahrscheinlich viel für bekommen. Wenn man ein Pfund Salz davon abgab, da konnte man sehr viel für kriegen. Es gab ja kein Salz. Und es war für viele Leute auch ein ganz grosser Mangel, wenn an dem, was man zu essen hatte, dann auch noch kein Salz dran war. Dann war es natürlich auch ganz fade. [...]

Bei uns in Rohdenhaus (*Ortsteil von Wülfrath*), da war das immer so, dass einer für den anderen da war. Ich könnte mir nicht vorstellen, dass irgendeiner hingegangen wäre und hätte dem anderen Gurken oder irgendwas aus dem Garten weggenommen. Das gab es nicht. Vielleicht war es in der Stadt, wo es ja wirklich viel grausamer war mit allem, anders. Aber bei uns auf dem Land kann man das nicht sagen.



Zivilisten plündern von der Wehrmacht hinterlassene Lebensmittelbestände bei Westheim am Main (U.S. Signal Corps Photo)

3.2.2 Solidarität

Frau A. (1924): Schwarz geschlachtet wurde auch bei uns.

Im Nachbarort, wo mein Mann herkommt (*im Harz*), da war mal eine grosse Verhaftungswelle, weil die Leute schwarz geschlachtet haben. Das muss so '42, '43 gewesen sein. Da war ein Schlachter, der mit diesen ganzen Parteibonzen (*führende NSDAP'-Mitglieder*) harmoniert hat, und der hat geglaubt, ihm könnte nie etwas passieren. Der hat schwarz geschlachtet und hat diese ganzen Parteibonzen beliefert. Dann ist mal Rivalität [aufgekommen], und dann hat man ihn verhaftet. Der ist auch hingerichtet worden. Aber nur, weil sich diese Parteibonzen absichern mussten, damit da nicht noch mehr herauskam. Er ist dann sehr schnell hingerichtet worden. Aber in dem Ort wurden dann Haus für Haus die Leute inhaftiert.

Und mein Schwiegervater, der auch eine Schlachtereie hatte und auch Hausschlachter gemacht hat, der hat auf einem Hof ein Kalb geschlachtet. Aber dieser Hof hatte einen Verwalter, und dieser Verwalter hat das genau dokumentiert: am soundsovielten ein Kalb schwarz geschlachtet für die Besitzer. Und das ist denen in die Hände gefallen. So hat auch mein Schwiegervater sechs Monate im Gefängnis verbracht und ist dann noch zur Wehrmacht gekommen. Hat es aber überlebt. Da hat dann auch im Nachbarort kein Mensch mehr demonstriert oder was. Die hatten alle ein schlechtes Gewissen und haben versucht, das alles ganz, ganz heimlich zu machen. Denn schwarz geschlachtet wurde auch bei uns. Nur das ist nicht publik geworden.

Wir haben auch schwarz geschlachtet. Mein Mann und ich haben noch schwarz geschlachtet. Nach dem Krieg hat mein Vater noch für uns ein Schwein geschlachtet und das heimlich in den Wagen geladen, hat Getreide draufgetan und hat uns das gebracht. Noch 1947, '48. Aber da ging dann die grosse Angst um. Da hatte jeder Angst, und kein Mensch hat mehr gewagt, irgendwas zu unternehmen. Denn die Frau von dem [Schlachter], der da hingerichtet worden war, die sass noch zu Ende des Krieges in Haft. Die ist von den Amerikanern befreit worden.

Aber es gibt in dem Nachbarort kaum einen Hof, wo nicht irgendjemand verhaftet war im Krieg, ob Mann oder Frau. Wenn die Männer nicht greifbar waren, wurden die Frauen mitgenommen. Die haben zum Teil zwei und drei Jahre Haft gekriegt.

Herr T. (1913): «Dann kommen Sie Heiligabend und holen sich Ihr Huhn ab!»

Die Einschränkung der Stromversorgung hat ja doch die Landwirtschaft und die Industrie nach dem Krieg sehr stark zurückgeworfen. Denn man durfte ja nur so und so viel [Strom] verbrauchen. Und da hatte ich auch ein Erlebnis. Ein Elektromeister von hier kommt zu mir: «Du musst mir helfen.» Ich sag': «Warum? Was ist denn los?» «Ja, der L., der liegt in einem Loch, der versäuft. Ich muss Pumpen anschliessen. Ich will aber keinen Strom stehlen. Das macht der L. nicht. Der will das normal haben, und was können wir da machen? Lass uns mal rausfahren und gucken!» Da hatte der drei grosse Pumpen, und die fressen ja, wenn die 24 Stunden laufen, viel, viel Strom. Der hat auch einen Geflügelhof, das war ein grosser Bauer. Und während der andere arbeitete, habe ich mir das alles nun angesehen, wann er Strom und woher kriegt. Protokoll aufgesetzt, beide unterschrieben, dass das der Wahrheit entsprechend sei usw. Dann habe ich ihm so und so viel Kilowatt gegeben, um den Hof zu entsorgen. Als wir fertig waren, sagt er: «Wo haben Sie denn ihren Sack?» «Na», ich sag', «ich hab' wohl so ein Säckchen hier für unterwegs mal ein paar Kartoffeln.» – «Na, geben Sie mal her!» Da hat der mir das Säckchen voll gemacht mit Kartoffeln. Ich war heilfroh. Und bin dann wieder nach Hause gefahren, alles mit dem Fahrrad. Und dann sagte der noch: «Dann kommen Sie Heiligabend und holen sich Ihr Huhn ab!» Heiligabend ein Huhn abholen! Das war einen Tag vor Heiligabend 1946, wo es gar nichts gab. Ich sag' zu meiner Frau: «Das ist doch nicht mein Verdienst, dass die jetzt mehr Strom kriegen. Da fahr ich nicht hin. Mach ich nicht!» Na ja, dann habe ich mir die zwei Jungs angesehen und meine Frau, und dann hab' ich mich auf die Socken gemacht, Heiligabend, kurz vor Mittag. Bin mit dem Fahrrad rüber, hab' mich vorgestellt. Bin im Glauben, der wür-

de mich nicht wieder erkennen. Da sagt der: «Ich wäre bald weggewesen, wenn Sie nicht gekommen wären. Ich hab' das Huhn schon hier eingepackt. Und rechts steht ein Sack, da ist Gemüse, Kartoffeln und dergleichen drin. Das nehmen Sie alles mit!» Dann kam ich nach Hause und brachte zwei Hühner mit und den Sack voll. Ohne dass ich gebettelt habe. Als Christ denkt man anders drüber, als dass es einer geschenkt hat. [...]

[Zusatz Herr T. f1913): Dieser Bauer war in der NS-Zeit Kreisbauernführer gewesen. Bei der Entnazifizierung* wurde er freigesprochen von der englischen Regierung: «Machen Sie weiter!» Er hatte fast alles verschenkt und selbst Schweinekartoffeln gegessen.]

Herr T. (1913): «Die arme Witwe kriegt von mir einen Zentner Kartoffeln.»

Dann hatte ich das seltene Glück oder die grosse Verantwortung [und sollte verteilen]. Ich wurde dadurch auch sehr angegriffen. Es kam mal hier ein Kartoffelhändler zü mir und sagte: «Ich hab' hier zwei Waggons Kartoffeln, die sollen Sie verteilen.» Ich sag': «Zwei Waggons?» – «Ja, die sollen Sie verteilen! « – «Ich? Wem soll ich die denn geben?» – «Das sollen Sie entscheiden.» – «Ja, von wem ist das denn? Wo soll ich mich da erkundigen?» – «Der Name tut nichts zur Sache, den erfahren Sie nicht. Sie sollen uns nur sagen, wo wir die Kartoffeln abliefern sollen.» Das waren mehr als eine oder zwei schlaflose Nächte. Wem gibste und wie viel?

Und ein paar Wochen drauf kam derselbe Mann: «Wir haben einen Waggon Kohlen. Sie sollen die verteilen!» Habe die auch wieder verteilt, und dadurch habe ich mir so sehr viele Feinde gemacht. Jeder sagt: «Das hab' ich nicht gemacht, das hat der T. gemacht!» So hatte ich dann in meinem Haus sehr, sehr viel Theater, vor allem mit denen, die nichts bekommen hatten und musste zum Beispiel sagen: «Diese arme Witwe kriegt von mir einen halben Zentner Kartoffeln und Sie, Frau Soundso, keine Kartoffeln. Denn ihr Mann ist wohl tot, aber sie haben zwei Söhne, die in der Industrie arbeiten und eine Tochter, und Sie machen nebenher noch Schwarzarbeit» – sie machte Strohhalm-

len für die Dächer – «und Sie arbeiten nur für die Bauern, damit die Dächer in Ordnung kommen. Es wär' Sünde, wenn ich Ihnen was gäb'.»

Herr O. (1939): Ich habe mich von dem Bauern ein paar Mal erwischen lassen, absichtlich, damit ich was zu Essen kriegte.

[Das Flüchtlingslager in Mecklenburg], das wurde aufgeteilt. Dieser Saal wurde abgeschlagen mit Brettern. Und dann wurde das aufgeteilt. Wir kriegten dann später ein Zimmer in diesem Lager. Aber erst waren wir unten. Als sich nachher alles verstreute in andere Dörfer, da kriegten wir in diesem Haus auf der ersten Etage ein Zimmer. [...]

Da stand ein Bett drin. Eins. Da durfte abwechselnd einer von uns immer bei der Mutter schlafen, und die anderen schliefen auf dem Boden oder [auf] Decken. Damals hat man ja schon Decken zusammengenäht und hat da Stroh 'reingetan. Ein Schrank stand auch dadrin: Da waren ein paar Nägel in der Wand, da hingen die Klamotten, die paar, die man hatte. Das war alles. Und ein Ofen. In Mecklenburg sind ja Wälder. Da hat man Holz gesucht. Das wurde dann klein gehackt.

Meine Mutter hat in der Zeit (*als sie in Mecklenburg waren, 1945-1947*) beim Bauern gearbeitet. Genau wie ich auch. Ich bin auch zum Bauern gegangen und habe da Kleinigkeiten, die ich mit meinen sechs, sieben Jahren so machen konnte, gemacht. Habe den Stall sauber gemacht, den Dreck zusammengefegt. Um mal was zu kriegen, habe ich auch im Heu mitgeholfen. Da musste ich ja eigentlich in der Schule sein. Da war ich sieben. [Ich habe als Kind] regelmässig die Schule besucht: regelmässig alle Vierteljahr einmal.

[Meine Schwestern], die gingen in die Schule. Die waren ja nicht so kräftig wie ich. Die gingen in die Schule, und ich ging mit meiner Mutter und half da oder ging mal betteln. Ich sag' mal, auch klauen. Ich weiss ganz genau, ich habe mich von diesem Bauern ein paar Mal erwischen lassen, absichtlich, damit ich was zu essen kriegte. Vielleicht weil die Mitleid hatten. Ich habe irgendwas gemacht, eine Arbeit, eine Kleinigkeit, dann haben die mir was zu essen gegeben, dann durfte ich wieder gehen. [...]

Wir haben auch Pilze gesammelt. Die wurden nicht getrocknet, die wurden gegessen. Dafür hatte man viel zu viel Hunger, um da jetzt Vorräte anzuschaffen. Im Allgemeinen war da nicht viel mit Vorräten.

Frau I. (1933): Musste jeder seinen Teil dazu tun, eben auch die Kinder.

Wir hatten Kaninchen und Hühner und auch ein Schaf. Wir waren praktisch Selbstversorger. Wenn man es drauf angelegt hätte, dann wären wir [zum Essen] ausgekommen, mit dem was wir selbst hatten. [...] Und das ist natürlich auch mit sehr viel Arbeit verbunden, die auch wir Kinder leisten mussten. Wir mussten jeden Tag gehen und einen Sack Kaninchenfutter suchen. Wenn die Familie nicht zusammengehalten hat und nicht alle eingespannt waren, sah die Sache schon etwas kritischer aus.

Musste jeder seinen Teil dazutun, eben auch die Kinder. Wenn es nicht Kaninchenfutter suchen war, [dann] beim Bauern arbeiten, Kartoffeln lesen und Rüben hacken. Dann kriegte man wieder im Herbst Rüben für die Kaninchen, Rüben für den Winter.

Wir haben zum Beispiel, wenn meine Mutter ganz viel Zucker hatte, dann haben wir ein bisschen Zucker gekriegt, ein bisschen Fett gekriegt, dann haben wir uns aus dem Hühnerfutter die Weizenkörner rausgesucht, und dann haben wir uns Bonbons gekocht. Dann wurden Fett und Zucker in der Pfanne geschmolzen und dann diese Weizenkörner da rein, [da] hat man natürlich tolle Bonbons. Das schmeckt nicht schlecht. Natürlich war es für die Zähne nicht gut, für die Pfanne natürlich auch nicht. Dann war immer das Problem, wie kriegt man die Pfanne wieder sauber?

Ich bin, als ich zwölf Jahre alt war, jeden Tag zum Bauern gegangen. Ich war in der Schule nicht so ganz schlecht und habe mit den Söhnen Hausaufgaben gemacht. Und dann bekam ich jeden Tag erstens mal zu essen, und dann bekam ich jeden Tag anderthalb Liter Milch, und wenn ich nach Hause ging, noch ein grosses doppeltes Butterbrot. Und das Butterbrot bekam mein Bruder dann, oder mein Vater hat es mit zur Arbeit genommen. Und von der Milch, da wurde morgens Milchsuppe gekocht an-



Kinder in einer Flüchtlingsunterkunft (Verlag Aschendorff)



Flüchtlingskinder organisieren Brennholz nach 1945 (Verlag Aschendorff)

statt Brot. [...] Die blieb stehen und wurde Dickmilch draus gemacht, was man zu den Kartoffeln dann ass. In die Dickmilch kam dann noch Salat oder Gurken rein, wenn es der Garten gerade hergab. So hat man dann versucht, über die Runden zu kommen.

Frau C. (1931): Man war ja eine zeitlang sehr eingespannt bei dieser Arbeit

Als der Krieg zu Ende ging, wurde ich vierzehn. Und das hatte für mich hässliche Folgen. Ich durfte nämlich nicht arbeiten gehen und einen Beruf erlernen, weil zu Hause zu viel Arbeit war. Mein Vater, der hatte unheimliche Angst, wir würden verhungern und hat ein Gartenstück nach dem anderen umgegraben. [Wir wohnten ausserhalb von Wülfrath.] Bei den Kalkwerken war das möglich, da musste man nur fragen. Da durfte man z.B. «auf den Dreckdamm», so sagten wir, das sind die Abraumhalde, die ringsum hier im Gelände sind. Da hat er ein riesiges Stück umgemacht und hat denn da Rüben gepflanzt für die Kaninchen und Korn gesät und so was. Hungern brauchten wir nicht, wir wohnten auf dem Land. Aber dieses Arbeiten, das man musste. Ich durfte keinen Beruf erlernen, weil zu viel Arbeit zu Hause war. Das schaffte meine Mutter nicht alleine. [...]

Wir hatten bis zu vier Schafe dann hinterher. Und zwei Schweine, die beide im Herbst geschlachtet und verarbeitet wurden, eingepökelt, Wurst gemacht und vieles so. Wir waren mit Fleisch durch die Kaninchen, Hühner, Gänse und Schafe fast Selbstversorger. Nein, nein, wir haben nicht gehungert, im Gegenteil: Wir haben in Wuppertal Verwandte gehabt, die dann schon zu Kriegsende zum Teil zweimal ausgebombt [waren]. Das war fast jeder, der nicht gerade [da] wohnte, wo es nicht eingeschlagen hatte. Und die haben wir dann kräftig unterstützt, mit allem, was wir hatten: Eier, Fleisch, sogar Kartoffeln, von dem Stück Land, was wir jeweils zusätzlich bearbeitet haben.

Wie gesagt, zum Kriegsende war das denn schon, dass wir die Schafe hatten. Da musste ich morgens alle vier Schafe melken, bevor ich zur Schule ging. Meine Mutter musste sehr früh

anfangen. Sie musste schon um sieben in der Firma sein. Sie sagte dann zwar immer: «Zieh dir was Altes an, wenn du in den Stall gehst!» Schafe riechen stark, aber wie man dann als Kind so ist, war ich schon fertig angezogen und dann eben melken, Hände waschen. Ich muss ganz ehrlich gestehen, ich hab' mich nie getraut, eine Schulkameradin zu fragen, ob ich früher nicht manchmal richtig nach Stall gestunken habe. Aber heute bin ich mir sicher. Ach Gott, hat später mein Selbstbewusstsein nicht gedämpft. Wenn ich es damals gewusst hätte, vielleicht doch. [•••].

Dann war das schlimmste Erlebnis für mich: Ich musste mit den Schafen zum Bock. Morgens früh um sechs durch Wülfrath, und die ganzen Jungs, die ich kannte, machten «mäh! mäh!» hinter mir her – war auch eine Folge der Nachkriegszeit! Die Mutter ging arbeiten, der Vater ging arbeiten, ich musste mit den Schafen zum Bock! Und dann vier Stück innerhalb einer Woche! War schrecklich. [...]

Dann fing das an, dass mein Vater schwarz gebrannt hat. Nicht nur mein Vater. [...] Ich weiss nicht, wer sonst noch, ich kann es nur vermuten. Da hat man ja mit den Kindern schon gar nicht drüber gesprochen. Mit diesem Schnaps, das hat mein Vater schon in seiner Kindheit in Pommern gelernt, da hat jeder schwarz gebrannt. Jedenfalls hat er es sehr gut gekonnt. Wir haben noch nach der Währung' zwölf Mark für eine Flasche von diesem guten Korn bekommen.

Nach der Währung' war das eine Menge Geld, also muss er sehr gut gewesen sein. Der schmeckte auch. Man kriegt so schnell nicht so was heutzutage, was so gut schmeckt. Ich kann das sagen, ich hatte meine Nase überall dabei. [...] Ich war ja immer zu Hause. [...] Ich kümmerte mich um die jungen Kaninchen und alles, was mit den Tieren zusammenhing. Und hatte natürlich meine Nase bei allem dabei, was mein Vater machte. Ich war auch handwerklich ein bisschen geschickt und unheimlich neugierig. Er konnte mich wohl auch am besten gebrauchen. Die Brüder haben das wahrscheinlich nicht so gerne getan. Man war ja eine zeitlang sehr eingespannt bei all dieser Arbeit. Ich habe dann auch probiert. Ich konnte ihm hinterher auf den Prozentsatz sagen: «So, jetzt musst du aufhören; dann hast

du einen Durchschnittsprozent von 38 Prozent.» Gut, Übung. Immer nur teelöffelweise. War eine Erfahrung.

Frau P. (1940): Meine Mutter hat mit meinen Brüdern, und ich musste dann auch mit, im Wald die Baumstämme, die Wurzeln ausgebuddelt.

Kohlen oder Brikett, das hatten wir auch nicht. [...] Wir haben dann überwiegend mit Holz geheizt. [...] Meine Mutter [hat] mit meinen Brüdern – und ich musste dann auch mit – im Wald die Baumstämme, die Wurzeln, ausgebuddelt. Die Bäume, das wurde ja auch alles sehr kontrolliert. Das kostete da ja auch Geld, so Meter Holz zu kaufen. Aber diese Baumwurzeln, diese Baumstumpfen, die konnte man sich ausbuddeln (*in der Pfalz, französische Zone*). Da musste man die ganze Erde wegmachen, das war dann gutes Holz, manchmal so harzhaltig. [...] Diese ganzen Wurzeln abhacken, und wenn der Baum dann noch eine Herzwurzel hatte, das war ganz furchtbar. Die war dann so stabil. Wenn der nur diese Seitenwurzel hatte, war das leicht, diesen Baumstumpf dann loszumachen, aber mit Herzwurzel war das immer schwer. Dann hatte man diese Keile, die man dann so reintrieb. Das war auch sehr mühsam, immer diese Baumstümpfe klein zu machen. Aber das hat man dann gemacht. Also man hat da schon sehr viel arbeiten müssen und sehr hart arbeiten müssen.

Frau J. (1933): Und das hab'ich als Kind mies in Erinnerung, weil das mit sehr viel Arbeit verbunden war...

[Nach dem Kriegsende] hatte sich die Ernährungssituation sehr verschlechtert, aber wir konnten das ausgleichen. Es gab so gut wie nichts auf Lebensmittelkarten. In den Geschäften, da gab es fast gar nichts. Und die Brotzuteilung war derart knapp, wenn wir ein Brot kriegten, das wurde genau eingeteilt, so viel Scheiben, und das wurde dann auch markiert. Mein Grossvater war da ganz firm drin. Der hat einen Zettel gemacht, das Brot markiert, die Scheibe für heute und die für morgen. Und so lange musste das Brot auch reichen.

Das ganze Leben war darauf eingestellt, dass man sich irgendwo Essen besorgt. Wir haben so viel Rübenkraut gekocht, dass wir das wieder eingetauscht haben gegen Kartoffeln. [...] Ich habe meine Puppen einlösen müssen und die Sachen von meinem (*verstorbenen*) Bruder bei den Bauern. Und dann haben wir Schafswolle geholt aus der Eifel. Ich habe sehr viel gestrickt in der Zeit. [Ich war damals dreizehn, vierzehn. Es war in der Schule üblich, wenn wir Chorunterricht hatten, dass wir Mädchen da strickten.] Und dann haben wir das auch selbst gefärbt. Und dann sind wir mit den gestrickten Sachen wieder hamstern gegangen. Und so ist es eigentlich nicht, dass wir entsetzlich gehungert haben. Es war nur sehr dürftig. [...]

Wir konnten im Sommer '45/'46, vielleicht auch noch '47, die Alleebäume ersteigern von der Gemeinde, die Obstbäume; und die durften wir dann abpflücken. Und das hab' ich als Kind mies in Erinnerung, weil das mit sehr viel Arbeit verbunden war. Erst das Obst zu schütteln, dann zu sammeln, dann wurde das zu Hause geschält. Da wurden Apfelringe draus gemacht, und die wurden dann ins Wohnzimmer gehängt, [...] und auch die Birnen dazu. Und viel naschen durfte man auch nicht; das war ja der Wintervorrat.

[Es gab aber] auch was Schönes: Wir haben einen Garten gehabt, und vor dem Garten war eine Wiese, die haben wir uns mit einer befreundeten Familie geteilt. Da hatten wir Hühner drin. Und die Hühner haben wir nachts in den Keller geholt, in unseren Keller, weil die sonst geklaut wurden. Der Garten lag etwas abseits. Damit aber jeder gerecht an seine Eier kam, wurden die Hühner morgens gefühlt, welches Huhn ein Ei hatte. Und dann haben wir die Eier geteilt.

3.2.3 Rivalität

HerrT. (1913): Ich habe denen dann eine Standpauke gehalten, dass sie satt werden und die anderen haben nichts.

Das ist ja die Schweinerei in der Kleinstadt gewesen. Ich kam einmal zur Landwirtschaftlichen Genossenschaft, hatte dienst-

lich dort zu tun. Da sind da ein paar Bauern: «Oh, Sie kommen uns gerade recht, Sie haben uns angezeigt!» Ich sage: «Was habe ich?» – «Sie haben uns angezeigt, dass wir das und das ...» – «Ich denke doch gar nicht daran! Das müssen Sie doch verantworten, nicht ich. Ich krieg sowieso doch nichts davon mit. Ich habe Sie nicht angezeigt. Das nehme ich auf meinen Eid. Das kommt nicht in Frage, das würde ich auch nie tun.» [Ich habe] denen dann eine Standpauke gehalten, was das für ein Verbrechen ist, dass sie satt werden und die anderen haben nichts. [...] Dann hab' ich noch gesagt: «Beim Bauer B. liegen hinter dem grossen Wasserbehälter ein Rinderfell und zwei Kalbsfelle. Es liegen auch noch da vier Pfötchen von einem Schwein, und es stehen mindestens so und so viel Doppelzentner Raps da.» Ich sag': «Bei dem und dem liegt das da und da, das da und da. Und wenn Sie zu dem gehen, dann lassen Sie sich den Schlüssel vom dritten Zimmer rechts geben, dort steht nämlich die Rapsmühle mit dem anderen. Ich sag': «Wollen Sie noch mehr wissen? Sind die irgendwie schon mal angezeigt von mir?»

Die konnten sich's leisten. Das bedrückt einen aber auch heute. Ich weiss noch, der Landwirtschaftsminister Nordrhein-Westfalens unter Karl Arnold, das war der damalige Ministerpräsident in Nordrhein-Westfalen, der hat auf einer Bauernversammlung in Erkrath einmal gesagt: «Ihr Bauern wolltet immer so christgläubig sein, und ihr vertraut euerm Herrgott nicht, dass er euch die Gaben, die ihr ehrlichen Sinnes weggebt, hundertfältig zurückgibt.»

Frau F. (1925): Die beneideten uns, weil wir zu essen hatten, und wir beneideten die um die Bezugsscheine.

Als die Amerikaner und die Engländer, die Amerikaner, glaube ich, am 1. (6. Juni 1944 in der Normandie*) gelandet sind, da ging die Front schnell zügig vor. In unsere Richtung. Und wir hatten Verwandte bei Jülich, die sind vor der Front geflohen und haben hier in Wülfrath bei meinem Onkel mit fünf Personen gewohnt.

Und in Düsseldorf waren ein Onkel und eine Tante und zwei Kusinen, die waren ausgebombt, und die haben bei uns

gewohnt. [...] Da hat es auch so Reibereien gegeben. Hunger habe ich ja, Gott sei Dank, nicht leiden müssen, weil wir ja Kleinvieh hatten und einen Garten, und die kamen denn ja nun jetzt aus der Stadt zu uns. Wurde dann direkt auch eingeteilt: Die Küche können wir gemeinsam nutzen, da war vorne so eine grosse Steinküche, aber gekocht wird getrennt. [...]

Die mussten mehr oder weniger von ihren Karten leben. Obwohl dann auch meine Mutter aus dem Garten denen mal abgegeben hat. Aber die galten ja jetzt als ausgebombt in Düsseldorf, die kriegten jede Menge Bezugsscheine. Ja, und das war jetzt so der Neid. Die beneideten uns, weil wir satt zu essen hatten. Ich meine, die haben dann bei uns auch nicht mehr hungern müssen, aber doch so einiges fehlte denen. Und wir beneideten die um die Bezugsscheine. Ich weiss, ich hatte einen Unterrock, wirklich ein Stück, so wie früher aus diesem festen Material, das man so ziehen konnte. [...] Der war dermassen verschlissen, wenn ich den einen Tag anhatte, da war da wieder ein Riss durch. Dann sass man abends und nähte sich den Riss wieder zusammen. Und meine Kusine, die kriegte Bezugsscheine über Wäsche und Unterwäsche. Wir beneideten die um die relativ schönen Unterröcke, die die noch kriegten. Da hat man nachher alles, als die wieder in Düsseldorf in ihrer Wohnung waren, hat man alles vergessen. Aber das waren so Zwistigkeiten unter uns. Da war ja der Krieg noch nicht zu Ende. Die bekamen das (*die Bezugsscheine*) noch, und noch relativ gute Sachen, das waren noch schöne Sachen. So Spitze drin! Und wir mit unseren Lumpen am Körper richtig gehend. [...]

Meine Grosseltern mütterlicherseits, die lebten auch noch, die haben auch arg, arg darben müssen. Da haben wir auch immer zugeschossen und haben denen was gebracht und so. Die haben allerdings auch auf dem Land gewohnt, hatten auch einen Garten. Das war auch nicht so ganz dramatisch. Aber eben alt. Sie konnten zusätzlich nichts mehr machen. Eine Tante, die hatte dann auch mal Kartoffeln oben geschnorrt, in Norddeutschland. Dann haben sie die Kartoffeln in den Garten eingepflanzt: «Haben wir denn im nächsten Jahr zum Ausmachen.» Und wenn die dann wieder wegfuhr, dann hat mein Onkel die ausgebuddelt, die gepflanzten Kartoffeln, und hat sie ge-

kocht. Da war der Garten wieder leer. Alles so aus dem Hunger raus.

Und dann pflanzten die Männer sich ja den Tabak immer selber an und dieser Onkel auch. Wenn der nichts mehr zu rauchen hatte, dann verlor er die Lust an der Arbeit. Dann ging er einfach nicht arbeiten. Das sind alles so Sachen gewesen, die so die ganzen Umstände mitgebracht haben. Dann kam denn auch so die Uneinigkeit in der Familie.

Frau A. (1938): Wenn man auf gewisse Bauernhöfe gehen wollte, um irgendwie an Lebensmitteln was zu besorgen, dann wurde man mit den Hunden vom Hof gejagt

[Die Aufnahme von uns Flüchtlingen (in Wülfrath)] habe ich nicht als sehr gut empfunden. Man hat sich sehr ausgesetzt gefühlt, weil man nichts hatte. Und es gab damals nicht sehr viele Möglichkeiten. Mein Vater war dann auch alt. Er konnte auch nicht mehr arbeiten. Und meine Mutter hat dann versucht, durch Nähen oder durch Wollespinnen oder Stricken für die umliegenden Gehöfte, oder wer auch Bedarf hatte, ein bisschen dazu zu verdienen. Mein Vater bekam dann später auch eine winzig kleine Rente. Früher wurde ja nicht geklebt als Selbstständiger. Das war ja dann erst, als Hitler an die Regierung kam. Von da an ist erst in die Rentenversicherung was eingezahlt worden. Das war früher ja auch so, da hiess es: «Wir haben das Land, die Häuser, und da leben wir später von.» Und deswegen hat mein Vater auch immer gesagt: «Man kann alles verlieren, aber was man gelernt hat, das hat man gelernt!»

Er hat dann versucht, mir eine gute Ausbildung zu geben und hat auch versucht, dass ich hier zur Realschule gehen durfte. Da musste man sogar noch Schulgeld bezahlen teilweise. Einige Jahre jedenfalls. Und da wir Lastenausgleich* bekamen dafür, dass ich auf eine Höhere Schule ging, haben wir das genommen. Ich hätte auch hier auf Grund der Noten eine Freistelle haben können. Aber dann hätte ich nur die Freistelle gehabt. Aber noch kein Geld für die Bücher. Und durch den Lastenausgleich*, da musste man zwar auch immer Leistungsnachweise bringen, haben wir dann ein bisschen mehr Geld bekom-

men. Da konnte man das Schulgeld von bezahlen und auch Bücher. [...]

Mein Vater war, da er ja nun viel Zeit hatte, fast jeden Tag hier auf den Ämtern. Und da konnte man dann immer so einiges von den Leuten erfahren, die davorstanden. Und so haben sich dann irgendwelche Nachrichten verbreitet, so dass er dann mal hier einen Antrag stellte auf das und da einen Antrag stellte und daher irgendwelche Gelder und Zuschüsse oder Lebensmittelkarten – oder was weiss ich alles – bekam. Und er hat [immer] gesagt: «Nicht, dass man hier von irgendeinem Amt informiert wird, sondern nur durch Gespräche, durch diese Leute, die auch vor der Tür warteten.» Der eine wusste dies, und der andere wusste jenes. Und da hat er sich dann mehr oder weniger durchgeschlagen. Er war ständig hier in Wülfrath unterwegs gewesen. [...]

Und wenn man auf gewisse Bauernhöfe gehen wollte, um irgendwie an Lebensmitteln was zu besorgen, dann wurde man mit den Hunden vom Hof gejagt. Und besonders von einem Bauernhof, wo ich später Nachhilfeunterricht dem Sohn gegeben habe, der ist auch mit in meiner Klasse drin gewesen, aber der kam nicht so mit. Auf dem Bauernhof wurden die Söhne auch gebraucht für die Arbeit. Und dann ist er nach dem vierten Jahr abgegangen. Aber da bin ich dann hinterher so oft hingegangen, da war ich dann gut genug wieder. [...] Das war eine Bestätigung, dass ich doch was bin und nicht der letzte Dreck. Dass ich doch was kann und jetzt versuche, ihm was beizubringen.

Es waren noch andere, wie Amalchen Cornberg, die war eine ganz, ganz liebe Frau gewesen, die hat uns so viel gegeben. Und wie die wusste, dass mein Bruder in Kaiserswerth so hinsiechte, hat die mir dann so oft Eier mitgegeben oder Milch. [...] Es gab genauso viele, die Gutes getan haben, wie manche, die auch Angst hatten vielleicht vor einem, wir waren ja Fremde für die, dass sich das die Waagschale hält.

Frau F. (1925): Ich hab' schon gesehen, dass die sich mit der Mistgabel bearbeitet haben.

Direkt Hunger, wirklich Hunger, habe ich Gott sei Dank nicht gehabt. Wir besaßen einen Garten, Hühner, Kaninchen, ein

Schwein, wohnten zwischen den Bauern, wo wir uns ab und zu mal Milch holen konnten. Wir haben Kartoffeln gestoppelt und Ähren gelesen. Die abgeernteten Felder wurden von den Bauern freigegeben. Dann spielten sich manchmal schlimme Szenen ab. Die Menschen schlugen sich fast um jede Kartoffel und jede Ähre. Da standen die ja am Feldrand, wenn so allmählich der Bauer fertig war. Und wenn dann das Feld freigegeben wurde zum Stoppeln, dann stürzte sich alles drauf. Ich hab' schon gesehen, dass die sich mit den Mistgabeln bearbeitet haben. [...]

Die Ähren haben wir per Hand gedroschen. Mein Vater hatte eine Mühle gebastelt, oben in eine alte Kaffeemühle eine elektrische Bohrmaschine installiert. Das gemahlene Getreide wurde gesiebt. Von dem Mehl Milchsuppe gekocht, Schrot mit einem Ei versetzt und daraus die sprichwörtlichen «Strohplätzchen» gebacken. [...]

Ganz am Anfang des Krieges, wo es in der Stadt den Leuten eigentlich noch relativ gut ging, fuhr unser Nachbar jeden Morgen mit Pferd und Wagen Milch in die Stadt, nach Elberfeld (*Wuppertal*). Er hatte seine feste Kundschaft. [...] Und dann hat meine Mutter [ihn mal gefragt]: «Kannste nicht mal für uns versuchen, Stachelbeeren zu verkaufen?» Wir hatten jede Menge Stachelbeeren. Die konnten wir gar nicht alle verarbeiten. «Ja», sagt er, so Platt sprach der dann. «Die möken wir ja noch saubermachen, sonst verkauf ich die nit.» Da kamen wir (*Frau F. und ihre Schwester*) denn von der Arbeit, von wegen halb fünf, bis halb sieben wurde damals gearbeitet, und da mussten wir erst mal Stachelbeeren pflücken, und dann mussten wir die sauber machen, so abknibbeln von beiden Seiten. Und dann nahm der Onkel J. die mit nach Elberfeld, die wurden da das Pfund zu zehn Pfennig verkauft. Wenn die nicht sauber gemacht wären, hätten die Städterdamen die nicht angenommen.

Und als dann nachher der Hunger in der Stadt herrschte, da kamen sie: «Dürfen wir uns ein paar Stachelbeeren pflücken?» Hat meine Mutter auch zugelassen. Aber wie sich dann so was ändern kann. Da waren die froh, wenn sie mal in den Garten gehen durften und sich ein paar Stachelbeeren nehmen können.

Die Not trieb auch viele Frauen auf Hamsterfahrten. Was im Haus entbehrt werden konnte, auch wertvolle Sachen, wurde

verpackt und gegen Essbares eingetauscht. Eine Tante von mir, die haben auch schwer Hunger gelitten. Und dann hat meine Tante alles Mögliche ausgekrant und ist nach Hannover. Da hat sie irgendwas bei einem Bauern eingetauscht gegen ein Huhn. Das Huhn kam in die Einkaufstasche. Auf dem Weg nach Nevi- ges hat das Huhn auch noch ein Ei gelegt, in die Tasche. Und dann haben sie das Huhn gepflegt und gehegt. Und dann ist das Huhn auf einmal in der Jauchekuhle ersoffen. Dann meine Tan- te das aus der Jauchekuhle raus, hat es drei Tage gewässert, und dann wurde es noch gegessen.

Frau M. (1924): Da kamen auch sehr viel mehr Leute, die dann irgendetwas haben wollten.

Hier aus dem Westen [kamen] sehr viele Leute, die versucht ha- ben, bei uns [im Harz] zu tauschen. [...] Auch hier aus Wupper- tal und so. Die kamen dann mit Strümpfen. [...] Da konnte man dann ein paar Seidenstrümpfe eintauschen. Da kamen sehr viele Leute aufs Land, die haben dann gehamstert, wie man so sagt. Wenn man irgendwas Bestimmtes haben wollte, war das ganz gut. Aber man hat auch geschimpft: «Ach Gott! Jetzt kommen die schon wieder! Ach, die wollen schon wieder was haben!» Man kann ja nur bis zu einem gewissen Grade geben. Wenn Sie nichts mehr haben, haben Sie nichts mehr. Aber als dann jemand mit Strümpfen kam, das hat man dann auch schon wieder gern genommen. Wir kannten ja keine. Wir sind im Krieg und vor allen Dingen auch nach dem Krieg den halben Winter barfuss gelaufen. Also ohne Strümpfe. Schuhe waren ja auch so ein Pro- blem. [...]

Schuhe, vor allen Dingen für meinen heranwachsenden Bru- der. [...] Ich habe ja von meiner Oma Schuhe bekommen, die zwar immer ein bisschen drückten, aber man hat sie angezogen. Von meiner Mutter habe ich grundsätzlich Kleider bekommen. Die wurden dann umgeändert. Das ging eigentlich. Aber Schu- he für meinen heranwachsenden Bruder ... Da hat man dann wieder gesehen, dass man das getauscht hat, dass dann irgend- jemand Lebensmittel bekommen hat, wo man ein paar abgeleg- te Schuhe für den Jungen bekam. Nach dem Krieg wurde es

schlimmer. Denn da war noch weniger da. Da wurde es schlimmer. Da kamen auch sehr viel mehr Leute, die dann irgendetwas haben wollten. [...]

Oder wir hatten dann zwischen den Runkeln Mohn angebaut. Das vertrug sich. [...] Der Mohn wurde dann grösser. Da wurden denn die Kapseln abgeschnitten und der Mohn aufgeschnitten und raus. Und dann wurden sich Mühlen gebaut und Öl gemacht, Mohnöl. Aber wenn man da nicht aufgepasst hat, dann sind natürlich andere Leute aufs Feld gegangen und haben den Mohn abgeschnitten. Meine Mutter, die wurde auch mal, als sie dann gesagt hat: «Hören Sie mal, das ist aber nicht rechtens, dass Sie uns hier den Mohn abschneiden», immer bedroht. Die Leute hatten Hunger, sie hatten einfach Hunger. Was soll's? Aber wenn Sie davor stehen und werden bedroht, sieht die Sache ganz anders aus. Ja, es wurde viel schlechter [nach dem Krieg], bis nach der Währungsreform»¹ wurde es schlechter.

Frau V. (1928): Das war Ausbeutung in meinen Augen.

Meine Mutter ist dann Hamstern gefahren. Da war im Haus eine Familie, die bekam Pakete aus Amerika. Und da meine Mutter nähen konnte, hat sie die Sachen umgeändert. Und dann ist sie mit hamstern gefahren. Und dann kriegte sie von dem auch was ab. Das war eine Zeit! Die Zuckersäcke aufgezogen, Pullover gestrickt. Ich habe eine Klassenkameradin gehabt, die hatte eine Bäckerei, da habe ich für drei Pfundmarken, noch nicht mal ein Brot, einen ganzen Pullover gestrickt. Da habe ich da gesessen, Stunden um Stunden, und für die den Pullover gestrickt. Das werde ich auch nie vergessen. Das war Ausbeutung in meinen Augen, aber ich konnte mich dann auch nicht wehren. Auf der einen Seite war ich ja froh, dass ich drei Pfund Brot nachher kaufen konnte. Und für die war das ein Griff, und die hatte die Marken.

3.3 Normalisierung

3.3.1 Illusion

Frau V. (1928): Irgendwie war da Betrug in der ganzen Angelegenheit.

Dann kam die Währungsreform*. [Da habe ich am Schalter (*bei der Post in Wuppertal*) gesessen.] Da habe ich dann das Kopfgeld mit ausgezahlt. Dieses harte Päckchen erstmal schlagen, damit die locker wurden, damit man die Scheine überhaupt in Bewegung bringen konnte. Und dann wurde gezahlt. Und dann kam die Währungsreform*, das war der Einschnitt. [...] Da wurden Hunderttausende eingezahlt in der alten Reichsmark, um seine Schulden loszuwerden. Und dann konnten Sie sagen, hier, ich habe meine Schulden bezahlt. Und vorher haben Sie das in einem Geld geliehen bekommen, wo man mehr mit anfangen konnte. Irgendwie war da Betrug drin in der ganzen Angelegenheit.

Frau L. (1925): Und dann kriegte man eben nur die vierzig Mark pro Person.

Es (*die Währungsreform**) war zunächst einmal ein ziemlicher Schock, weil ich ja doch von zu Hause auch noch Sparbücher hatte, etwas Geld im Rücken hatte. Und dann kriegte man eben nur die 40 Mark pro Person. [Das] waren bei uns 120, weil die Tochter ja da war. Ja, und das Schönste war, dass genau an dem Tag (*der Währungsreform**, 20.6.1948) meine Schwägerin, die Schwester meines Mannes, von Zwickau unterwegs war nach dem Westen und uns besuchen wollte. Und die hing ja jetzt an der Grenze fest, hatte ja kein Westgeld. Teleografiert: «Schick mir Westgeld, damit ich zu euch kommen kann!» Und wir hatten ja selbst nicht viel, waren ja selbst knapp. Da haben wir ihr noch Geld geschickt, damit sie uns besuchen konnte. Das war genau an dem Tag. [...]

[Die erste grössere Anschaffung], das war ein Küchenschrank, auf Pump natürlich. Da war ich mal bei meiner Mutter

und meiner Schwester in Krankenhagen (*bei Rinteln*). Das ist ja mehr so eine Möbelgegend, da wurden ja Möbel hergestellt. Und da sah ich, dass die Möbel relativ günstig waren, habe ich mich auch erkundigt, ob die von dort die Möbel bis hierhin (*nach Wülfrath*) liefern würden. Das ist ja doch ein weiter Weg. Doch, machen sie! War alles klar. [...] Und das habe ich meinem Mann erzählt. Und dann haben wir von dort den Küchenschrank gekriegt. So, wie sie damals alle aussahen. Oben Scheiben und zwischendrin diese ..., dass man unten noch ein bisschen zum Abstellen hatte. Ganz stolz: der Küchenschrank!

Frau D. (1928): Und einen Tag nach der Währungsreform, da konnten Sie alles kaufen.

So kurz vor der Währungsreform»', da gab es überhaupt nichts mehr. Da waren alle Schaufenster leer. Da kriegten Sie nur das Notwendigste auf den Marken, aber sonst nichts. Und einen Tag nach der Währungsreform»', da konnten Sie alles kaufen! Also da war nichts mehr, was Sie nicht kaufen konnten. Da waren die Schaufenster voll. Aber da hatte man 60 Mark (40) in der Tasche. [...] Ein Paar Schuhe kostete 40 Mark, dann können Sie nicht für 40 Mark Schuhe kaufen. Da fing es natürlich an, dass sich langsam herauschälte ... Es waren ja auch Leute, z.B. die Fabrikanten, die hatten natürlich mehr wie die anderen. Die hatten ja schon während des Krieges mehr. Ich hatte eine Klassenkameradin, die hat immer gesagt: «Gestopfte Strümpfe trag' ich nicht!» Und wir mussten gestopfte Strümpfe tragen.

Frau C. (1931): Da habe ich zum ersten Mal den Ausdruck «horten» gehört.

[Bei «Währungsreform»* denke ich] nur, dass wir plötzlich überhaupt nichts mehr bekamen auf Bezugsscheine und dann immer gesagt wurde: «Die horteten das alle.» Da habe ich zum ersten Mal den Ausdruck «horten» gehört. Konnte mir nichts darunter vorstellen. Als nach der Währungsreform* dann alles da war, war schlagartig der Begriff «horten» für mich erklärt. Die (*Geschäftsleute*) haben alles, was sie irgendwo zugeteilt

In einer Frankfurter Ausgabestelle für die neue Währung am 20. Juni 1948 (dpa)



Auslage eines Lebensmittelgeschäftes nach der Währungsreform (Verlag Aschendorff)



bekamen, zurückgehalten. Das war ja am Anfang noch keine Vorkriegsqualität, das war zum grossen Teil noch was Behelfsmässiges.

Ob das die Kleinen oder die Grossen waren, es gab ja nichts mehr. Es gab ja nichts mehr! Die Lebensmittel, klar, die waren da. Aber es gab weder Schuhe, noch gab es irgendwelche Kleidungsstücke. Sie konnten so viele Bezugsscheine haben, wie Sie wollten, Sie bekamen ja nichts mehr. Die haben das alles aufgehoben und direkt ... Es konnte auch niemand was dran ändern. Wer konnte das denen nachweisen? Ich weiss es nicht. Wenn Sie es gewollt hätten, hätten Sie es vielleicht gekonnt, aber da so viele Skandale zu der Zeit waren, wer da geschmiert und wer da Bescheid gewusst hat, es ist müssig, heute noch drüber nachzudenken. Es bringt eh' nichts mehr.

3.3.2 Wirklichkeit

Frau K. (1925): Im Osten war nix: grau, grau, wie der Stahl im Kochtopf.

Und dann dieser krasse Gegensatz West und Ost. Ich habe ja nun im Westen (*Berlins*) gearbeitet und war ja nun täglich konfrontiert mit der Situation. Ich muss sagen, es war schlimm. Im Osten war nix: grau, grau, wie der Stahl im Kochpott. Im Westen konnte man sich die Nase an den Schaufenstern plattdrücken (*nach der Währungsreform**). Aber wir konnten uns nichts kaufen.

Ich hatte durch meine Arbeit etwas Westgeld. Da sind wir zu Fuss los. Man konnte ja noch rüberwechseln (*vom Ost- in den Westteil Berlins*), da war ja noch keine Grenze, jedenfalls keine geschlossene. Da haben wir uns so Manches geholt, ein Stück Seife gekauft oder mal etwas an Lebensmitteln. Was so ganz wichtig für uns war. [...] Das war für mich schlimm, diese Teilung – und diese Menschen konnten doch nichts dafür. Es waren doch die gleichen Menschen, *das* waren Berliner und *das* waren Berliner. *Die* hatten ihre Arbeit geleistet – und *die*. Und trotzdem, die konnten sich das leisten und wir nicht. Diese Wahn-

sinnungsgerechtigkeit, die alleine im System lag, das fand ich schrecklich. Das find' ich ganz schlimm. [...]

[Andererseits sah man, dass es besser ging.] Aus dem einfachen Grunde, man konnte kaufen, wenn man Geld hatte. Man sah die Dinge. Und diese Gewissheit, es ist ja da, das ist schon mal was sehr Positives, als wenn man gar nichts sieht, dann ist ja alles aus. Dann musste man natürlich darauf hinarbeiten, dass man es bekam. Aber man konnte es ja. [...]

Das war ja das Schlimme: Ich arbeitete im Westen, da gab es alles. Kam ich in den Osten, da war es eine Katastrophe. Gut, das sah ich da. Aber es hat mich nicht ganz furchtbar traurig gemacht, dass ich mir das nicht kaufen konnte. Absolut nicht. Es war da, für mich ging das jetzt wieder voran. Irgendwie dachte ich immer – vielleicht ein bisschen Fatalismus dabei: «Es muss ja, kommt ja irgendwie.» So ist mein ganzes Leben gewesen. Und irgendwie hat sich das immer entwickelt.

Frau C. (1931): Aber diese Jacke, dieser karierte Rock, das war der Anfang!

[Ende der Nachkriegszeit], das war für mich spät: Also es war für mich eigentlich zu Ende, als ich Kleidung bekam, die nicht schlecht war. [...] Wann kam dieser New Look auf, diese weiten Jacken? Meine Mutter hat eine dunkelblaue Jacke gekauft und einen rotkarierten Rock. Und wir hatten zu der Zeit die gleiche Grösse. Und mein Vater hat geschimpft. Die Silhouette sieht man ja, wenn man an diese Zeit denkt, und dann diese lockere Jacke darüber, so gut hüftlang. Und dann diese Kreppschuhe dazu. Mein Gott noch mal, bin ich herumstolziert. Was war ich stolz! Das war an und für sich so: Jetzt geht es besser!

Da war ich dann schon neunzehn. Ich war noch nicht verheiratet. Geheiratet habe ich erst mit dreiundzwanzig. Ein spätes Mädchen. Alle meine Schulkameradinnen und meine Arbeitskolleginnen, die waren alle mit achtzehn, neunzehn, zwanzig verheiratet, und ich alleine lief noch ohne rum. Aber diese Jacke und dieser karierte Rock, das war so der Anfang: So, jetzt geht es aufwärts. Das war das Erste, was meine Mutter sich so als Luxusgegenstand angeschafft hatte, so 1950, und war dann von

ihrer eigenen Courage überrascht. Und ich habe das mehr angezogen als sie.

Frau V. (1928): Da war ich stolz, da konnte ich mir den ersten Urlaub erlauben.

Auf jeden Fall [war für mich das Ende der Nachkriegszeit] über die Währungsreform* hinaus. Denn die 40 Mark, die Sie da bekamen ... Die Wünsche waren gross, da konnten Sie Tausende gebrauchen. Sie brauchten doch praktisch alles.

Wir sind 1950 das erste Mal in Urlaub gefahren. [...] War nicht weit, war nur zur Edertalsperre, aber das war der erste Urlaub. Acht Tage. Das war schon viel. Man musste ja auch erst einmal Urlaub einreichen und den bewilligt bekommen, wenn man arbeitete (*bei der Post*). Da war ich stolz, da konnte ich mir den ersten Urlaub erlauben. [...]

Da [an der Edertalsperre] waren viele Leute, die privat vermieteten und auch mit Verpflegung. Natürlich war es spottbillig gegenüber den heutigen Preisen. Aber es war alles ein bisschen familiärer. Da war ich spazieren, mit einer Kollegin zusammen, mit der ich auch zusammen in der Mittelschule war. Wir hatten ein Doppelzimmer, war ja auch billiger, Einzelzimmer war sowieso nix. Und dann die riesen Schafherden,... ein Gespräch mit dem Schäfer führen, das war für uns Städter unheimlich (*schön*)\ Das war die Erinnerung an den ersten Urlaub. Dann ging die gute Zeit los. Und dann ging das Reisen los.

Frau S. (1927): Da war auch dieser Druck nicht mehr so mit dem Geld.

Endgültig vorbei war die [Nachkriegszeit] erst, als wir hierher (*nach 'Wülfrath*) gezogen sind, 1955. Da war auch dieser Druck nicht mehr so mit dem Geld, so dass man so unheimlich sparen musste. [...] Ich meine, ohne Sorgen gibt es nicht, aber diese direkten Sorgen, die einem so schlimm im Nacken gesessen haben, die waren dann nicht mehr. Man war irgendwie freier, und man hat das auch verkraftet. Das hat so zehn Jahre gedauert mit allem.



Wülfrather Frauen spielen
auf einem Ausflug
Sackhüpfen mit
amerikanischen
Lebensmittel-Säcken,
Anfang der 50-er Jahre
(Privatarchiv: Herr E.)



Tochter von Frau S. mit
ihrem ersten Eis, 1952
(Privatarchiv: Frau S.)

Nicht, dass man jeden Tag dachte, ach Gott, dies und das und so. Meine Freundin und auch meine Verwandten sagen immer von mir, ich hätte nie gejamert, ich hätte nie geklagt. [...] Da bin ich auch mit meinem Mann auf einer Linie. Wir haben uns auch nie nach anderen gerichtet. Er hatte mal gesagt, als er bei der Botschaft in Bonn arbeitete, da war ein Fahrer, der wohnt dort auch in der Gegend, der hat seine Butterbrote ausgepackt, und dann hatte der Brot mit Wurst drauf und noch gekochte Eier. Meine Güte, mein Mann musste aus Bonn bei dem Fleischer die billigste Wurst mitbringen, damit wir schon mal was aufs Brot hatten und er dann auch zum Mitnehmen wieder. Das waren damals Kontraste! [...]

Wir konnten dann leben, wir brauchten nicht mehr zu hungern, und wir brauchten auch keine Angst zu haben, dass man nicht über die Runden kommt. Höchstens mit dem Geld. Mit dem Geld mussten wir immer sehr sparsam umgehen in den ganzen Jahren. [...] Der finanzielle Aufschwung für uns ging dann erst hier los. Da ging es ja allgemein besser, 1955. [...]

Und ich weiss, 1952 (*in Bonn*), da haben wir unseren Kindern das erste Eis gekauft, da habe ich nämlich noch ein Foto. Und da stehen die beiden kleinen Mädchen, die ältere, die konnte das schon gut, aber die kleinere, die war ja erst ein Jahr, die war so eine kleine dicke Nudel, die steht dann da, und dieses kalte Eis läuft ihr über die Finger, und sie heult, weil das so kalt ist an den Fingern.

4.Teil

Reflexionen



- Einleitung
- 4.1 Prägungen
- 4.2 Brüche
- 4.3 Rückkehr
- 4.4 Lehren

Einleitung

Jedes Leben wird «vorwärts» gelebt und «rückwärts» erzählt, wie es der Philosoph Soren Kierkegaard einmal sinngemäss ausgedrückt hat. Damit ist gemeint, dass wir in der Gegenwart nie wissen können, was in der Zukunft geschehen wird, auch wenn wir bestimmte Hoffnungen und Erwartungen hegen mögen. Gleichzeitig wird uns als «Vergangenheit» oder «Geschichte» erst das zugänglich und damit erzählbar, was bereits abgeschlossen ist. Solange wir leben, ist aber nie etwas wirklich abgeschlossen, da mit jedem neuen Ereignis das Vergangene in einem anderen Licht erscheinen kann. Das wissen unsere Zeitzeuginnen und Zeitzeugen sehr genau: Daher «kann es durchaus auch sein», bemerkt Herr R., «dass man im Nachhinein etwas reflektiert, was gar nicht so real vorhanden war.» Das heisst aber nicht, dass wir es bei erzählten oder niedergeschriebenen Erinnerungen mit frei erfundenen Geschichten zu tun hätten.

Natürlich gibt es Ereignisse, die wir völlig und unwiderruflich vergessen. Dagegen gibt es auch Geschichten, die wir so oft gehört haben, dass wir meinen, es handele sich bei diesen um unsere eigenen «Erinnerungen». In wieder anderen Fällen mag eine Folge ähnlicher Erlebnisse in unserem Gedächtnis zu einem besonders einprägsamen Erinnerungsbild geronnen sein. Doch können erzählte Ereignisse durchaus genauso geschehen sein, wie sie berichtet werden, und auch vergangene Gefühlszustände wie Angst, Stolz, Scham oder Freude werden häufig zutreffend beschrieben. Was sich im Laufe der Zeit jedoch unweigerlich ändert, ist die Art und Weise, wie *Lebensabläufe* zu *Lebensgeschichten* geordnet werden. Dies liegt nicht zuletzt daran, dass es in allen Gesellschaften vorgegebene Muster für Erzählungen gibt, die als «sinnvoll» akzeptiert werden. Von Autobiographien und Biographien wird, jedenfalls in unserem Kulturkreis, erwartet, dass sie nicht nur einen Anfang und ein zumindest vorläufiges Ende haben, sondern auch einem «roten Faden» folgen.

Diese erwartete, vermutete oder auch erhoffte innere Folgerichtigkeit von Lebensgeschichten, die so erzählt werden können, dass sie einen nachvollziehbaren Sinn ergeben, wird durch

tatsächliche Lebensabläufe aber häufig in Frage gestellt. Als schicksalhaft oder zufällig empfundene «Glücks-» oder «Unglücksfälle» – wie folgenreiche Begegnungen und Karriere-sprünge, Krankheiten oder Todesfälle können den «roten Faden» von Leben und Lebensgeschichten durchtrennen oder zu durchtrennen drohen. Dasselbe gilt für positive oder negative Wendungen im Leben einzelner Menschen, die aus wirtschaftlichen oder politischen Ereignissen und Gegebenheiten resultieren. Wirtschaftsauf- oder -abschwünge, die Wechsel politischer Systeme, aber auch Kriege und Revolutionen können Brüche in Lebensabläufen verursachen, die sich nur schwer zu zusammenhängenden Lebensgeschichten verweben lassen. Um die auf diese Weise abgerissenen «roten Fäden» wieder zusammenzuknoten oder einen ganz neuen roten Faden zu finden, ist es in solchen Fällen nötig – aber auch, im Falle von positiven Wendungen, *möglich* –, die Vor-Geschichten dieser Ereignisse «umzuschreiben», um den jeweiligen Lebensgeschichten rückwirkend einen neuen inneren Zusammenhang zu geben.

Dies gilt nicht nur für das Leben und die Lebensgeschichten einzelner Menschen, sondern trifft auch auf die Geschichte von Gruppen, Gesellschaften und Staaten zu. Daher besteht die Arbeit von Historikerinnen und Historikern entgegen dem landläufigen Verständnis nicht nur – und oft nicht einmal in erster Linie – darin, neue Fakten zu sammeln. Vielmehr ist jede Generation von Historikern, ob sich die einzelnen Mitglieder dieser Disziplin dessen bewusst sind oder nicht, auch damit beschäftigt, die Vergangenheit im Licht jeweils neuer Entwicklungen zu deuten und die Geschichte umzuschreiben. So arbeiten zum Beispiel gegenwärtig weltweit Historiker daran, die Geschichte der Jahrzehnte seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges aus der Perspektive der Zeit nach dem Ende des Kalten Krieges neu zu interpretieren. Es wäre allerdings falsch, sich vorzustellen, dass diese Arbeit allein von professionellen Historikern geleistet würde. Tatsächlich sind daran Museen, Medien und vielerlei gesellschaftliche Institutionen, aber auch Gesellschaften als Ganze beteiligt. Denn indem zum Beispiel deren einzelne Mitglieder ihre eigenen Lebensgeschichten erzählen, entwerfen sie immer auch die Geschichte ihres Umfeldes und der Gesellschaft, durch

die sie geprägt wurden und werden und die sie durch ihr Handeln wie durch ihr Erzählen ihrerseits prägen.

Dieser kombinierte gesellschaftliche und individuelle Gestaltungsprozess erfordert, wie die Texte in diesem Kapitel deutlich machen, eine ständige, wenn auch oft unbewusste, Überprüfung dessen, woran man sich erinnern kann sowie dessen, was man vergessen muss. Unser letztes Kapitel ist «Reflexionen» über diesen Zusammenhang gewidmet. Dieser Begriff wird dabei in seiner doppelten Bedeutung von «*Widerschein*» bzw. «*Widerspiegelung*» auf der einen und «*Nachdenken*» auf der anderen Seite verwandt. Die Abschnitte «Prägungen» und «Brüche» sind vor allem dem *Widerschein* von «Krieg», «Zusammenbruch» und «Wiederaufbau» im Leben unserer Zeitzeugen gewidmet oder, anders ausgedrückt, den unauslöschlichen «Spuren», die diese Zeit hinterlassen hat. Die Abschnitte «Rückkehr» und «Lehren» dagegen enthalten Interviewausschnitte, in denen unsere Zeitzeugen ihre aktiven Versuche schildern, diese Spuren nachträglich zu *verändern* («Rückkehr») oder in denen sie über die Möglichkeiten nachdenken, wie sie selbst und/oder die deutsche Gesellschaft als Ganze mit diesen Spuren umgegangen sind oder umgehen könnten («Lehren»).

Natürlich stellen auch «Brüche» im weiteren Sinne «Prägungen» dar. Wenn wir in diesem Kapitel zwischen diesen Begriffen unterscheiden, dann möchten wir damit deutlich machen, dass es «Prägungen» ganz unterschiedlicher Art gibt. Im engeren Sinne verstehen wir darunter solche Auswirkungen der Nachkriegszeit, die relativ problemlos, sozusagen «bruchlos», vom Standpunkt der mittleren 90-er Jahre her von unseren Zeitzeugen in ihre Lebensgeschichten oder die Geschichte der Bundesrepublik eingeordnet werden können. So mag es belächelt werden, wenn viele Zeitgenossen der Kriegs- und Nachkriegszeit bis heute selten etwas wegwerfen, vor allem keine Lebensmittel; wenn sie bestimmte Nahrungsmittel oder Gerichte wegen der damit verbundenen Erinnerungen nicht besonders gern essen, Gegenstände und Kleidung eher reparieren, statt neu zu kaufen; wenn sie sparsam mit Strom und Wasser umgehen. Der sorgfältige Umgang mit Ressourcen ist jedoch nichts, was das ungestörte Funktionieren alltäglicher Verrichtungen behindert. Im

Gegenteil: In einem unserer Texte finden wir sogar Hinweise darauf, dass in der «schlechten Zeit» erworbenes Wissen und erlernte Fähigkeiten sogar einen Brückenschlag zu einer in ökologischen Gesamtzusammenhängen denkenden jüngeren Generation ermöglichen.

Solche Verhaltensweisen sind unseren Zeitzeuginnen und Zeitzeugen vielfach so in Fleisch und Blut übergegangen, dass sie sie nicht ändern können, obwohl ihnen klar ist, dass ihre Handlungen nicht mehr zeitgemäss sind. Aber, wie Frau C. sagt, «da redet der Kopf gar nicht mit». Das gilt auch für diejenigen Prägungen, die dazu beigetragen haben, dass die Zeitzeugen in ihrem eigenen Leben Dinge ändern wollten bzw. wollen. So haben sich zum Beispiel (not)zeitbedingte Erfahrungen im Elternhaus in Dankbarkeit dafür umgesetzt, dass man selbst es besser hat oder in den Entschluss, den eigenen Kindern ein leichteres Leben zu ermöglichen. In einem anderen Fall hat der Schmerz der Mutter über den Verlust ihres Mannes einen damals kleinen Jungen hellhörig für das Schicksal unzähliger Kriegerwitwen gemacht und ihn motiviert, sich «in die Politik einzumischen.» Und Frau B. sieht sogar eine deutliche Kontinuität zwischen der Sexualmoral der bundesrepublikanischen Gesellschaft der 70-er bis 90-er Jahre und dem Verhalten vieler Kriegerwitwen, die der Jugend das «Zusammenleben ohne Tauschein» im Interesse ihrer Renten vorgemacht hätten. Wenn diese Interpretationen oder Verhaltensweisen auch rationale Überlegungen bzw. Aktionen darstellen, so sind die ihnen zu Grunde liegenden Erfahrungen doch solche, die sich eher dem Unbewussten als dem Bewusstsein «eingepägt» haben. In diesem Sinne sprechen auch alle Texte im Abschnitt «Prägungen» von «roten Fäden» die sich von der Kriegs- und Nachkriegszeit bis in die Gegenwart der 90-er Jahre hindurchziehen.

Der Abschnitt «Brüche» enthält dagegen Interviewauszüge, die erkennen lassen, dass diese roten Fäden einmal zerrissen und dann erneut, und zwar für immer sichtbar, verknotet oder gar durch neue ersetzt worden sind. Auch könnten diese neuen Fäden noch heute wieder zerreißen. Der Verlust der Heimat liess ebenso wenig einen ungebrochenen Fadenverlauf in der Textur des eigenen Lebens zu wie der doppelte Verlust von Heimat und

Familie. Wer wie Herr O. als achtjähriger Junge von seiner verwitweten Mutter nach der Flucht aus Ostpreussen zu einer weit entfernt lebenden Pflegefamilie gegeben wurde und daher Mutter und Schwestern höchstens einmal im Jahr besuchen konnte, der kann aus diesem Material kaum eine glatte Geschichte machen. Denn er weiss noch zu genau: «Bei jedem Mal, wenn der Zug fährt, wollte man mitfahren. Ganz einfach. Aber es ging ja nicht.» Und «das Verhältnis [zu meinen Schwestern] kühlte sich irgendwie ab.» Was es zudem für Herrn O., der während der Flucht extremen Gewalterfahrungen ausgesetzt war, bedeutet haben mag, zu erleben, dass ihm der Pflegevater am ersten Abend im neuen «Heim» ein langes Brotmesser zeigte für den Fall, dass er «nicht hörte», ist schwer vorstellbar. Unmittelbar einleuchtend ist jedoch, dass es sich dabei um keinen besonders guten Anfang für eine Geschichte von einem Jungen handelt, der aus bitterster Armut in – relativ gesehen – bessere Verhältnisse geriet. Man kann nur vermuten, dass zwischen Herrn O. und dem neuen Vater, den er «Onkel» nannte, genau solch eine «Wand» bestehen blieb wie zwischen Frau J. und ihrem Vater. Frau J., die als Kind die Begeisterung ihres Vaters für den Nationalsozialismus nicht teilte und deshalb des Öfteren von ihm öffentlich gedemütigt wurde, ist es nie gelungen, mit ihrem Vater darüber zu sprechen, warum er nach 1945 seine Meinung änderte. Sie vermutet, dass ihr Vater nicht damit fertig wurde, dass sie als Kind miterlebt hat, «dass er irgendwo in seinem Leben so einen Murks gemacht hat».

Diese Art Wand oder Barriere, die einen Teil des Lebens von vorhergehenden und/oder späteren Erfahrungen trennt, konnte auch auf andere Weise entstehen, ganz besonders aber durch wiederholte lebensbedrohliche Situationen und extreme Gewalterfahrungen. Frau A. und Frau V., die immer wieder aufs Neue ihre Angst vor «den Russen» durchleben oder sich an verbrannte Kinder erinnern, empfinden sich auch heute noch, und zwar für immer, von all denjenigen Menschen in ihrer Gesellschaft getrennt, die solche Erfahrungen nicht gemacht haben. Politische Ereignisse, aber auch Gedenkfeiern und historische Ausstellungen lösen bei ihnen andere Vorstellungen und Reaktionen aus als bei vielen, vor allem jüngeren Bekannten oder

selbst bei den eigenen Kindern. Manche Wunden heilt die Zeit eben nicht, wie Frau V. zum Ausdruck bringt, und man ist gegen die «Rückkehr des Verdrängten» nie gefeit. Das kann sogar dazu führen, dass man sich den eigenen Kindern gegenüber manchmal fremd, eher wie «der Grossvater», fühlt, wenn man «denen vom Bunker» erzählt.

Man kann offensichtlich auch versuchen, solche Wände, wenn nicht einzureissen, so doch durchlässiger zu machen. Allerdings scheint das oft nur dann möglich zu sein, wenn man bewusst in die Zeit zurückkehrt, in der die Barrieren entstanden sind. Nicht selten ist diese «Rückkehr» mit der konkreten Rückkehr an einen bestimmten Ort verbunden. Solche Reisen in die Vergangenheit verlaufen nicht alle gleich. So hängt zum Beispiel viel davon ab, ob man dabei in die immer noch zugängliche oder aber in die für immer verlorene eigene Heimat zurückkehrt. Auch scheint es von Bedeutung zu sein, ob man in der verlorenen Heimat noch Spuren der eigenen Vergangenheit findet, wie zum Beispiel das elterliche Haus, oder ob all diese Spuren getilgt sind. Einfach sind solche Reisen nicht. Frau L. musste am Abend vor dem ersten Besuch des elterlichen Hauses eine Beruhigungstablette nehmen, Herr R. erlebte Schlesien zunächst nicht als seine Heimat, sondern eher als fremdes Land, und Herr N. hat erst bei einer Reise nach Prag entdeckt, dass er «auf einmal wieder» Tschechisch sprechen konnte, obwohl er sich geschworen hatte, «nie wieder Tschechisch zu reden».

Alle Rückreisen, von denen in diesem Abschnitt die Rede ist, wurden unternommen, um Orte wieder zu sehen, an denen man einmal gelebt hat. Es scheint, dass diesen Reisen bereits ein Stück «Abschied» vorausgegangen war, und zwar das Akzeptieren des Verlusts der Heimat. Diejenigen unserer Interviewpartner, die solche Reisen unternommen haben, bringen zum Ausdruck, dass gerade ihr eigener Verlust es ihnen ermöglicht hat, zu begreifen, dass man solche Erfahrungen nicht wieder gutmachen kann, indem man anderen Menschen dasselbe zufügt. Diese Einsicht dürfte den Entschluss zur Rückkehr erleichtert haben. Gleichzeitig scheint aber die Rückkehr in allen Fällen dazu beigetragen zu haben, den jeweiligen «Abschied», der immer ein länger dauernder Prozess und nie ein einmaliger Akt ist, vor-

anzubringen und ihn erträglicher zu machen. So war es fast eine Art «Zeichen» für Herrn N., dass seine Prager Reiseleiterin, die eigentlich nie wieder hatte «Deutsch sprechen» wollen und es nun doch tat, ein Mädchen aus seinem Heimatort war, das er vermutlich als Junge gekannt hatte. Und Herr R. stellt – unbewusst und indirekt – einen Zusammenhang her zwischen seiner eigenen Familie und den nun im elterlichen und grosselterlichen Haus lebenden polnischen Familien, die die Sicherung der Generationenfolge an Stelle der geflohenen oder vertriebenen deutschen Familien übernommen zu haben scheinen.

In Reden, Zeitungsberichten und Dokumentarsendungen aus Anlass von Gedenktagen, die an die Verbrechen des Dritten Reiches erinnern sollen, wird immer wieder angemahnt, dass die deutsche Gesellschaft «aus der Geschichte lernen» möge. Unsere Zeitzeuginnen und Zeitzeugen beurteilen die Erfolgchancen solcher Mahnungen eher skeptisch, wie die Textauszüge im Abschnitt «Lehren» zeigen. Diese Skepsis resultiert sowohl aus der kritischen Reflexion des eigenen Verhaltens in der Vergangenheit als auch aus politischen Entwicklungen, die auf den Krieg folgten. So sprechen Zeitzeugen von eigenen, zum Teil sehr lange dauernden Bemühungen, das Dritte Reich zu vergessen oder sich nur an ausgewählte Dinge zu erinnern, da andernfalls kein Überleben in Notzeiten und kein angenehmes Leben in besseren Zeiten möglich zu sein schienen. Ein Zeitzeuge verweist auf den Bürgerkrieg in Irland, den Krieg im ehemaligen Jugoslawien und auf den Völkermord in Ruanda, um deutlich zu machen, «dass die Menschheit [nicht] schlauer wird». Allerdings glaubt er, dass einzelne Menschen für sich selber lernen können. Darin würden ihm die meisten Zeitzeugen zustimmen. Für sich selbst nennen mehrere von ihnen den Abbau von Vorurteilen, die Entwicklung von Kritikfähigkeit sowie parteipolitisches Engagement als wichtigste Konsequenzen aus der Kriegs- und Nachkriegszeit. Viele von ihnen haben aber mehr oder minder starke Zweifel daran, ob eigene Lehren an die nächste Generation weitergegeben werden können. Das liegt nicht zuletzt daran, dass sich unsere Zeitzeugen sehr wohl daran erinnern, dass sie die Geschichten der eigenen Eltern aus dem Ersten Weltkrieg «auch nicht begriffen» hätten. Dennoch ist in vielen Texten, wenn auch

manchmal eher zwischen den Zeilen, die Rede davon, dass unsere Zeitzeugen trotz ihrer Skepsis den Dialog zwischen den Generationen über die Vergangenheit zu führen versuchen oder für wünschenswert halten. Dazu gehört auch, wie Herr E. betont, dass man selber nicht nur Lehren weitergeben will, sondern auch bereit ist, anderen zuzuhören. Das Zuhören wiederum ist nicht nur deshalb wichtig, weil man daraus etwas lernen kann, sondern vor allem, weil die Weigerung zuzuhören, «einem Menschen die Chance nimmt, sich zu befreien».

Es ist zweifellos nötig, sich mit der Art und Weise, wie manche Lebensgeschichten erzählt werden und wie «Geschichte» geschrieben wird, kritisch auseinander zu setzen und bestimmte ErzählweLe» nicht zu akzeptieren. Denn es gibt Geschichten, wie zum Beispiel die von der rassistischen Überlegenheit der Deutschen, die Gewaltverhältnisse erzeugen oder aufrechterhalten. Wenn man aber ganze Teile einer Lebensgeschichte mit einem generellen Erzählverbot belegt, dann kommt das dem Versuch gleich, das in diesen Lebensabschnitten gelebte Leben ungeschehen zu machen. Ein solcher Versuch stellt ebenfalls einen Akt symbolischer Gewalt dar. Darüber hinaus verhindert er die kritische Auseinandersetzung mit der Art und Weise, wie erzählt wird. Deren Veränderung könnte – möglicherweise – Gewaltverhältnisse aufdecken. Ob dieses Aufdecken dazu beitragen kann, zukünftige Gewalt zu verhindern, wissen wir nicht. Wir können aber darauf hoffen – zur Not sogar wider besseres Wissen.

4.1 Prägungen

Frau C. (1931): Ich bin so ein Hamsterer geblieben.

Man genießt ja alles viel bewusster. Zeitweilig wird es durch das eigene Leben, durch das, was man tut, und wie beschäftigt man ist, verdrängt. Aber interessanterweise, je älter man wird, je mehr kommt wieder. Was früher war, ist heute viel deutlicher als noch gar nicht so lang Vergangenes. [...]

Haften geblieben ist dieses ständige Aufpassen, dass man für später was hat. Ich muss immer einen Vorrat haben von allem

Möglichen, ob das Kleidung, ob das Lebensmittel sind. Ich bin so ein Hamsterer geblieben. Ich kann praktisch nichts wegwerfen. Ich bin seit Tagen dabei, ein Zimmer aufzuräumen, wo uralte Sachen, aber immer noch gute Sachen, sind. Und mit Schmerzen im Herzen muss ich mir jedes Teil richtig vom Herzen reißen. Da redet der Kopf gar nicht mit. [...] Das ist so haften geblieben: «Mein Gott, wenn es uns mal schlecht geht!» Man wollte uns ein Stück von unserem Grundstück abkaufen, irgendwann mal. Da waren wir zehn Jahre auf dem Grundstück. Es ist so 800 qm gross. Viel zu gross! Mit der Hälfte würden wir reichlich auskommen. Ich hab' gesagt: «Um Gottes willen, da könnten wir, falls es uns mal schlecht geht, oder es passiert mal was mit meinem Mann, da könnten wir von überleben!» Das ist haften geblieben.

Herr O. (1939): Und das bleibt wahrscheinlich auch, dass man die Sachen, die man irgendwie hat, nicht wegschmeisst

Man hat zu Dingen irgendwie ein anderes Verhältnis als heute. Und das bleibt wahrscheinlich auch, dass man die Sachen, die man irgendwie hat, nicht wegschmeisst und sagt: «Gibt's ja neu!» Man verwahrt alles, man repariert nach Möglichkeit alles. Mit vielen Dingen kann man das ja nicht mehr. Aber diese Einstellung überhaupt zu den Dingen, dass man nicht alles gleich wegwerfen muss. [...] Oder ein Stück Brot ..., dass man nicht sagt: «Ist trocken. Weg!» Man kann's doch auch anders verwenden. [...]

Und ich muss ganz offen sagen, ein kleines bisschen wünsch' ich mir die Zeit sogar (*zurück*). Damit alle das mal merken, dass es auch ein bisschen anders gehen kann. [...] Die überwiegende Zahl, die weiss gar nicht mehr, wie es ist, zu sparen, oder dass es auch uns mal schlechter gehen könnte. Uns geht es ja, im Verhältnis gesehen, gut. [...] Also ich bin der Meinung, uns geht's viel zu gut. Aus dem Grunde wissen wir gar nicht, wie schlecht es anderen Leuten geht.

Frau A. (1938): Den Spruch, den sage ich heute noch, wenn irgendjemand was aufhebt: «Ihr musst solange warten, bis die Russen kommen!»

[Auf der Flucht] konnte man ja nur das mitnehmen, was man tragen konnte. Wir hatten ja keinen Wagen und nichts. Nur das, was jeder tragen konnte. Und davon haben Sie dann noch Sachen eingepackt, die eigentlich schon ziemlich abgetragen waren. Die gute Wäsche, die ist dann im Schrank liegen geblieben, die noch nagelneu war. Statt die nagelneue einzupacken, haben Sie nur die gebrauchte eingepackt. [...]

[Und später,] wenn irgendwelche Dinge angeschafft worden sind, in der Hauptsache Sachen zum Anziehen, die wurden dann geschont und wurden erst noch nicht getragen. Das war ja früher so, da hatte man Sonntagskleider und Alltagskleider, und man getraute sich gar nicht, die anzuziehen. Dann hiess es immer: «Wartet mal so lange ab, bis die Russen kommen.» Den Spruch, den sage ich heute noch, wenn irgendjemand was aufhebt: «Ihr müsst solange warten, bis die Russen kommen, die wollen ja auch noch ein paar neue Sachen haben!» Das stammt aus der Zeit, weil meine Eltern auch in der Eile nur die alten Sachen eingepackt hatten, was ihnen erst hinterher bewusst war. [...]

[Die Zeit hat einen geprägt:] Einmal, dass man nicht alles so wegwirft. Das kann ich eigentlich heute noch nicht. Man hebt doch alles auf, es könnte ja noch mal gebraucht werden. Wie das so früher auch üblich war. Selbst mit den Nahrungsmitteln muss man sich einen Ruck geben und sagen: «So, den Rest isst du nicht mehr, den schmeisst du jetzt weg!» Trotzdem habe ich immer etwas Hemmungen davor. Auch wenn nur anderthalb Kartoffeln vom Mittagessen übrig bleiben, die habe ich immer aufgehoben und vielleicht mal aufgegegessen, oder am Ende doch weggeworfen, aber trotzdem muss ich mich überwinden und sofort sagen: «Das isst sowieso keiner, also weg!»

Frau J. (1933): Ich habe manchmal das Gefühl gehabt, mir fehlte eine Phase.

Meine Grossmutter, [...], die hat ihren Mann verloren an Stein-
staublunge. Da war meine Mutter, glaube ich, zwölf. Und die
hat dann ihre vier Kinder alleine grossgezogen. Und die ist im
Frühjahr '48 dann gekommen und hat gesagt: «Bevor das Geld
alles weg ist, fahre ich mit Dir nach Norden!» In die Stadt Norden.
Da war nämlich der jüngste Bruder meiner Mutter verhei-
ratet. «Damit du die Verwandten kennen lernst!» Und dann ist
sie mit mir mit dem Geld, was sie noch hatte, nach Norden ge-
fahren.

Und dann wollten sie mir was ganz Gutes tun! Da ist mein
Onkel mit mir an die Nordsee gefahren, an die Küste, und da
haben wir Krabben geholt. Nun mussten die Krabben natürlich
gepult werden. Und die waren gar sehr entsetzt, weil ich die
Krabben nicht essen konnte. Warum? Wir haben ja während des
Krieges, es gibt ja so ganz verrückte Sachen, die wir tun mus-
sten, unter anderem die Felder von den Kartoffelkäfern absuchen
müssen. Und dann mussten wir mit den nackten Beinen da-
durch, die Blätter immer hochheben, unten diese Larven ausma-
chen. Die sehen aus wie Krabben, genau so! Ich fand das so eklig
mit den Beinen dadurch. Und das Laub. Und überall waren die-
se Würmer dadran. Das war furchtbar. Ja, jetzt kann ich wieder
Krabben essen, aber das hat lange gedauert.

Ich habe mich früh, vielleicht viel zu früh, von den Eltern ab-
gelöst. Ich habe zwar viel mit meiner Mutter gemacht, in punkto
Lebensmittel besorgen, in punkto hamstern und mithelfen. Ich
war ja, in dem Sinne, bepackt mit irgendwelcher Arbeit. Ich bin
sehr früh selbstständig geworden. Ich habe manchmal das Gefühl
gehabt, mir fehlte eine Phase. Ich sehe das an meiner Enkelin,
die jetzt elf ist, also diese Entwicklung, dieses langsame Entwi-
ckeln vom Mädchen zur Frau. Das war [nicht], da fehlte was. [...]

Uns fehlte ja auch eine ganze Menge, was meine Schwester
(jüngere Schwester) dann schon wieder hatte. Ich war wohl in
der Jugendgruppe drin. Das war wohl das Einzige. [...] Wir ha-
ben auch Radtouren gemacht zusammen. Spielt ja auch keine
Rolle, wie gross die sind. Wir sind viel durch die Eifel geradelt,

zusammen mit der Gruppe oder mit Freundinnen auch. Aber zum Beispiel tanzen, das haben wir nie gehabt, war gar nicht möglich.

Frau P. (1940): Doch, es prägt einen. Seine ganze Art

Meine Töchter hörten das gern, wenn ich aus der Zeit (*Nachkriegszeit*) erzählt habe, und sie fragten auch manchmal danach. So, wie gerade die Stimmung war, oder wenn sie [in der Schule] irgendwas durchgenommen hatten. [...] Wenn wir nach Hause fahren, als meine Eltern noch lebten, sind wir jedes Jahr mit den Kindern runter in die Pfalz gefahren, dann haben das alle kennen gelernt, wo ich gross geworden bin. Und da haben wir doch schon erzählt. Die Freundinnen wohnen [auch] noch zum Teil da. Meine Brüder wohnen jetzt noch unten. Keiner mehr in Mehlingen, aber in der Nachbarschaft. Meine Eltern sind da begraben auf dem Friedhof, und dann fahren wir doch jedes Jahr noch mal runter. Und da fahren sie (*die Töchter*) mit. [...]

Doch, es prägt einen. Seine ganze Art. Zum Beispiel allein mit Licht anmachen. Ich habe es gerne abends, wenn es so dunkel und so schummrig wird. [Da] brauche ich nicht sofort Licht anzuhaben. Wir durften nicht, bevor es ganz dunkel war, Licht anmachen. Und es stört mich nicht. Wenns dunkel wird, bin ich gerne so ein bisschen im Schummrigen. Ich weiss auch, wo alles steht, dass mein Mann dann sagt: «Also kannst du kein Licht anmachen?» Ich hab' das gerne so. Und ich nehme an, das kommt schon noch von dieser Zeit. Oder mit Wasser sparsam umgehen. Das ist schon eine Sache, was von da noch herrührt. Nicht, dass wir schmutzig sind. Ich dusche auch gerne, ich bade gerne. [...] Aber wenn ich zum Beispiel wasche: Wir haben unsere Waschmaschine im Sechsfamilienhaus im Waschkeller stehen. Wenn ich dran bin, fange ich Wasser auf von der Waschmaschine und mache damit den Keller sauber. Das steckt da wahrscheinlich drin. Man kann das gar nicht so [erklären], das ist nun mal so. Und das tu ich, ob das andere tun oder nicht, das ist mir egal. Ich tu' das! Und ich stör' mich auch nicht dran, wenn andere drüber lachen oder was. Das stört mich nicht. Das prägt schon, doch.

Ich glaube auch, dass ich meinen Töchtern doch Verschiedenes mitgegeben habe, zum Beispiel auch mit Heilpflanzen. Nach dem Krieg hat man ja sehr intensiv Kamille und Schafgarbe und alles so was gesammelt. Was wir als Kinder auch sammeln mussten. Auch für den Winter. Und Kamille hab' ich denen gemacht, wie sie klein waren, wenn sie erkältet waren. Wohl mit Handtuch mit Kamillendampf und so. Das steckt dadrin. Das machen die heute noch so. Oder wir trinken sehr viel Tee, weniger Kaffee. Auch jetzt im Sommer, wenn das so heiss ist. Da gibt es nicht Limonade oder sonst was. Verschiedene Sorten Tee, Brennnessel-Tee oder sonst was. Wir mischen das. Oder, wenn der Holunder blüht, machen wir Holunder-Tee.

Es ist nur heute etwas schwierig, an Sachen ranzukommen, die nicht belastet sind. Ich weiss, dass wir früher grosse Lindenbäume hatten, da wurde dann ein Ast abgesägt und die Lindenblüten alle getrocknet. Da hatten wir im Winter Lindenblüten. Das ist für Erkältungen, zum Schwitzen und so was alles. Also das hab' ich schon meinen Töchtern dann weitergegeben, was ich da so wusste. Oder mit dem Urin, wenn man Verletzungen hatte. Man hat ja nicht so viel Seife gehabt. Man hat dann im Winter, wenn es kalt wurde, diese «Schruppen», sagten wir, gehabt. Wenn die Haut dann spröde wird, das ist sehr schmerzhaft, und dann hat man sozusagen Pippi drüber gemacht. Und das heilt. Das heilt tatsächlich. Sie ekeln sich zwar davor, aber wenn man nichts anderes hat, dann tut man das schon. Heute hat man's nicht mehr nötig, weil's andere Möglichkeiten gibt.

Frau V. (1928): Und meine Mutter hat sich aufgeopfert in der Pflege.

[Im Krieg] kann ich mich immer nur an ältere Jahrgänge erinnern, ganz eigenartig. Männer älterer Jahrgänge und dann viele Frauen, alleine natürlich, jüngere Frauen. Und dann auf einmal kamen die Männer wieder. Aber fragen Sie mich nicht, wie die wiederkamen! Das war ein Häuflein Elend, was da zurückkam. Ich sehe jetzt so gerade meinen Vater wiederkommen: Zusammengesucht, er konnte nicht mehr gerade gehen, eingefallen, alte Sachen an. Hatte ihm einer gegeben, damit er überhaupt

was anzuziehen hatte. Verlumpt, zerrissen und krank. Und dann nur noch: «Gott sei Dank, ich finde meine Familie wieder!» Dieses erlösende: «Ich habe meine Familie wieder», das werde ich nie vergessen. Das war an meinem Geburtstag, am 11. Oktober '46. Da kam mein Vater. Meine Mutter hatte gespart, und irgendwie hatte sie es geschafft, einen Kuchen zu backen. Und da stand der Kuchen da. Und da hat er gesagt: «Mein Gott, hast du gewusst, dass ich komme? Hast' extra Kuchen für mich gebacken!» Trotzdem sie gesagt hatte: «Heute ist der 11. Oktober, Lisa hat Geburtstag.» Das werde ich nicht vergessen. Und dann war er nur noch so ein Häufchen Elend. Hatte keine Wäsche, hatte von der Mutter die Schlüpfen angezogen, war doch nix mehr da. Bis sie dann ein paar Sachen überhaupt bekamen, das dauerte doch alles. Wenn ich das so überlege, er war 62 als er starb, jetzt bin ich schon ein paar Jahre älter. Was hat er vom Leben gehabt? Doch gar nichts.

Er ist 1902 geboren. Er war '46 vierundvierzig. Und was hat er gehabt? [...] Er konnte nicht mehr arbeiten, nichts. Und dann der Kampf um die Rente. Er war ja Zivil. Die Renten waren anscheinend anlagebedingt ausgefallen. [...] Vorher hatte er mal 50 Mark gekriegt im Monat. Meine Mutter hat Heimarbeit gemacht. Sie konnte den Mann nicht alleine lassen. Da sie nähen konnte, hat sie Hosen genäht. Und ich habe 120 Mark im Monat verdient. Mein Vater kriegte die 50 Mark, die wurden dann auch noch gestrichen. Und dann hat er gekämpft und gekämpft, um überhaupt was zu bekommen. Und dann hat er natürlich eine immense Nachzahlung gekriegt, aber wo er es hätte noch ein bisschen besser haben können, da fehlte es an allen Ecken und Enden. [...] [Der war total kaputt. Beim Herzen die Rippen weg.] Der Arzt sagte: «Er ist nach Hause gekommen, um zu sterben.» Er hat allerdings noch bis '64 gelebt. Aber was ist das in der Zeit? [...] Das war aber auch eine Folge, nie im Krieg aktiv gewesen, viel interniert. Und die sind natürlich geschunden worden, die Menschen. Aber wer ist nicht gequält worden in der Zeit? [...]

Er musste in Russland gefallen sein und musste die Rippen angebrochen haben. Und irgendwie ist eine Vereiterung eingetreten. Und dadurch ist er, glaube ich, auch nach Hause gekom-

men, dass man ihn hat gehen lassen, weil man ihn im Arbeitsprozess nicht mehr gebrauchen konnte. Dann ist er hier operiert worden. Man hat ihm die Rippen weggenommen, hat aber zu früh zugemacht. Dann hatte er so eine Brust, die war voller Eiter. Da ist er ins nächste Krankenhaus. Und das haben sie dann von Grund auf rauswaschen lassen. Und dann kriegte er eine Stahlplatte, die er über dem Herzen trug. Da das ja praktisch freilag. Wenn er rausging, musste» er immer die Stahlplatte haben. Da konnte er noch ein bisschen gehen. Aber nachher war es ja ganz aus, wo sie noch etwas hätten von haben können. [...] Als er die Rente durchhatte, da starb er. Und meine Mutter hat sich aufgeopfert in der Pflege. Der hat die letzten zwei Jahre nur noch im Bett gelegen. Und dann ist sie auch vier Jahre später gestorben. Das kann keine aushalten mehr, diese Aufopferung auch. Da waren die Menschen noch aufopferungsfähig. Heute fehlt das, glaube ich, heute werden viel mehr Menschen abgeschoben.

Frau P. (1940): Mein Vater war sehr krank, wie er aus der Gefangenschaft kam; da hat sich das bei uns schon sehr verändert, und ich war sehr eifersüchtig auf ihn.

Mein Vater, der war im Krieg, an den kann ich mich gar nicht entsinnen. Meine Mutter hat mir erzählt, als der das letzte Mal auf Urlaub war, da war ich zwei. Ich bin '40 geboren. Und dann habe ich ihn nicht mehr gesehen, bis ich zehn war. Ich habe zu meinem Vater gar nicht so ein Verhältnis gehabt. Ich konnte mich nicht mehr entsinnen an ihn. Auch wie er dann nach Hause kam ..., ich hatte nie so ein Verhältnis zu ihm wie heute meine Kinder zu ihrem Vater oder meine Enkel jetzt. [...] Das hatte ich nie. Der hat mich ja nie an die Hand genommen und ist mit mir spazieren gegangen oder so. Aber damit ist man gross geworden, das kannte man nicht anders.

Ich hatte drei grosse Brüder. Der älteste war zwölf Jahre älter, der andere acht und der andere vier. Der [älteste] war schon für mich sozusagen Vaterersatz. Der hat für mich Spielsachen gebastelt, [eine] Puppenstube gebastelt. [...] Aber da habe ich erst später, so im Nachhinein, mal drüber nachgedacht, dass ich

[zu meinem Vater] gar kein Verhältnis hatte. Und meine Mutter, ich war die jüngste, die war dann auch immer sehr besorgt um mich. Die hat mich immer mitgenommen, wenn sie arbeiten ging aufs Feld oder so. Der Grosse ging ja schon arbeiten, der andere hat beim Bauern geholfen, um eben zu überleben, und meine Mutter, die hat dann beim Bauern gearbeitet. [...]

Wo [mein Vater] so im Krieg war, das weiss ich nicht. Ich weiss nur, dass er in russischer Gefangenschaft war. Da muss er eben bei Stalingrad* irgendwie gewesen sein. Der hat ja nie darüber gesprochen. Später kann ich mich entsinnen, dass das Rote Kreuz oft geschrieben hat, dass er das auch ausgefüllt hat und weg, aber der hat [zu Hause nie dadrüber gesprochen]. Oder wenn wir mal Geburtstag in der Familie gefeiert haben, da hat der nie über Krieg oder Gefangenschaft oder so was gesprochen. Mit uns Kindern überhaupt nicht. Ich weiss nicht, ob er mit meiner Mutter drüber gesprochen hat. Und mein Vater war sehr krank, wie der aus Gefangenschaft kam. Da hat sich das bei uns schon sehr verändert, und ich war sehr eifersüchtig auf ihn. Da kann ich mich auch sehr entsinnen.

Ich war sehr eifersüchtig, weil sich das ganze Leben geändert hat. Er war krank. Er hat immer am Körper diese Geschwüre bekommen. Er konnte auch eine ganze Zeit nicht arbeiten gehen. Ja, und es war ja für meine Mutter eine grosse Belastung. Die hatte ja dann überhaupt keine Zeit mehr, und wir gingen dann unsere eigenen Wege. Da war ich sehr eifersüchtig. Ich hab' immer die Kinder verwahrt, so im Dorf bei Leuten. Die haben mich immer angesprochen, wenn kleine Kinder da waren, und da hab' ich das immer gemacht. Da bin ich im Sommer abends erst um neun, zehn Uhr nach Hause gekommen. Da bin ich wohl ausgeschimpft worden, wenn ich dann so spät kam, aber ich glaub', es war ihr wohl irgendwie auch recht, dass sie wusste, wo ich war, und dass ich dann versorgt war, weil sie ja andere Probleme hatte.

Diese Eifersucht hat sich erst später gelegt. Dann haben sie sich mal in den Arm genommen. Ich kannte das ja alles gar nicht. Da bin ich manchmal heulend weggelaufen. Und ich hab' mich von ihm nicht in den Arm nehmen lassen, also, ich wollte das nicht. Das weiss ich noch ganz genau. Dass er jetzt da war,

dass ich meine Mutter jetzt nicht mehr für mich alleine hatte. Und meine Brüder, die gingen ja auch schon ihre eigenen Wege. Also, ich war wohl sehr auf meine Mutter fixiert, so wie sie Zeit hatte. Ich kann mich auch nicht entsinnen, dass meine Mutter mich gross so mal auf den Schoss genommen hätte oder mal in den Arm genommen hat. [...] Ich war mal krank. Da lag ich im Bett, da hab' ich so halb geschlafen, und da hat sie mich so schön zugedeckt, und es war so warm, und das hab' ich damals als so wohl tuend empfunden. Das hat sie nie gemacht, so was. Und dann hab' ich gesehen, wie die sich in den Arm genommen haben, das war schlimm, das war eine schlimme Zeit. Da war ich dann schon zehn. Ich bin sehr früh in die Pubertät gekommen. [...] Ich bin auch sehr früh aus dem Haus gegangen. Ich hatte einfach diese Beziehung nicht. Ich bin aber damit ganz gut fertig geworden. [...]

Ich hatte immer ein eigenes Bett gehabt. Aber ich musste immer im Raum von meinen Eltern schlafen. Das fand ich dann, wie ich dann grösser wurde, unmöglich. Also, es war furchtbar. Das waren erwachsene Leute, und ich war ein Kind, man ist auch nicht aufgeklärt worden oder irgendwas. Das war unmöglich. Ich habe auch später mal mit meiner Mutter gesprochen, und ich hab' das auch gesagt: «Ich finde das nicht gut, wenn ich nicht in Ruhe schlafen kann.» [...] Aber wir wohnten in so einem alten Haus. Das war durch diesen Bombenangriff baufällig, es war hinten ganz kaputt. Wir hatten unten eine Küche, Schlafraum und oben einen Raum noch, wo meine Brüder schliefen. [...] Der Eigentümer hatte da nichts dran renoviert, und da mussten wir uns damit behelfen. Und da war das schon beengt dadrin. [...]

Ich hab' mir auch damals immer gesagt: «Wenn du mal später selbst Kinder hast, egal was ist, ob du fünf oder zehn Kinder hast und die geistig und körperlich in der Lage sind, dann Sorge ich dafür, dass die einen Beruf ergreifen. [Denn ich hätte gerne einen Beruf gelernt.] Und unser Nachbar, das war der Lehrer, der die obersten Klassen hatte, der hatte sich auch schon eingesetzt für mich. Ich hätte können in Kaiserslautern anfangen zu arbeiten. Ich brauchte nur die Unterschrift von meinen Eltern. Und das haben sie nicht getan, weil ich nach Kaiserslautern fah-

ren musste. Im Winter hätte ich wohl mit dem Bus fahren, im Sommer hätte ich ja können zwölf Kilometer mit dem Fahrrad fahren. Es wäre kein Problem gewesen, war ja kein Verkehr und nix. Aber dann hätte ich ja auch wohl Kleider gebraucht, und das hätte alles Geld gekostet, und es war ja da nichts da. Und so habe ich im Dorf gearbeitet.

Herr E. (1940): Ich bin ohne Vater aufgewachsen und habe auch den Schmerz und dieses Nicht-wahrhaben-Wollen meiner Mutter gemerkt

Meine Mutter hat das noch vor Kriegsende gewusst, [dass mein Vater tot war]. Meine Mutter hat das immer verdrängt. Meine Mutter wollte das, glaube ich, nie wahrhaben. Und sie hat, wie so viele Frauen in der Zeit, immer gehofft: «Mein Mann kommt zurück.» Russland war ja so gross und so weit, und man hatte kaum authentische Nachrichten. Es wurden Leute für tot erklärt, die standen dann irgendwann wieder auf der Matte. Und umgedreht auch. Meine Mutter hat das nie so richtig realisiert. Irgendwann dann, nach dem Krieg, wenn irgendwelche Kriegskameraden oder Leute aus den militärischen Formationen auftauchten, die mit meinem Vater zusammen waren, dann ist meine Mutter immer dahin und hat sich das genau schildern lassen, die letzten Tage oder die letzten Stunden. Das ging alles mit der Strassenbahn. Wir sind dann einmal mühsam nach Haan (*im Niederbergischen*) gefahren, da war jemand, der mit meinem Vater im Kriegsgefangenenlager gewesen war. Und wir waren auch mal in Haltern in Westfalen, bis meine Mutter irgendwann genau wusste, dass er in Sewastopol verhungert oder an Ruhr gestorben ist.

Im Nachhinein glaube ich, meine Mutter hat da sehr viele Jahre drunter gelitten. Eltern verstecken ja so was vor ihren Kindern, aber wenn ich die Entwicklung so auf Bildern sehe: Meine Mutter war immer eine sehr stattliche Frau, die war dann nach dem Krieg nur ein Strich in der Landschaft, sie hat sich wohl daran aufgefressen. Bei uns zu Hause hing immer so ein Schlichtdruck an der Wand im ganz einfachen Rahmen: Heinrich Heine: «Anfangs wollte ich fast verzagen, / und ich glaubt',

ich ertrüg' es nie, / und ich habe es doch getragen, / aber frage mich nur nicht wie.» Das war ein Spruch, den hatten viele Kriegerwitwen zu Hause hängen. Der hing bei uns ziemlich lange, und der hat meiner Mutter viel bedeutet. Wenn man in so einer bestimmten Situation ist, können solche Sprüche was bedeuten.

Als Kind ist mit mir nie darüber gesprochen worden. Ich glaube, es war eher unausgesprochen. Meine Mutter hat darüber nie mit mir gesprochen. Ich bin ohne Vater aufgewachsen und habe diesen Schmerz und dieses Nicht-wahrhaben-wollen meiner Mutter gemerkt. [Ich kenne ihn nur von Bildern.] Irgendwann tauchte dann der neue Mann auf.

Ich bin zwar ohne Vater aufgewachsen und habe mich immer an meiner Mutter orientiert, aber ich glaube schon, dass ich mitgekriegt habe, die anderen Kinder hatten alle einen Vater. Und als dann irgendwann mit neun oder mit zehn einer bei uns in der Familie aufgetaucht ist, der eben auch alle Dinge mitgemacht hat, die bei uns gefehlt haben, der sich für Fussball interessiert hat oder der Schwimmen ging oder so. Ich glaube, ich habe ihn sofort akzeptiert. Er hiess bei uns zuerst Onkel K. Die Frauen haben ja alle irgendwie erklären müssen, dass ein neuer Mann kommt.

Ich glaube, ein Kind, zumal ein Junge, sehnt sich nach einem Vater. Ich kann mich bei mir nie daran erinnern, [eifersüchtig auf ihn gewesen zu sein]. Jetzt muss ich dazu sagen, der war auch sehr feinfühlig. Der hat nie den Vater rausgekehrt. Der war einfach da, hat sich meiner angenommen. Hat auch versucht, über die elektrische Eisenbahn oder, ein Jahr später, über ein Fahrrad, mich für sich einzunehmen. Aber der hat auch in einer kritischen Phase später, in der Pubertät, mich nie geschlagen oder so. [...] Im Nachhinein glaube ich, dass es uns von da an besser ging, materiell besser ging. Der hatte eine feste Arbeit, der brachte regelmässig Geld mit. Von der Zeit an ging es uns zu Hause materiell besser. Da gab es keinen Hunger mehr. [...]

Es gibt ja auch ganz viele Frauen, die haben nie wieder einen Mann gekriegt. Es waren ja auch nicht genug Männer da. Wenn ich manchmal mit Frauen, die jetzt 75 oder 80 sind, über diese Zeit spreche, dann sagen die: «Ja, ich habe dann einfach keinen Mann mehr gekriegt.» Das ist doch ein Problem. Das ist doch

nicht so, dass man darüber lachen kann. Muss man sich doch mal vorstellen, die haben keinen Mann mehr mitgekriegt. Wenn ich mir das vorstelle, das ist ganz schlimm. Aber dann sagen die Leute: «Wem nützt das, diese Fragen zu stellen?» Wenn das hilft, den nächsten Krieg zu verhindern, dann ist das schon was. Auch diese Frauen, die haben ihren Lebtage nicht darüber gesprochen. Die haben das runtergeschluckt. Die haben sich geschämt. Die alten Frauen wissen, jetzt geht das zu Ende, und jetzt können sie da mit mir vernünftig drüber sprechen. Aber dass das 30 Jahre lang bei ihnen ein Kloss im Hals war, darüber hat nie eine gesprochen. Die haben nie wieder einen richtigen Zugang zur Gesellschaft gefunden. Heute sind die Frauen, Gott sei Dank, manchmal weiter und nehmen sich ihren Raum, den sie brauchen. Aber die Frauen damals haben doch nie die Kraft gehabt zu sagen: «Hier bin ich als Frau.» Die haben sich still an die Seite gestellt. Und haben eben keinen Mann gekriegt, waren zweitklassig in dieser Gesellschaft. Mir tut das in der Seele weh, wenn ich darüber nachdenke. Meine Mutter hat einen gekriegt. Wenn ich manchmal Leuten erzähle, so was ist Motivation für mich, mich in die Politik einzumischen, gucken die mich nur mit ganz grossen Augen an. Die meinen dann alle, ich nehme das viel zu ernst.

Frau B. (1921): Bitte, da hat es angefangen!

Und wenn mich ein Jugendlicher fragen würde, würde ich auch sagen, dass wir ein ganz kleines bisschen selbst schuld sind, unsere Generation. Wie zum Beispiel dieses ganze Zusammenleben ohne Trauschein. Ich mein', mich interessiert das nicht. Nur, die Kriegerwitwen von 1945 haben es unseren Jugendlichen vorgemacht. Bitte, da hat es angefangen! Das hat es früher nicht gegeben. Ob es gut ist, ob es nicht gut ist, bin ich nicht befugt, das irgendwie zu sagen. Aber dass es überhaupt gekommen ist, das waren die schuld. [...] Vor '45 wäre keiner auf den Gedanken gekommen, auszuziehen oder mit einem Freund zusammenzuziehen. Das wäre ein Ding der Unmöglichkeit gewesen. Nur, auch die Beweggründe der Kriegerwitwen, die waren so realistisch wie nur etwas; denn die haben in dem Krieg ihren

Mann verloren. Und warum sollte der Staat daran verdienen? Find' ich gut. Wenn mein Mann dageblieben (*im Krieg gefallen*) wäre, wäre ich mit fünfundzwanzig oder sechsundzwanzig Witwe geworden. Warum sollte man alleine bleiben? Aber das war der Ursprung.

4.2 Brüche

Frau S. (1927): Aber irgendwie ist ja bei uns allen, die das miterlebt haben, ist eben diese Flucht und all das, was daraus entstanden ist, am einschneidendsten gewesen.

[Der stärkste Einfluss auf mein Leben, das war] schon mal die Flucht. Weil man ja aus einer behüteten Umgebung einfach rausgerissen wurde. Dann auch das Leben nachher. Dieses andere war ja so ein Ablauf, erst mit den Geschwistern und dann Ausbildung und dann Heirat und so. Irgendwie war das ja wie so ein Zahnrad, das ging zwar nicht so automatisch, aber hört sich im Nachhinein so an. Ja, aus dieser behüteten Umgebung rauszukommen, und ich glaube auch ganz sicher, dass wir dort (*in Fürstenwerder bei Danzig**) auch geblieben wären. Weil irgendwie dadurch, dass unsere ganzen Vorfahren, also väterlicher- als auch mütterlicherseits, Jahrhunderte dort gelebt haben, waren wir ja auch verwurzelt dort. So dass wir vielleicht mal den Drang gehabt hätten, mal auszubrechen und mal hier und dort zu versuchen, aber wenn ich mir das überlege, wären wir ganz bestimmt dort geblieben. Jedenfalls in der näheren Umgebung, denke ich. Vielleicht auch Ostpreussen noch oder Pommern oder so. Aber nicht so weit, bis zum Rhein. Ich habe früher mal gehört im Radio, wir hatten auch relativ früh Radio, da haben die gesungen: «Warum ist es am Rhein so schön?» Da hab' ich immer gedacht: «Was mag denn da bloss so schön sein an dem Rhein?» Weil, an der Weichsel war es so schön. Aber irgendwo hätte es mich doch interessiert. Hatte mal ein Bild gesehen vom Kölner Dom, eigentlich war es ja ganz schön. Aber eigentlich war das ja gar kein Thema. Das war ja so weit weg, und wie kam man dahin? Wir hatten ja auch kein Auto früher.

Nur mit Pferd und Wagen oder mit dem Fahrrad oder zu Fuss, also das war eigentlich utopisch.

Aber irgendwie ist ja bei uns allen, die das miterlebt haben, diese Flucht und all das, was daraus entstanden ist, am einschneidendsten gewesen. Wenn ich darüber nachdenke, wie es vielleicht andersrum gelaufen wäre? Eben ganz anders, ist ja ganz logisch. Und mein Mann sagt immer: «Wie gut für euch, dass ihr endlich mal dort rausgekommen seid. Das wäre ja nur Inzucht gewesen!» Ich sag': «Ja, guckt uns doch an, sind wir Inzucht? Sind wir ja gar nicht.» So schlimm war das nicht. Die haben wohl sehr viel untereinander geheiratet, die Mennoniten*, aber es gab ja auch eine ganze Menge davon.

Herr O. (1939): Meine Mutter hat mir das nicht erklärt, einfach: «Du gehst jetzt mit und fertig»!

[Ich habe keine Erinnerung an meinen Vater,] überhaupt nicht. Der ist in Russland (*im Januar 1944*) gefallen. Und interessanterweise hat meine Mutter, wo das (*die Flucht*) vorbei war, auch überhaupt keine Erinnerung mehr. Noch weniger als ich. Warum, weiss ich nicht. Die hat auch danach nie mehr davon gesprochen, seitdem ich praktisch weg war nach hierhin (*bei Pflegeeltern in Wuppertal*). Dann habe ich sie ja früher jedes Jahr besucht. Heimweh war ja nun da. Und dann hat die nie etwas erzählt. [...]

Ein Bruder meiner Mutter hat seine Frau gesucht, die sollte in Mecklenburg sein. Und damals war es ja so, dass man reisen konnte, aber man kriegte nur eine Aufenthaltsgenehmigung oder eine Reiseerlaubnis in einen gewissen Ort (*der sowjetischen Zone*). Und mein Onkel, der musste in den Nachbarort und hat auch ein paar Tage da irgendwie bei uns gesessen, weil er nicht hin durfte, und da war das schon klar, unter meiner Mutter und hier meinen Pflegeeltern, dass ich hierhin komme. Und dieser Onkel, der hat mich einfach mitgenommen. So einfach geht das.

Das waren weitläufige Verwandte meiner Eltern. Mein Vater und hier mein Pflegevater, das waren Vettern. Die waren immer vor dem Krieg, na ja, befreundet: Meine Pflegeeltern fuhren da in Urlaub hin. Die stammten auch aus Ostpreussen, und dadurch kannten die sich, und dadurch wussten die auch, durch

Schreiben, dass der Vater gefallen ist. Und deren Sohn war auch gefallen (1941), und dadurch brauchten die irgendwie Ersatz, oder weiss der liebe Himmel, oder einen zum Arbeiten. Ich sag' mal heute: zum Arbeiten. Und dann bin ich hierhin gekommen.

Meine Mutter hat mir das nicht erklärt, einfach: «Du gehst jetzt mit und fertig». Und ich muss ganz offen sagen, das ist ja auch verlockend, wenn Sie gesagt kriegen: «Du kannst jetzt dahin, da hast du alles, da kriegst du genug zu essen, da kriegst du dies und das.» Wer macht das nicht? Das macht doch jeder. Das heisst nicht jeder, meine Geschwister wollten ja nicht. Ich weiss nicht, ob sie beide gekonnt hätten, aber eine hätte bestimmt vielleicht mitgekonnt. [...] Meine Mutter, die ist dort in Mecklenburg geblieben und meine Geschwister auch. Meine Geschwister leben jetzt noch da. [...]

Als ich 1947 hierhinkam, da ging mein Kinn gerade über den Tisch. So ein kleiner Stoppen war ich! Halb unterernährt. Ich weiss noch, wo ich dahingekommen bin, da hat mein Pflegevater – ich hab' damals immer «Onkel» gesagt zu dem – da hat der gesagt: «Wenn wir den mal grosskriegen!» Das kann man sich heute gar nicht vorstellen. [...] Meine Pflegeeltern hatten hier ja einen Bauernhof. Und wo wir da hinkamen, da gab es Milchsuppe mit Bratkartoffeln. Da hab' ich so viel gegessen, dass ich den nächsten Tag krank war. Man konnte sich das nicht vorstellen, dass auf einmal alles da ist. Die anderen Leute hatten ja nichts, das ist klar. Aber ich kam dahin, zu essen hatte ich alles, alles, was man sich denken kann. [...] Und am ersten Abend, da lag ein langes Brotmesser auf dem Nachttisch neben meinem Bett. Das nahm mein Onkel und hat gesagt: «Und wenn Du nicht hörst, hier liegt ein Messer ...» – Ich hab' die ganze Nacht nicht geschlafen. Aber die ersten Wochen habe ich sowieso nicht geschlafen.

Ich habe meine Mutter und meine Geschwister dann eigentlich immer regelmässig besucht, bis sie gestorben ist. [Bei jedem Mal, wenn der Zug fährt, wollte man mitfahren. Ganz einfach. Aber es ging ja nicht.] Ich hatte dann [bei den Fahrten] keine Schwierigkeiten. Das ging ja damals über die Bahnhofsmission. Das erste Mal war ich drüben, da war ich neuneinhalb. Ich weiss, an einer Stelle habe ich geschlafen, die haben mich aus dem Zug

rausgeholt und haben mich in den nächsten Zug wieder reingesetzt. Das ging so lange, bis ich halt nachher grösser und selbstständiger war. [...]

[Und wenn ich dann da war,] dann war ich immer froh, dass ich wieder weg war. [...] Wenn ich da hinkam, dann war meine Mutter die meiste Zeit auf dem Feld beschäftigt. Damals gab's ja schon die LPG'". Die kriegten dann angeblich so einen Morgen, das sind 2500 qm. Und wenn Sie den Morgen abgemessen haben, dann war das glatt das Doppelte. Und das musste die Frau dann irgendwie schaffen. [...] Wie viel sie dafür kriegte, weiss ich nicht. Aber ich weiss, jedes Mal wenn ich da war, dann fuhr ich dahin, um der zu helfen. [...] Da war ich ja auch schon kräftiger, ich habe dann mitgeholfen. Meistens im Sommer, in den Ferien, fuhr ich dahin. Ich habe im Heu mitgeholfen, im Garten mitgeholfen. Wir bekamen dann immer Brot und Butter und Gemüse. [...] Das Verhältnis [zu meinen Schwestern] kühlte sich irgendwie ab. Sicher, waren Geschwister. Man hat sich dann mal gesehen. Aber ich muss sagen, heute ist das Verhältnis weitaus geschwisterhafter als vorher.

Frau J. (1933): Nur, zwischen mir und meinem Vater ist eine Wand geblieben.

Wir haben nach dem Krieg so eine ganze Hasswelle abgekriegt. [...] Wir haben in dieser Pension gewohnt, da hat man diese Etage zugemacht, und wir hatten eigentlich für unsere Verhältnisse so eine recht grosszügige Wohnung. Und der Hass war so gross gegen meinen Vater und auch meine Familie, die haben uns da rausgeklagt. Wir mussten bei Nacht und Nebel diese Wohnung verlassen. [Vor dem Kriegsende haben wir] von diesem Hass nichts gemerkt. Man ist meinem Vater und auch meinen Eltern gegenüber immer sehr freundlich gewesen. Man hat ihn gegrüsst. Da haben wir überhaupt nichts davon gemerkt. Nach dem Krieg, diese Hasswelle gegen die Leute, die in irgendeiner Funktion in der Partei* waren, die war ganz furchtbar. [...]

Und was für mich schrecklich war, das waren die Reden von Hitler. Dann musste alles still sein, wenn der im Rundfunk kam. Und dann durfte man überhaupt nichts machen, wenn er seine

Reden da [hielt], oder Goebbels* oder Göring*, nein, ich glaube, der hat so nicht geredet. Und dann auch diese Melodie von der Sondermeldung. Das sind auch so Dinge, die sich so ganz scharf eingepägt haben. Und daran merkt man doch, dass es einen ja doch schwer mitgenommen hat, obwohl, vielleicht hat man es auch verdrängt.

Deswegen fand ich das sehr schön, als ich das von der Ausstellung (*im Niederbergischen Museum Wülfrath 1994*) las. Denn ich hab' mit meinen Eltern über diese Dinge nicht reden können. Das heisst, ich habe es miterlebt mit meiner Mutter, bin ja auch mit ihr nach dem Krieg dann auf die Dörfer gefahren und habe dort nach Lebensmitteln gehandelt. Wir haben zum Beispiel alle Sachen von dem erst kurz vorher verstorbenen Bruder dann bei den Bauern in Lebensmittel umgetauscht. Das hat man so miterlebt. Aber so über die Entwicklung, da hat man, vor allem mit meinem Vater, überhaupt nicht drüber reden können.

Ich hab's versucht, und aus seiner Reaktion habe ich dann den Schluss gezogen, dass ich das besser lasse. Das war nach dem Krieg, als er wiederkam. Mein Vater war ein sehr überzeugter Nationalsozialist, der wahrscheinlich niemandem was getan hat, der aber davon überzeugt war, dass er der richtigen Richtung angehört hat. Und ich fand es zum Beispiel schrecklich, mit ihm in Bad Neuenahr ins Geschäft zu gehen und mit «Heil Hitler»* zu grüssen. Das war für mich ... Wenn ich es nicht gemacht hab', dann habe ich von ihm eine Ohrfeige gekriegt. Daraufhin bin ich ja nicht mehr mit ihm einkaufen gegangen.

Ich habe auch so ein paar Episoden. Ich bin dann zur Schule gefahren nach Ahrweiler, und er fuhr mit dem gleichen Zug zum Finanzamt. Und ich habe diese Uniform furchtbar gehasst, die wir tragen mussten. [...] Und da hat er mich mal erwischt. Das heisst, ich hab' die Uniform zu Hause angezogen, hab' aber andere Sachen in den Ranzen gepackt und hab' mich unterwegs umgezogen, und dabei hat er mich erwischt. Und dann hab' ich, es war Führers Geburtstag* oder ein anderer toller Gedenktag, da hat er mir vor den Freundinnen eine gelangt. [...] Und das hat ja nun ... Dann sagt man hinterher nichts mehr, nicht? [...]

Dazu kam auch noch, dass mein Vater in der Zeit die ganze Kirche abgelehnt hat. Wir mussten, wenn Kindergottesdienst war, als Hitlerjugend» antreten und dann marschieren. Marschierten dann immer irgendwohin. Und da hab' ich mich mal da durchgemacht und bin in den Kindergottesdienst gegangen. Meine Mutter, die hat das gedeckt. Aber wenn der Vater das erfahren hätte, dann wäre es mir schlimm gegangen.

Und dann kam die ganz grosse Wende. Kann sein, dass der Tod des Kindes (*Bruder von Frau L., 1944*) und das ganze Kriegsende ihn dazu gebracht hat, da anders zu denken. Ich wurde dann '47 konfirmiert. Und ich habe immer versucht, mit ihm darüber zu sprechen, warum er heute anders denkt als noch vor einem Jahr. Es ist mir nie gelungen. Meine zehn Jahre jüngere Schwester und deren Mann, denen ist das eher geglückt. [...] Wir waren zwar nach dem Krieg im französischen Sektor, und wir haben nach dem Krieg als erste Fremdsprache Französisch gekriegt. Da hab' ich so eine Sperre drin gekriegt durch sein Verhalten. Er hat alles madig gemacht, was mit Franzosen zusammenhing. Nun waren die Franzosen sehr hässlich. Sie haben ganz scharf entnazifiziert, und er hat da schon arg für büssen müssen, dass er dem Hitler so geglaubt hat. Und meine zehn Jahre jüngere Schwester hat eine französische Brieffreundin gehabt, die sich auch gegenseitig besucht haben, und der hat sogar diesem Mädchen Französisch geantwortet. Nur, zwischen mir und meinem Vater ist eine Wand geblieben, die wir nie haben wegschieben können.

Mein Vater hat immer angeordnet. Und ich nehme an, es ist ihm sehr schwer gefallen, mir gegenüber als der Älteren [zuzugeben], dass er irgendwo in seinem Leben so einen Murks gemacht hat, weil ich das ja so handfest miterlebt hab'. Die Kleine hat es ja gar nicht so miterlebt, die hat ja einen ganz anderen Vater gehabt. Und ich nehme an, dass das das Problem war. Er hat in mir auch nie die erwachsene Frau gesehen, sondern immer dieses Kind, das zugesehen hat, was er da fabriziert hat. Und er weiss ja auch, dass wir alle dadrunter gelitten haben, obwohl er ja nicht schuld war. Aber vielleicht hat er das so aufgefasst, nicht?

Frau A. (1938): Das waren schon Situationen, die waren für mich unheimlich beklemmend.

Es gibt auch manchmal Situationen, da werde ich heute noch wach. Und zwar war das, wie der Golfkrieg war. Da hörte man nachts diese Transportflugzeuge von den Amerikanern oder so. Und dieses Geräusch ... Da bin ich nachts wach geworden und hatte einen richtigen Albtraum und habe gedacht: «Jetzt kommen die Russen. Wo wollen wir jetzt noch hinflüchten?» Das habe ich als Kind so oft gedacht. Wenn irgendwelche Situationen waren, die mich da besonders dran erinnerten. Oder dass man mal darüber geträumt hat. [...] Zum Beispiel, wenn irgendwo ein Krieg war.

Da gab es noch so eine Situation mit der DDR: der Mauerbau (1961). Der 17. Juni (1953), das hat mich als Kind derartig mitgenommen, dass ich wirklich Albträume hatte, und dann habe ich immer gedacht: «Warum muss das alles sein?» Und in Ungarn der Aufstand und Prag (1956 bzw. 1968). Das waren schon Situationen, die waren für mich unheimlich beklemmend. Das war manchmal sehr schlimm gewesen. Darüber habe ich häufig nachgedacht: Wenn das jetzt so wäre, wie das meinen Eltern damals passiert ist, wo wollte man eigentlich noch hin? Die hatten noch die Möglichkeit, mehr nach Westen zu gehen. [...] Und meine Eltern haben immer gesagt: «Dem Russen ist nie zu trauen. Es ist egal wie. Die wollen an den Rhein. Und die kommen eines Tages auch noch.» [...]

Also eigentlich habe ich zu Erwachsenen schon Vertrauen gehabt. Und dass sie selbst sehr viel Angst haben konnten, das habe ich auch oft erlebt. Das eine Beispiel, das war, glaube ich, ein Verwandter von uns oder ein guter Bekannter aus unserem Ort. Der hatte wahnsinnige Angst, so dass wir als Kind, oder ich als Kind, dadraüber lachen mussten. Obwohl, ich hatte auch Angst vor diesen Tieffliegern, die dann schossen. Das war auch immer schlimm. Und der hatte auch solche Angst, der sprang sofort unter den nächsten Tisch, und weg war er. Der ist auch ganz fürchterlich dann hinterher umgekommen. [...]

Also Erwachsene, muss ich sagen, wenn ich mich daran erinnere, hatten doch grosse Angst. Auch bevor überhaupt die gan-

zen Invasionen kamen. Schon Wochen vorher aus den Gesprächen [war klar], obwohl ich das inhaltlich überhaupt nicht wiedergeben könnte, aber diese Stimmung war Angst gewesen. Das konnte ich als Kind doch spüren. Das war so was Unbestimmtes, was ich überhaupt nicht nachvollziehen konnte oder nicht wissen konnte, es musste jedenfalls was ganz Fürchterliches sein. Obwohl die versuchten, das von mir fern zu halten, damit man nicht Angst bekommt vor Dingen. Aber irgendwie bekam man das doch mit.

Ich habe in den letzten Tagen darüber nachgedacht. Da habe ich immer gedacht, wenn ich mal verloren gegangen wäre [auf der Flucht], ich war auch noch nicht so alt, ich weiss nicht, ob ich überhaupt gewusst hätte: Wie komme ich nach Berlin? Wie kann ich meinen Bruder finden? Das kann ich nicht mehr nachvollziehen. Oder ob ich irgendwas umgehängt bekommen habe? Ich glaube, wir hatten was umgehängt bekommen. Wenn ich so richtig überlege, meine ich, ich hätte irgendwas, wo was von der Familie draufstand, so dass man sagen konnte, ich heisse so und so und bin dann und dann geboren usw. Nicht so wie es manchen Kindern ergangen ist, die dann weder Namen [noch Geburtsdatum] wussten, weil sie auch noch viel zu klein waren. Oder wo keiner mehr wusste, ja, wo kam das Kind jetzt her. Ich glaube, die Sachen, die hatte ich bei mir.

Frau V. (1928): Aber trotzdem, man kann es nicht wegstecken.

Was immer wieder bei mir hochkommt: die Kinder (*bei Bombenangriffen verletzte Kinder*). Das ist das, was mich immer wieder verfolgt. Das lässt mich auch nicht los. Was noch weiter ist? Der Russe im Keller. Das ist diese Angst gewesen, eine gewisse Angst, die steckt auch in mir noch. Ich versuche, es natürlich auch ein bisschen zu umgehen. Aber trotzdem, man kann es nicht wegstecken. Ist nicht. [...]

Aber ich denke mal: Meine Eltern haben nicht immer Glück gehabt, sie haben sehr viel Schweres miterlebt. Während ich doch eine wunderbare Zeit jetzt habe. Und ich genieße den Frieden, den wir jetzt haben. Bin ich ganz ehrlich. Das ist ein ganz grosses Geschenk! Wissen nur die wenigsten Menschen.

Die Älteren wissen es zu schätzen, aber die Jugend nicht. Nicht die Angst haben zu müssen, jede Nacht rauszumüssen, du kriegst nicht satt zu essen, also immer die Angst, es könnte was passieren, du könntest verschleppt werden, immer die Angst im Nacken. Ist kein schönes Leben. Und jetzt? Man kann nur sagen, man kann zufrieden sein. Aber wer das nicht erlebt hat, der weiss das auch nicht zu schätzen. Das ist es.

Herr E. (1940): Ob das bei denen auch so hängen geblieben ist wie bei mir?

Dieser Bunker [an der Wilhelmstrasse], in dem ich (*als Kind*) war, wird in der nächsten Zeit abgerissen, nach 50 Jahren. Den hat die Stadt zum symbolischen Preis von einer Mark vom Bundesvermögensamt gekauft. Und der Preis ist deshalb so niedrig, weil das Niederlegen des Bunkers, Niederlegen ist das offizielle Wort dafür, das kostet ungefähr 300.000 Mark, den abzureissen, weil, der ist aus Beton, und der muss Stück für Stück dann weggesprengt werden. [...]

Da soll gebaut werden. [...] Leute, die sich da nicht auskennen, sehen den auch kaum noch, der ist ganz zugewachsen, liegt hinter der Mauer. Fünfzig Jahre sind eine lange Zeit, und die ganzen Generationen, die danach gekommen sind, die können praktisch gar nichts damit anfangen. Wenn ich meinen Kindern, die ja nun auch schon einundzwanzig sind und ein bisschen jünger, wenn ich denen vom Bunker erzähle, da bin ich dann wirklich schon der Grossvater. Da haben die auch gar keine Beziehung mehr zu. Die können sich das auch gar nicht mehr vorstellen. Und ich sag' mal, ich will da auch keinem mit auf den Wecker fallen. Will halt keiner hören. [...]

Aber für mich ist dieser Bunker mehr als nur ein Bauwerk aus Beton. Für mich hat dieser Bunker was Grausames oder was Schlimmes. Ich sehe das Bild noch vor mir, wie die Leute in diesem Bunker sassen: Erwachsene, fast alle Kinder auf dem Schoss,

vor sich Koffer oder Rucksäcke. Alle aus dieser Umgebung. Die Leute kannten sich alle, die in diesem Bunker waren. Ich habe nie wieder mit irgendeinem Menschen, selbst, wenn ich es versucht habe, über diese Bunkergänge Gespräche gehabt. Oder es

hat mir nie einer erzählt, wie das im Bunker war. Ich hätte das zu gerne mal gewusst, wie die anderen das empfinden. Ob bei denen das auch so hängen geblieben ist wie bei mir. Nie hat einer darüber gesprochen. [...] War eigentlich nie ein Thema zwischen den Leuten. Es hat ja zwei Bunker gegeben und auch Erfahrungen. In dem einen Bunker, in dem ich nie war, bin ich vor vier Jahren mal drin gewesen, habe da mal besichtigt, wie es heute aussieht. Die Bunker sind ja durch die Stadtverwaltung immer betreut worden. Der eine Bunker ist ja auch immer noch einsatzbereit. Da habe ich denn mal reingeguckt. Ich habe da als Erwachsener sofort Platzangst gekriegt.

Frau V. (1928): Es gibt so etliche Sachen, die man wohl im Unterbewusstsein hat, aber wehe, wenn sie wieder hervorgerufen werden.

Man sagt immer: «Die Zeit heilt Wunden und lässt viel vergessen.» Sicher, man hat auch viel vergessen. [...] Man schüttet es irgendwie zu. Man will es nicht wahrhaben mehr. [...] Es ist sehr schwer, bewusst damit umzugehen. [...] Nach der Zusammenkunft (*dem Gesprächskreis im Museum am 5. Mai 1994*) habe ich eine unruhige Nacht gehabt. Ich habe wieder die Kinder vor mir gesehen. Ich habe dieses verbrannte Fleisch wieder gerochen. Das können Sie nicht abschütteln. Das war so gravierend, das schafft man nicht. Es gibt so etliche Sachen, die man wohl im Unterbewusstsein hat, aber wehe, wenn sie wieder hervorgerufen werden. Dann muss man sehr schwer kämpfen, um den normalen Weg wieder zu begehen. Ich habe damals [während des Krieges] mit meiner Mutter [darüber gesprochen.] Sie hat das mitgekriegt, meine Angst, und sie hat ja auch dafür gesorgt, dass ich wegkam. Sie sah ja, dass ich zu Grunde ging. [...]

[Später] habe ich wohl mit meinem Mann darüber gesprochen. Wir haben unsere Erinnerungen an den Krieg ausgetauscht, was er mitgemacht hat, was ich mitgemacht habe. Aber dann war auch Ruhe. Da waren wir schon verheiratet. Wir haben '58 geheiratet. Also das muss so '60 gewesen sein. Man musste schon ein bisschen vertrauter sein. Man kann nicht so darüber sprechen. Auch das Erlebnis mit dem Russen und so

weiter, da war eine gewisse Scheu, darüber zu sprechen. Das war auch Erziehung. Da gab es ja Sachen, über die durfte nicht geredet werden. Und das war noch tief drin. Da eine gewisse Freiheit überhaupt zu bekommen, das dauert eine Zeit.

4.3 Rückkehr

Frau L (1925): In unserem Haus, da hat keiner aufgemacht

Das hat auch lange gedauert, [bis ich wieder einmal in Breslau war]. Ich wollte gerne noch mal hinfahren, und mein Mann wollte immer nicht. Ich glaube, es ist sieben, acht Jahre her, wie er dann Rentner war, da hat er sich doch noch mal überwunden, und dann sind wir hier mit [einer Reisegesellschaft] mal gefahren. Und ich stand mal wieder vor unserem Haus, und es sieht noch toll aus.

In unserem Haus, da hat keiner aufgemacht. Ich bin wohl in den Garten reingegangen, bin mal hinten rum und habe mir die Laube und den Eingang [angesehen]. Das ist alles noch, wie es war, nichts verändert in all den Jahren. Aber aufgemacht hat keiner. Und gegenüber, die guckten immer so über'n Zaun. Die waren Polen, und die haben uns dann mal angesprochen. Wir waren mit dem Taxi hingefahren, weil man sich so nicht auskennt, und der hat dann ein bisschen gedolmetscht, und dann hat er gesagt, dass wir da gewohnt haben, und ich wollte noch mal gucken und so. Ja, und dann haben die uns reingebeten, sehr gastfreundlich, haben uns was zu trinken angeboten und haben sich dann mit uns unterhalten. Also, die konnten gebrochen Deutsch, sonst hat der Taxifahrer gedolmetscht.

Ich habe mir am Abend vorher eine Beruhigungstablette genommen. War schon ein komisches Gefühl, vor allen Dingen, weil ich wusste, dass mein Vater das mit eigener Hände Arbeit aufgebaut hatte. [...] Ich möchte mit meiner Tochter noch mal fahren, die interessiert sich auch dafür, ja, sagt sie, würde sie gerne auch machen. Ja, doch, ich möchte noch mal hinfahren. Und ich muss sehen, dass ich das nicht in zu weite Ferne schiebe, denn man weiss nicht, ob man es kann. [...] Ich neide das auch

*Frau L vor ihrem Elternhaus
in Breslau 1931 und 1987
(Privatarchiv: Frau L.)*



gar nicht irgendwelchen Leuten, die da jetzt drin wohnen. Die können ja nichts dafür, denen gebe ich gar keine Schuld. Ich wäre vielleicht ganz gerne noch mal reingegangen und hätte noch mal geguckt. Ich kann mir vorstellen, dass alle unsere Möbel noch drinstehen und so. Aber ich neide denen das nicht, die können genau so wenig dafür, und ich gönne es ihnen, dass es eben in Ordnung ist. Die Bäume sind natürlich viel grösser geworden, ganz anders.

Herr R. (1920): Als ich das erste Mal wieder da war, da habe ich das eigentlich nicht aufgenommen, als ob das meine Heimat wäre.

Ich hatte von Schlesien so verworrene Vorstellungen, was da sein könnte, und wie es da jetzt zugehen könnte. Da bin ich Anfang der 70-er Jahre hingefahren, und seitdem bin ich regelmässig nach Schlesien gefahren. Da hat sich eine enge Verbindung zu Schlesien gebildet. Ich habe erst jetzt, nach dem Kriege, oder nachdem ich regelmässig wieder hinfahre, Schlesien kennen gelernt. [...] Und dann habe ich [zu meiner Tochter] gesagt, nachdem ich einige Male hingefahren war: «Jetzt komm doch mal mit, du sollst mal sehen, wo ich gross geworden bin, wo ich gelebt habe, wo ich herstamme.» Und das war für die wie eine Reise nach China, so in die Ferne. [...]

Zunächst mal war es so, als ob ich in ein neues Land kam. Ich habe zwar häufig davon geträumt, Wachträume usw., es wäre doch schön, wenn man mal wieder dahin könnte, wenn man das alles mal wieder sehen könnte. Und als es dann wirklich real wurde, als ich das erste Mal wieder da war, da habe ich das eigentlich nicht so aufgenommen, als ob das meine Heimat wäre, sondern als ob das ein Land ist, das früher mal zu Deutschland gehört hat und das ich jetzt besuche und eigentlich neu erforschen und entdecken will. Und natürlich spielte dann das Haus meines Vaters eine Rolle.

Es steht noch, aber ich durfte das erste Mal nicht rein. Es war ein sehr gutes Haus, eine allein stehende Villa kann man fast sagen, obwohl es in einer Häuserzeile steht. Dort wohnte der Bürgermeister drin. Das Haus gehört jetzt dem polnischen Staat.

Und damals hatte man (*die Polen*) ja Angst, hier kommen Alteigentümer, die Ansprüche geltend machen oder die sagen: «Das ist unser!» Und das hatte man nicht so gerne.

Als ich das zweite Mal da war, bin ich hingegangen und habe mit den anderen Bewohnern da ein Gespräch angefangen – ich hatte immer einen Dolmetscher bei mir, den alten Schulfreund, das war also möglich –, und die haben mich dann ins Haus gelassen. Da habe ich mir das von oben bis unten angesehen. Dann kam oben aus einem Zimmer eine Frau mit einem Baby auf dem Arm, und wir kamen ins Gespräch. Ich frage sie, wo denn das Baby geboren sei, und da sagte sie: «Dort, in dem Zimmer. Es ist unser Schlafzimmer.» Und dort ist auch meine Schwester geboren. Es war das Schlafzimmer meiner Eltern.

Und als ich die das letzte Mal besuchte, da sind aus ihren Babys schon wieder grosse Jungen und Mädchen [geworden]. Ein Zeichen dafür, dass sie dort grossgeworden sind. Das ist jetzt deren Heimat, kann man so sagen. Da können wir ihnen die Ansprüche nicht nehmen. Bloss, es ist schön, wenn man hin kann und sich immer wieder mit denen unterhalten kann.

Und mit dem Bauernhof meines Grossvaters, da war es genauso. Ich komme das erste Mal wieder hin, da steht an dem alten Stall, der mindestens aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg war, so eine breite Leiter, und ich frage: «Was macht die Leiter dort?» «Ja, wir haben gerade ein Schwein geschlachtet [und zerlegt], das ist schon abgenommen!» Das hat mein Grossvater auch so gemacht, da stand dort also dieselbe Leiter oder so eine ähnliche. [...]

Und so mitten auf dem Hof, umgeben von Scheune und Stall und Wohnhaus, war der Misthaufen, und in der Ecke ganz hinten, da war das Häuschen mit dem Herzchen drauf und der Grube. Das musste dauernd sauber gemacht, das heisst ausgeräumt werden, weil das jederzeit wieder voll war. Und hinten an der Scheune, da sassen ein paar Frauen und rupften Gänse, so wie wir das auch kannten.

Und als ich später immer wieder hinkam, hatte der Bauer angefangen [zu modernisieren]. Der Misthaufen im Hof war weg, dafür stand schon ein Trecker da. Der eine Stall wurde abgerissen, dafür war ein neuer Stall, und der Jungbauer, der war

mächtig stolz und trieb die Kühe hoch, als ich filmte [mit der Videokamera]. Er wollte nicht, dass die Kühe im Liegen gefilmt werden.

Herr N. (1920): Ich habe mir auch mal geschworen, nie wieder Tschechisch zu reden: Wie ich in Prag war, konnte ich das auf einmal wieder.

[Nach '45], da waren meine Eltern ja noch zu Hause (*im Sudetenland*), da waren sie noch nicht ausgewiesen, noch nicht ausgesiedelt. Da habe ich, nachdem wir überhaupt keine Verbindung mehr miteinander hatten, dadurch, dass wir so viel hin- und hergeschoben wurden, über einen Amerikaner, mit dem ich mich in der Kriegsgefangenschaft befreundet hatte, einen Brief rüberschmuggeln lassen in die Tschechoslowakei. Und zwar habe ich geschrieben ans Pfarramt, ob es nicht möglich wäre, meine Eltern zu benachrichtigen, dass ich noch existiere und wo ich bin. Die Adresse angegeben, alles. Hinterher habe ich erfahren, dass der Pfarrer den Brief zusammengeknüllt und in den Papierkorb geschmissen hat und gesagt hat, für ein solches Schwein rührt er keinen Finger. Und einer der jüngeren Kapläne hat den Brief rausgeholt und ist verbotenerweise zu meinen Eltern und hat ihnen meine Nachricht gebracht und meine Adresse. Hat sich also wirklich die Mühe gemacht, dem nachzukommen, was man christliche Pflicht nennt. [...] Oh, es gab viele Pfarrer, tschechische Pfarrer, die für einen Deutschen keinen Finger gerührt haben in der Zeit. [...] Ich habe das nicht erlebt, ich kann nur sagen, was man mir erzählt hat. Es gab viele, die nichts getan haben, für die das alles unter den Tisch fiel. [...]

Bei dem Besuch des amerikanischen Präsidenten auf dem Soldatenfriedhof in Bitburg, da wurde so ein Riesenzirkus drum gemacht. [...] Das waren junge Leute, die haben gezahlt mit ihrem Leben. Eine Schlechtigkeit hat jeder von uns begangen, ob eine grosse oder eine kleine, da kann sich jeder von uns nicht freisprechen. [...] Es ist sehr schwer, sich in diese Zeit zurückzusetzen. Natürlich will man auch, oder hat man auch, viele Dinge verdrängt. Wie ich voriges Jahr in Prag war, da hatten wir eine tschechische Reiseführerin dabei, die uns begleitete. Sie

sprach Deutsch. Sie hat auch ganz klipp und klar gesagt: «Ich habe mir geschworen, nie wieder Deutsch zu sprechen. Ich tue es trotzdem.» Und ich habe mir auch mal geschworen, nie wieder Tschechisch zu reden – und habe auch unheimlich viel vergessen. Wie ich in Prag war, konnte ich das auf einmal wieder. Ja, und jetzt kommt das Schönste. Ich mich also verabschiedet: «Morgen fahre ich in meine Heimat.» Fragt sie: «Wo fahren Sie denn hin?» Ich sage: «Nach Sternberg.» Da guckt sie mich an, hat sich noch mal hingesetzt. «Da bin ich geboren.» [...] Ist neun Jahre jünger als ich und gehört wahrscheinlich zu den Mädchen, die wir am Eislaufplatz mal umgeschmissen haben und in den Schnee gesteckt haben. Haben wir auch immer wieder aufgehoben, abgesehen davon. [...] Sie sagte auch: «Ich habe immer geschworen, nie wieder Deutsch zu reden, nie. Ich tue es trotzdem wieder, weil ich heute weiss, dass manches von dem, was damals passiert ist, ungerecht war, nicht nur von den Deutschen gegen uns, auch von uns gegen die Deutschen.» [...]

Ich halte dieses Verfahren der «ethnischen Säuberung», wie es heute so schön heisst, ohnehin für ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit. [...] Das ist etwas, was ich nicht ganz begriffen habe, dass solche Völker wie die Amerikaner und Engländer etwas Derartiges billigen würden. Das habe ich nicht begriffen. Ich sage ausdrücklich «Amerikaner», «Engländer» und nicht *die* Amerikaner und *die* Engländer. Das sind zwei verschiedene Dinge. Kann auch nicht sagen: «*Die* Tschechen haben ja ...» Ein Schulkollege von mir, der hat von einem Tschechen einen Schuss ins Bein gekriegt, und dann haben sie ihn in Prag von der Karlsbrücke in die Moldau geschmissen. Der konnte nicht sehr gut schwimmen, und mit der Verletzung schon gar nicht. Er ist dann von einem Tschechen aufgelesen und versteckt worden. Es gibt solche und solche. Es gibt welche, bei denen alles, was an Bösem in ihnen steckt, in so einer gesetzlosen Zeit hervortritt. Das sind deswegen keine schlechten Menschen, das sind Menschen. Und es gibt andere, die das, was ihnen mit der Muttermilch gegeben wurde, aufgesaugt und gespeichert haben und nicht über ihren Schatten springen konnten.

4.4 Lehren

Frau I. (1933): Die ganze Kraft, die noch da war, die wurde verbraucht fürs tägliche Leben.

Ja, dass der Adolf Hitler an allem Schuld war, das hörte man als Kind schon. Das haben die dann schon gesagt: «Wenn der nicht so grössenwahnsinnig gewesen wäre, und er hätte sich mit dem Russen arrangieren können, dann wäre es vielleicht ganz gut geworden ...», oder so. Das hat man dann schon gehört. Aber die Eltern waren so mit Nahrungsbeschaffung, mit Kleidungsbeschaffung beschäftigt, man hat gar keine Zeit mehr gehabt für Gespräche. Man war eigentlich geschafft. Die ganze Kraft, die noch da war, die wurde verbraucht fürs tägliche Leben. [...]

Und eigentlich dann erst später und ganz viel jetzt, seitdem mein Mann pensioniert ist, [passiert es], dass wir unwahrscheinlich viel reden, eigentlich viel mehr als früher. Früher kamen ja noch die Sachen dazu, die von der Arbeit waren, die ihn belastet haben. [...] Und heute hat man eben auch Zeit, über viele Sachen zu reden, die zurückliegen. Kann natürlich auch ein Zeichen von Alter sein. Aber man hat halt mehr Zeit für solche Sachen.

Frau M. (1924): Man hat gedacht, wir sind davongekommen.

Man hat's verdrängt. Man hat gedacht, wir sind davongekommen. [...] Dafür waren wir noch zu jung. Wir hatten nach dem Kriege einen ganz grossen Nachholbedarf. Wir hatten dann, glaube ich, andere Interessen, (*als über die Vergangenheit zu reden*). Man hat dann gesehen, dass man mal irgendwo gefeiert hat, was ja im Krieg überhaupt nicht war. [...] Es kann möglich sein, dass die Älteren darüber geredet haben, aber die Jugend nicht so. Ich glaube, im Nachhinein, jetzt, wird mehr darüber geredet als nach dem Krieg. Man hat's, glaube ich, verdrängt. [...] Weil man das einfach vergessen wollte. [...] Dann waren andere Zeiten, man wollte einfach nicht erinnert werden. [...] Man wollte wieder leben, man wollte nicht so daran erinnert werden. Denn es ist doch auch vieles peinlich, wenn ich das so nachvollziehe.

Frau K. (1925): Aber es kommt auch drauf an, was man aus dieser Zeit mitnimmt.

Die Notzeit, die prägt wohl jeden. Dass man dankbar für die Dinge ist, die man heute hat. Und vielleicht auch anders damit umgeht als ein sog. Wohlstandsmensch. [...] Und, wenn es vorhanden ist, spürt man ein Tendenzgefühl. Das habe ich. Denn ich habe genug gemerkt, was Tendenz ist. Dann denke ich, halt, dreh dich mal ab. [...] Also, wenn man damit einen Zweck verfolgt, einen Sinn. Zum Beispiel die Propaganda, diese Tendenzpolitik. Wenn ich heute einen alten Film sehe von früher, der so diese heile Welt vorschaukelt. Gut, wir haben in Kinos gesessen und haben geheult und haben uns gefreut und haben gelacht. Heute weiss ich: Meine Güte, was haben sie mit uns gemacht! Das ist ja nur Tendenz, was die da bringen. Das ist ja nur aus diesem Gefühl heraus, uns jetzt noch mal hochzuschaukeln. So fass' ich das auf. Man hat vielleicht eher einen Blick für das Echte bekommen. Für das Wahre. Vielleicht beurteilt man den Menschen manchmal etwas anders. Nicht nur nach dem, was ist er jetzt, was hat er erreicht rein äusserlich, sondern: Wie ist er mit diesen Dingen fertig geworden, wie geht er damit um, mit irgendeiner Schwierigkeit? Das nimmt man natürlich alles mit. Man lernt unwahrscheinlich viele Dinge. [...]

Und einen Optimismus. Ich werde nie irgendetwas mies machen. Ich lebe als Optimist, sehe aber die Dinge realistisch. Das habe ich eben auch aus dieser Zeit mitgebracht, dass ich immer versuche, aus allem etwas Gutes zu machen, etwas, was lebensbejahend ist. Das ist auch wieder aus der Nachkriegszeit gekommen. [...] Und was noch geblieben ist? Die Ideenfindigkeit. Die Ideen, dass, wenn man etwas sieht, man sagen kann: «Das kann ich daraus machen.» Das ist geblieben. Vielleicht ist es auch angeboren. Aber es kommt auch drauf an, was man aus dieser Zeit mitnimmt. Man kann ja auch alles Negative mitnehmen. Ich habe nur das Positive mitgenommen, sonst kann man ja auch nicht gut leben. Auch vom Denken her. [Als negativ würde ich empfinden,] dass man den Dingen nachtrauert. [...] Und immer dem nachweint, was damals war.

Herr T. (1913): Nur, die meisten haben nichts daraus gelernt

1948 kam ganz was anderes. Ich habe mit erreicht, dass die Jugendarbeit, die vor 1948 hier total verboten war, wieder im englischen Gebiet zugelassen wurde. Das hat mich sehr gefreut, wenn man immer so Erfolge sieht. [...]

Oder wie ich mich so ein bisschen kommunalpolitisch betätigen wollte – ich bin '48 angetreten – und das Volk das einem dann abnahm, dass man das Beste wollte. Denn das wollten denn ja alle. [...] Es ist auch später noch eine Verantwortung gewesen. [...] Ich wollte nie in eine Partei*. Nicht weil ich Angst hatte vor der Verantwortung, wenn mal was schief geht. Aber ich fühlte mich dann zu gebunden. Aber bin dann doch, nachdem ich merkte, dass man als Parteiloser nichts bewirken kann, dann [in den 60-er Jahren] in die CDU eingetreten. Dass ich später als Ratsmitglied zum Beispiel am Bauamt sagen konnte: «Halt! So nicht! Jetzt sind die Leute auch mal dran. Wenn sie auch Ihnen gegenüber ein falsches Parteibuch haben, die kriegen jetzt auch mal 'ne Wohnung. So geht das nicht!» So hat man dann mehr Einfluss, als wenn man als Parteiloser so mitläuft und überall betteln muss, um mal was zu erfahren. [...]

Ich habe nie an einer Wiedersehensfeier, an einer ehemaligen Wehrmachtsgeschichte teilgenommen oder Dritten-Reichs-Geschichte. Weil es für mich die unfreieste Zeit in meinem Leben war. Und dann wollte ich daran nicht erinnert werden. Es ist falsch. Wir hatten auch schöne Stunden, [haben] fabelhafte Kameradschaft kennen gelernt. Aber die Zeit als solche war ja die unfreieste und unschönste Zeit in unserem Leben. Nur, die meisten haben nichts draus gelernt.

Herr R. (1920): So, meine ich, kann es durchaus sein, dass man im Nachhinein etwas reflektiert, was gar nicht so real vorhanden war.

Ein einziges eindeutiges Erlebnis, (das mir geholfen hätte, zu verstehen, was im Dritten Reich passiert war), gibt es da nicht, sondern das ist langsam nach und nach gewachsen. Da spielt einer meiner Professoren eine wesentliche Rolle, Professor Sch.,

der schon längst tot ist. Er hat damals Geschichte gelesen. Die Geschichtsvorlesungen waren damals die bestbesuchten Vorlesungen. Da lernte man erst wirklich ein [neues] Geschichtsbild kennen, da eigentlich das erste Mal. [...] Das wuchs dann langsam, das ist nicht *ein* Erlebnis gewesen. Das war eine Kurve, die nach und nach ganz steil nach oben geht. [...]

Es kamen dann die ersten Wahlen. Und ich entsinne mich, dass ich mit einigen gut bekannten Freunden, Kameraden, viele Wahlkampfveranstaltungen besucht habe. Da war Adenauer beispielsweise im «Weltspiegel», [dem Kino] in Mettmann. Da war noch Schumacher, den ich gesehen habe. Weil man eben tatsächlich neugierig und tatsächlich interessiert war, was war passiert, und was wird jetzt. [...] Ich hatte ja noch nie gewählt. Es gab dann auch Diskussionen.

Und dann eben das erste Mal (*die ersten Wahlen*): Ich hatte mich von Anfang an für die SPD* entschieden, ohne dass ich da die Absicht hatte, irgendwie aktiv zu werden. Und das Merkwürdige war, ich habe später auch einige Kollegen meines Vaters, also Lehrer, wieder gefunden. Damals gab es ja Schlesier-treffen, und dann hörte man, der wohnt dort, und der ist da und da. Ich habe dann zwei Kollegen mal wieder aufgesucht mit meiner Frau zusammen, und als die dann so im Gespräch erfahren, dass ich in der SPD* war, da sagten sie: «Ach, also jetzt wird es doch gut! Du stammst doch aus einer alten SPD*-Familie!» Ich habe das meinem Vater nie angemerkt. Und sie sagten noch, alle Lehrer damals bei uns in der Gegend, das waren alles Sozialdemokraten*.

[Ich wunderte mich damals.] Nun weiss ich nicht, ob das eine Schutzbehauptung gewesen ist. [Denn keiner wollte in der NSDAP* gewesen sein.] Das ist dann nach der Wahl deutlich geworden, als hier die SPD* an die (*Bundes-*)Regierung kam. Da haben alle SPD* gewählt! Und wenn das mal nachgezählt würde, dann hätten wahrscheinlich 98 Prozent SPD* gewählt. So, meine ich, kann es durchaus auch sein, dass man im Nachhinein etwas reflektiert, was gar nicht so real vorhanden war. [...]

Man wurde gegen alle Dinge kritischer, auch kritischer gegenüber politischen Parteien, gegen politische Argumente, die dann auch in Wahlreden auftauchten. Bloss, ob daraus sofort

eine Konsequenz entstand im eigenen Verhalten, das weiss ich nicht. Ob man da überhaupt differenzierter wurde und eventuell auch toleranter allen anderen gegenüber, dass man sagte: «Sollen die ruhig ihre Meinung haben, dürfen sie ruhig. Man kann auch anderer Meinung sein.» Aber ich glaube, das ist eine Entwicklung gewesen, die jeder gemacht hat, der sowohl das Dritte Reich in seiner Totalität kennen gelernt hat und dann das demokratische Verfahren, und zwar nicht nur in der Politik, sondern in allen gesellschaftlichen Bereichen. Dass man da stärker auf Toleranz achtete.

Ich weiss noch, in meiner zweiten Prüfung (*Lehrerprüfung, 1947*), da wurde ich dann gefragt, welches so die Ziele wären, die ich in der Erziehung setzen würde. Da sagte ich: «Erziehung zur Toleranz.» Und das wurde mir übel angekreidet. Das sei ein zu enges Ziel, das sei kein pädagogisches Ziel. Inwiefern? Das habe ich auch nicht kapiert. Das habe ich noch ganz deutlich [in Erinnerung,] da sagte der Schulrat: «Das ist mir zu wenig.» Da sage ich: «Was soll es denn noch mehr sein?» Ich weiss nicht mehr, was er darauf geantwortet hat.

Frau D. (1928): Das kann man doch nicht weglassen.

Wenn man den Kindern in der Schule wirklich mal den Nationalsozialismus, wie er war, vermittelt hätte, das hätte was ausgemacht. Aber unsere Tochter ist nun mittlerweile vierzig. Die hat in ihrer Schulzeit über Nationalsozialismus überhaupt nichts erfahren. Was die weiss, das weiss die von uns. Gar nichts. Ich weiss, da ging sie noch nicht zur Schule, da haben wir uns so mal dadrüber unterhalten. Da hat sie Bilder gesehen von meinen Brüdern, und dann sagte sie: «Ja, warum sind die denn einfach totgeschossen worden? Wenn die doch nichts getan haben, dann braucht man die doch nicht totzuschliessen! Wieso schmeissen Flugzeuge einfach Feuer vom Himmel?» Warum denn? Erklären Sie das einem Kind, was noch nicht in der Schule ist, warum die so was machen. Und in der Schule wird so was nicht aufgearbeitet.

Das ist auch meistens so: Die Lehrer, die haben das ja auch alle nicht miterlebt. Unsere Tochter hatte die ersten Jahre, wie

sie in der Schule war, alte Lehrer, die standen kurz vor der Pensionierung. Sie hat viel dabei gelernt, aber nichts übers Dritte Reich. Das waren Lehrer, die sich nicht trautes. Und dann hatte sie jüngere Lehrer, die haben das doch nicht erlebt. Die haben das doch selber nicht erlebt. [...] Normalerweise ist das auch der Beruf eines Lehrers, der müsste das auch können, aber er tut es nicht.

[Die früheren Zeiten,] das hat sie alles gelernt. Das hörte 1933 auf. Und dann fing es nach dem Krieg wieder an. Warum diese Jahre nicht? Das ist doch unser Leben. Das haben wir doch erlebt, und da haben wir drin gelebt, in dieser Zeit. Das kann man doch nicht weglassen. Ich würde das nie irgendwie, wenn ich mich mit jemandem unterhalte, untern Tisch fallen lassen. Ich war in der Hitlerjugend*, und ich habe keinem Menschen was zu Leide getan. Warum soll ich das nicht sagen? Ist doch mein Leben. Ich kann doch nicht einfach zehn Jahre meines Lebens ausschalten. Ich habe das erlebt, und ich muss sehen, wie ich damit fertigwerde. Ich habe mir nichts zu Schulden kommen lassen, dann brauche ich mich auch nicht bemühen, damit fertigzuwerden. [...]

Das ist an und für sich schwierig. Denn im Grunde genommen sind Sie ja nur ein Rädchen im Getriebe. Solange Sie persönlich nicht irgendwie eine Funktion haben, können Sie gar nichts weitergeben. Sie sind ja Mitläufer praktisch. Also können Sie auch nicht sagen: «Das musst Du so und so machen.» Ich kann höchstens sagen: «Wenn ich da oben wäre, ich würde das vielleicht anders manchen.» Aber wie anders? Denn man kann nur dann sagen, ich würde das anders machen, wenn man die Internas kennt. Die kennen Sie ja nicht. Die kennt man ja nur, wenn man oben steht. Und wenn Sie da oben stehen, dann würden Sie es vielleicht genauso machen. [...] Also ich muss ganz ehrlich sagen, das habe ich mir zum Prinzip gemacht, dass ich meinen Weg, so, wie ich möchte, gehe. Also ich lasse mich nicht abbringen, wenn jetzt jemand kommt und sagt: «Du musst das so machen!» Ich mache das, wie ich das möchte. Und wenn du das hundertmal anders machst, ich mache es so, wie ich es möchte. Ich gehe meinen Weg. [...] Aber man kann dann jemandem nur sagen: «Du musst dir eine Vorstellung machen, was du

willst. Da musst du dich dran halten. Du kannst nicht heute so und morgen so, dann kommst du zu nichts. Wenn du dir vorgenommen hast, die Farbe ist rot, dann ist die rot. Dann kann sie nicht heute rot und morgen grau sein!» Das geht nicht. Man muss seinen Weg dann gehen, den man einmal eingeschlagen hat. Und man kann nicht heute «hü» und morgen «hott» sagen. Das ist nicht drin. Das ist das einzige, was man einem Menschen mitgeben kann. Dass er einen geraden Weg geht und dass er vor allen Dingen ehrlich dabei bleibt.

Herr N. (1920): Ich glaube doch, dass das einzige Vernünftige ist, zu lernen und kritisch zu sein.

Ich würde sagen: «Seid kritisch und lernt!» Denn kritisch zu sein, setzt voraus, dass man etwas lernt, vergleichen kann. Das kann verkehrt sein. Ich bin weder Psychologe noch Pädagoge, aber das ist meine Lebenserfahrung. «Lernt, so viel ihr lernen könnt!» Erst mal ist das das einzige, das ihr mitnehmen könnt, falls es wieder eine ethnische Säuberung gibt: «Lernt und seid kritisch, nicht nur den anderen gegenüber, sondern auch euch selber!» Das ist eigentlich alles, was man sagen kann. Man kann nicht mehr sagen. [...]

Es ist sehr schwer, da was zu sagen und zu raten, weil alles, was man da sagt, das geht eigentlich nur auf Verarbeitung persönlicher Erfahrungen zurück. Und ich weiss nicht, ob viele Menschen versuchen, ihre persönlichen Erfahrungen kritisch zu betrachten. Ich werde 74, da ist es leicht gesagt, dass man dann über manche Dinge anders urteilt, als man früher geurteilt hätte. Aber ich glaube doch, dass das das einzige Vernünftige ist, zu lernen und kritisch zu sein. Ich kann nur sagen, die Farbe gefällt mir. Das ist gut. Aber wie soll ich sagen, die Farbe gefällt mir, wenn ich nicht noch sieben andere kenne? Also muss ich doch den Horizont versuchen zu erweitern, sei es, dass man zuhört, sei es, noch nicht mal zuhört, aber dass man das, was auf einen zukommt, kritisch betrachtet und durchdenkt. [...]

Die Frage «warum», wer stellt die heute noch? In ganz jungen Jahren habe ich sie nicht gestellt. Ich meine so mit fünfzehn bis neunzehn. Später, während des Krieges, schon manchmal.

Da hat man sich schon gefragt: Warum sind Menschen so? Und heute fragt man sich das sowieso, zwangsläufig. [...] Wir sollten das, was geschehen ist, gleichgültig von welcher Seite aus, zwar vergeben, auch wenn das schmerzlich ist, aber es nicht vergessen. Nicht vergessen, damit man es weitergeben kann; denn wenn man es nicht weitergibt, macht der Nächste denselben Fehler.

Frau J. (1933): Dass man nicht einfach schon mit Vorurteilen kommt.

Wann ist Kennedy ermordet worden, '62, '61 (1963)¹ Da habe ich noch mal so eine Welle von ganz grosser Angst gekriegt. Da habe ich gedacht, jetzt kommt wieder Krieg. Da kam ja auch ganz kurz vorher die Kuba-Krise, und das fand ich schlimm. Da habe ich gedacht, du hast ein Kind, das auch in die Schule kommt. Als ich in die Schule kam, fing ja der Krieg an. Da habe ich noch mal die ganze Angst gespürt, dass so was wieder kommt. Und deswegen bemühe ich mich heute auch, den Enkelkindern zu zeigen, dass man auf die Menschen so zugeht, wie sie sind. Dass man nicht einfach schon mit Vorurteilen kommt. Wenn ich alleine überlege, wie viele Feindbilder ich in meinem Leben schon wegbauen musste! Und dass das gar nicht erst kommt, so viel Vorurteile und Hass gegen andere zu entwickeln, dass man es fertig bringt und sie umbringt.

Frau B. (1921): Ich kann die Nachkriegsgeneration verstehen, wenn sie dafür überhaupt kein Verständnis hat.

Ich kann die Nachkriegsgeneration verstehen, wenn sie dafür (die Erfahrungen der Kriegsgeneration) überhaupt kein Verständnis hat. Denn ich habe ja, in Führungsstrichen, und was auch genügt, «nur» den Zweiten Weltkrieg mitgemacht. Meine Eltern haben den Ersten Weltkrieg mitgemacht und haben dann auch versucht, uns, wenn wir gemeckert haben über Essen oder irgendwas, zu sagen, wie gut wir es doch hätten und wie sie doch gehungert hätten. Das haben wir auch nicht begriffen. Deshalb, man kann es aufarbeiten und den Nachgeborenen zur

Erinnerung und auch vielleicht zur Anregung [sagen], wenn irgendetwas mal kommt. Aber wir können nicht verlangen, dass die Generation das begreifen kann. Das ist unmöglich. Wir haben es auch nicht begriffen, wenn die uns aus dem Ersten Weltkrieg erzählt haben. Und vor allen Dingen, als man noch jünger war, hat man gesagt: «Oh Gott, was die erzählen!» Und deshalb, ich kann die Generation verstehen, dass die vielleicht auch, wenn es zu viel wird, nichts mehr davon hören will.

Herr R. (1920): Der Mensch kann immer nur selbst lernen. Aber das lässt sich nicht so einfach auf eine Gesellschaft übertragen.

Ins Gespräch zu kommen, das ist das eigentliche Problem. Das merke ich mit meinen eigenen Enkelkindern. Mit ihnen über diese Dinge (*über die Vergangenheit und die Not dieser Zeit*) zu sprechen, ist unheimlich schwer, weil sie es nicht hören wollen. Die haben andere Probleme. Wenn wir zum Beispiel angesichts des Aufwands, der mit Kleidung getrieben wird, sagen: «Sehr viel bescheidener sein!» Dann wird man sofort abgemeldet: «Ihr seid in einer ganz anderen Zeit gross geworden! Versteht, dass wir das alles nicht erlebt haben, sondern dass wir von klein auf das alles ganz anders gesehen haben und dass wir jetzt auch ganz anders empfinden!»

Es ist sehr schwer, aus der Situation der Jugend heraus jetzt, das Ohr der Jugend für solche Probleme zu öffnen. Und ob wir da mit unseren Erfahrungen tatsächlich etwas weitergeben können? Da habe ich ganz starke Bedenken. Die Menschheit lernt einfach nichts dazu. Es gibt genügend Beispiele. Da habe ich vorgestern (*im Gesprächskreis am 9. Juni 1994*), als Frau W. sagte: «Gott sei Dank, dass das bei uns nicht mehr möglich ist!», gedacht: Bei uns ist noch alles möglich! Das ist nicht nur Jugoslawien und nicht nur Ruanda. Das ist Irland,.. Ich glaube nicht, dass die Menschheit schlauer wird. Der Mensch kann immer nur selbst lernen. Aber das lässt sich nicht so einfach auf eine Gesellschaft übertragen, wenn man Gesellschaft als eine geschlossene Gruppe versteht, die bestimmte Interessen vertritt.

Herr E. (1940): Da denkt man als Jugendlicher überhaupt nicht dran, dass man einem Menschen die Chance nimmt, sich zu befreien.

Mein zweiter Vater (Stiefvater) hatte ganz früh seine beiden Eltern verloren. Es gab in der Weimarer Republik in Wülfrath ein Armenhaus, da kamen Kinder rein, die keine Eltern mehr hatten, und da hat er drin gewohnt, zwei oder drei Jahre. Auf dem Gelände steht das Wülfrather Krankenhaus. Der ist '16 geboren und ist dann mit achtzehn zum Arbeitsdienst* eingezogen worden und dann zum Militär. Hat alle Feldzüge mitgemacht. Und ist dann beim Rommelfeldzug in amerikanische Kriegsgefangenschaft gekommen. Er ist dann bis '48 oder '49 in Amerika gewesen. Und in seinem Lebenslauf ist das der Höhepunkt seines Lebens gewesen. Der hat nie viel geredet, aber wenn er über Besonderheiten in seinem Leben gesprochen hat, dann hat er über die amerikanische Kriegsgefangenschaft geredet. Er wurde ganz rührselig, wenn Weihnachten «White Christmas» von Bing Crosby gespielt wurde. Da kamen ihm die Tränen. Die amerikanische Kriegsgefangenschaft war für ihn immer was ganz Tolles. Das war auch der einzige Ausbruch in seinem Leben, wo er mal weit weg war. Über den Krieg hat er sich nicht getraut zu reden. Das hing auch damit zusammen, dass ich relativ früh in meiner Biographie entschieden hatte, Krieg ist Scheisse, um das mal ganz platt zu sagen. Und solange ich denken kann, habe ich mich auch immer engagiert. [...] Deshalb konnte mein zweiter Vater nie Kriegserlebnisse präsentieren, wie andere Leute zu Hause über den Krieg gesprochen haben.

Das haben viele gemacht. Bei anderen Vätern, wo ich war, kamen dann irgendwann Kriegserlebnisse. Und bei uns zu Hause habe ich das immer abgewürgt. Ich war dann auch böswillig. Man tut dann die Väter in die Schublade: «Du hast dann auch hier ...» Und dann trauen die sich nicht mehr zu reden. Der hat das auch ganz ernst genommen. Der hat dann nie wieder über Kriegserlebnisse gesprochen. Der hatte seit seiner Kriegszeit ein Album geführt. Überall, wo er war, hat der Bilder reingeklebt: an der Front, alle Feldzüge. Da waren auch Bilder drin vom Frankreichfeldzug, wo so erschossene Franzosen auf der Strasse

lagen und so. Dieses Album war irgendwann ganz weit weg. Das hat er sich nie mehr getraut, mir das zu zeigen oder darüber zu reden. Auch wenn die Kinder ihn gefragt haben: «Opa, wo warst du im Krieg?» Da hat er auch nicht geantwortet und nicht darüber geredet.

Im Nachhinein fand ich das von mir ein bisschen unfair. Aber da denkt man als Jugendlicher überhaupt nicht dran, dass man einem Menschen die Chance nimmt, sich zu befreien. Ich habe das einfach abgewürgt: «Hör auf mit deinem Krieg! Du hast doch selber ...» oder so. Der hätte ja auch sagen können: «Pass mal auf, das hat mir auch alles ganz Leid getan. Und ich bin da auch nur mitgefahren.» Das hat er aber nicht sagen können. Ich habe ihm keine Chance gelassen. Ich habe da lange drüber nachgedacht. Und das schmerzt mich auch ein bisschen, dass ich ihm die Chance nicht gelassen habe. Das kann ich nicht mehr gutmachen. Das ist eben so. [...]

Und es gibt so ein paar Grundmuster, an die ich mich immer gehalten habe, die sind damals gelegt worden. Die Grundhaltung, gegen den Krieg zu sein, die ist da gelegt worden. Das ist bei mir ganz tief drin. Da kann mir auch keiner sagen, in Bosnien müssen wir das anders machen, da müssen wir jetzt Waffen hinliefern oder so. Für mich ist ganz tief drin: Mit Waffen kann man keine Probleme lösen. Das hat mich meinen Vater gekostet, das hat mich wichtige Jahre meiner Jugend gekostet. Ich messe das jetzt nicht nur daran, weil ich mir Leid tue, ich bin ja nicht ein Einzelfall. Ich habe das vor kurzem in einem Vortrag vor Schülern erzählt, mit welcher Lässigkeit Politiker sagen: «Der ist im Krieg gefallen.» Hinter jedem, der gefallen ist, ist eine Familie, die keinen Vater und eine Frau, die keinen Mann mehr gehabt hat. Und wenn man sich vorstellt, nach dem Krieg hat es Millionen Frauen gegeben, die keinen Mann mehr hatten, oder wo die Kinder keinen Vater mehr hatten, nur weil sie «gefallen» sind. Die Sprachweise, unmöglich! Das tut mir weh, wenn einer sagt: «Der ist gefallen» und geht dann so zur Tagesordnung über.

Ich bin in der Friedensbewegung sehr engagiert. Das ist mir wirklich ein Anliegen. Und irgendwann mal in der Mitte der 80-er Jahre, da ist dann (*aber*) nichts draus geworden, weil die Frie-

denkbewegung sich andere Aufgaben gesucht hat, da habe ich mal überlegt, man müsste in so einer Gemeinde wie Wülfrath die Leute auffordern, jeder sollte ein Bild liefern von einem, der aus ihrer Familie im Krieg umgekommen ist. Es gibt in jeder Familie jemand. Die grossen Worte: «Die Zeit heilt die Wunden» und all diese ..., aber in jeder Familie ist jemand umgekommen. Das muss doch nicht so sein.

Frau A. (1938): Aber das ist immer bei Kriegen so, dass alle verlieren.

Ich muss sagen, die Deutschen haben [...] das ganze Elend ja erst mal verursacht. Und das (*Verlust von Gebieten*) ist natürlich die Strafe dafür. Und dass die anderen natürlich auch vieles getan haben, was nicht gut war oder unrecht, was soll man dazu sagen? Das ist ausgleichende Gerechtigkeit. Aber das ist immer bei Kriegen so, dass alle verlieren. Aber das war schon früher so, das ist immer noch so geblieben. Dass die Menschen sich gegenseitig tyrannisieren und umbringen und immer auf Befehl von oben. Wie soll ich das sagen? Sicher, ich sage mir auch, das war eine ganz schlimme Zeit, und die sollte möglichst nicht wieder kommen.

Kurzbiographien

Frau A.

Frau A. wurde 1938 in Neumecklenburg in der Mark Brandenburg (heute: Polen) geboren. Ihr Vater war Bäcker, und ihre Eltern führten zusammen ein Kolonialwarengeschäft. Frau A. war als «Nachkömmling» beträchtlich jünger als ihre drei Brüder und ihre Schwester. Der jüngste ihrer Brüder fiel zu Beginn des Krieges, der Zweitälteste starb 1947 an seinen schweren Kriegsverletzungen.

Anfang 1945 entschlossen sich Frau A.s Eltern zur Flucht. Sie kehrten jedoch schon nach wenigen Kilometern nach Hause zurück, weil sie im Stau der Flüchtlingstrecks stecken geblieben waren. Ende Januar 1945 wurde Frau A.s Heimatort von russischen Truppen besetzt, das Haus ihrer Grosseltern niedergebrannt. Ihr Elternhaus wurde Sitz der russischen Kommandantur. Die Familie zog auf einen Bauernhof in der Umgebung, konnte allerdings nach einigen Wochen wieder in ihr Haus zurückkehren. Wenig später wurden Polen in das Haus eingewiesen, und die Familie musste ins Dachgeschoss ziehen. Frau A.s Vater und Schwester arbeiteten als Bäcker für die russische Kommandantur.

Ende 1945 wurde die Familie vertrieben und in einem mehrere Tage dauernden Transport per Bahn nach Mecklenburg «umgesiedelt». Etwas später zog die Familie nach Berlin, wo der älteste Bruder von Frau A. eine Wohnung hatte. Dort ging Frau A. wenige Monate zur Schule. Da ihr Zweitältester Bruder in Kaiserswerth schwer verletzt im Krankenhaus lag, versuchten die Eltern, in seine Nähe zu ziehen. 1946 wurde der Familie in Wülfrath eine Flüchtlingswohnung zugewiesen. Dort wohnte sie bis 1959, obwohl Frau A.s Vater an offener Tuberkulose erkrankte und wegen der beengten Wohnverhältnisse auch Frau A. ansteckte.

In Wülfrath holte Frau A. die Volksschule nach und besuchte anschliessend die örtliche Realschule. Während dieser Zeit gab sie Bauernkindern im Austausch gegen Naturalien Nachhilfe und trug so zum Familienunterhalt bei.

Nach ihrem Schulabschluss machte Frau A. eine dreijährige Lehre als Industriekauffrau. 1960 heiratete sie und blieb mit ihrem Mann in Wülfrath. In der Folgezeit unterbrach sie ihre Berufstätigkeit für einige Zeit, um ihre drei Kinder gross zu ziehen.

Frau B.

Frau B. wurde 1921 in Wülfrath als Tochter eines Arbeiters der Rheinischen Kalksteinwerke geboren. Sie hatte einen drei Jahre jüngeren Bruder. Nach ihrem Volksschulabschluss im Jahre 1935 arbeitete sie zunächst im elterlichen Haushalt und half bei der Feldarbeit, bevor sie 1937 eine kaufmännische Lehre in einer Fabrik in Wülfrath beginnen konnte. 1939 wurde Frau B. Blockwart* beim Luftschutz.

Kurz nach ihrer Hochzeit im Sommer 1942 kehrte ihr Mann an die Ostfront zurück. Frau B. blieb bei ihrer Lehrfirma, bis sie ihre Tätigkeit auf Grund einer längeren Krankheit aufgeben musste. 1943 wurde sie in einer Nebenstelle des Wülfrather Arbeitsamtes eingesetzt, wo sie unter anderem den «Frauencinsatz» in den Rüstungsbetrieben mitorganisierte.

Zehn Tage vor dem Einmarsch der Amerikaner in Wülfrath im April 1945 bekam Frau B. ihren ersten Sohn. Damals hatte sie seit einem halben Jahr keinerlei Nachricht von ihrem Mann, der im Juli 1945 aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft heimkehrte.

Frau B. und ihr Mann zogen ihre fünf Kinder in Wülfrath gross.

Frau C.

Frau C. wurde 1931 in Wülfrath als Tochter eines Sprengmeisters der Rheinischen Kalksteinwerke geboren. Sie hatte zwei Brüder und eine Schwester.

Da Frau C.s Mutter seit 1942 in einem Wülfrather Rüstungsbetrieb arbeitete, musste sich Frau C. schon früh mit um den Haushalt kümmern. Deswegen konnte sie nach dem kriegsbedingt frühen Abschluss der Volksschule 1944 nicht die angestrebte Gärtnerlehre machen. Sie arbeitete seit Januar 1947 als Weberin in der Fabrik einer Wülfrather Nachbargemeinde.

1954 heiratete sie. Ihre drei Kinder wuchsen in Wülfrath auf.

Frau D.

Frau D. wurde 1928 in Köln als Tochter eines Metallarbeiters geboren, der in der sozialdemokratischen* Gewerkschaftsbewegung aktiv war. Von 1928 bis 1934 war er arbeitslos. Da der Vater im Ersten Weltkrieg verwundet worden war, lebte die kinderreiche Familie – Frau D. war das zweitjüngste von zehn Kindern – in einem in Selbsthilfe erbauten Haus in einer Kölner Kriegsversehrtensiedlung. Von Frau D.s sechs Brüdern und drei Schwestern sind vier Brüder gefallen, zwei davon 1945 innerhalb von vier Wochen. Eine Schwester, die zum

Kriegscinsatz ins Sudetenland verpflichtet worden war, war seit Kriegsende vermisst. Sie wurde Anfang der 60-er Jahre für tot erklärt.

Frau D. ging in Köln zur Volksschule. Mit zehn Jahren trat sie den Jungmädeln¹⁷ bei und übernahm gegen Ende des Krieges, ebenso wie ihre jüngeren Brüder, eine Führungsrolle in der örtlichen HJ*.

Nach ihrem Schulabschluss 1942 machte Frau D. eine Hauswirtschaftslehre. Gleichzeitig war sie während des Krieges bei der Versorgung von Bombenopfern eingesetzt. Im Anschluss an ihre Lehre arbeitete Frau D. als Hauswirtschafterin in verschiedenen Kölner Haushalten. Auf die angestrebte Ausbildung zur Krankenschwester verzichtete sie wegen des Todes ihrer Geschwister. Diese Ausbildung hätte sie gezwungen, von zu Hause wegzugehen.

Frau D. heiratete 1953. Sie bekam eine Tochter. Seit 1957 wohnt sie in Wülfrath, wo sie bis zu ihrer Pensionierung eine grosse Hauswirtschaft leitete.

Herr E.

Herr E. wurde 1940 in Wülfrath als einziges Kind eines Formers geboren. Der Vater war seit 1939 eingezogen und kam 1944 in einem Kriegsgefangenenlager auf der Krim um. Herr E. kannte seinen Vater nur von Bildern. Die Mutter von Herrn E. arbeitete in verschiedenen Haushalten.

Das Mietshaus, in dem Herr E. mit seiner Mutter wohnte, wurde bei Kriegsende Sitz der englischen Kommandantur. Seit 1949 lebte Herr E.s Mutter mit einem Kriegsheimkehrer zusammen, der für Herrn E. ein zweiter Vater wurde.

Herr E. besuchte bis 1954 die Volksschule. Nach seiner Druckerlehre holte Herr E. das Abitur nach und wurde Journalist.

Herr E. wurde schon als Kind Mitglied einer politischen Jugendorganisation und blieb auch als Erwachsener kommunalpolitisch aktiv. Er und seine Frau blieben in Wülfrath und zogen zwei Kinder gross.

Frau F.

Frau F. wurde 1925 als älteste von vier Schwestern in Wülfrath geboren. Der Vater, der Soldat im Ersten Weltkrieg gewesen war, arbeitete zunächst als Maschinenbaumeister bei den Rheinischen Kalksteinwerken in Wülfrath und später in der näheren Umgebung. Von 1928 an war er phasenweise arbeitslos. In jener Zeit arbeitete Frau F.s Mutter in der Nähsschule einer Klinik. 1936 zog die Familie

wegen der Arbeitslosigkeit des Vaters ins grosselterliche Haus nach Wuppertal.

Während ihrer Schulzeit war Frau F. Mitglied der Jungmädel* und des BDM*. 1939 leistete sie ihr Pflichtjahr* in der nachbarlichen Landwirtschaft. Anschliessend begann sie 1940 eine kaufmännische Lehre in einer Wülfrather Eisengiesserei. Dort arbeitete sie bis zur Geburt ihres ersten Kindes im Jahre 1958. Nach ihrer Heirat 1955 zog sie mit ihrem Mann wieder nach Wülfrath. Dort wuchsen auch ihre drei Töchter auf.

Herr H.

Herr H. wurde 1925 in Köln geboren. Er hatte einen ein Jahr älteren Bruder. Sein Vater war Arzt und die Mutter promovierte Volkswirtin. Um ihren Lebensunterhalt zu verdienen, führten die Eltern gemeinsam ein Wohnungsverwaltungs- und Steuerbüro in Köln, das nach 1933 einen grossen Aufschwung nahm. Die Eltern traten 1933 in die NSDAP* ein.

Herr H. besuchte eine der wenigen evangelischen Volksschulen im katholischen Köln und wechselte 1936 zum Gymnasium. Mit zehn Jahren wurde Herr H. Mitglied im Jungvolk* und später Fähnleinführer*. Dabei leitete Herr H. einen Löschtrupp, der nach Bombenangriffen zum Einsatz kam. Ein Jahr vor seinem Abitur, im Sommer 1943, meldete er sich freiwillig zur Kriegsmarine.

Während des Krieges fielen zwei Brüder seiner Mutter, ein anderer ihrer Brüder war bereits im Ersten Weltkrieg umgekommen. Herr H. selbst wurde nach Kriegsende in Dänemark gefangen genommen und kam in ein englisches Internierungslager in Schleswig-Holstein. Im August 1945 wurde er entlassen. Er kehrte nach Köln zurück und fand eine Lehrstelle auf einem Bauernhof in der Umgebung. Ab 1948 besuchte er die Landwirtschaftsschule und wurde Diplomlandwirt. Herr H. arbeitete sechs Jahre am Niederrhein, bevor er in Wülfrath eine Stelle fand. Anfang der 50-er Jahre heiratete er. Er hat eine Tochter.

Frau I.

Frau I. wurde 1933 in Wülfrath geboren. Sie hatte einen jüngeren Bruder. Ihre Grosseltern mütterlicherseits waren Russlanddeutsche, die 1913 nach Deutschland gekommen waren. Frau I.s Vater und Grossvater waren beide Kalkwerker bei den Rheinischen Kalksteinwerken. Der Vater arbeitete zusätzlich bei einem Bauern. Obwohl

Vater und Grossvater während des Krieges «uk»* gestellt waren, wurde der Grossvater 1943 mit sechzig Jahren eingezogen und geriet bei Kriegsende in französische Gefangenschaft. Er kehrte 1946 nach Wülfrath zurück.

Frau I. ging von 1939 an auf die örtliche Landschule. Mit zehn Jahren wurde sie Mitglied der Jungmädels*. Von 1942 an konnte Frau I. auf Grund der Kriegssituation nur noch unregelmässig die Schule besuchen. Im Sommer 1942 war sie im Zuge der Kinderlandverschickung* vier Monate auf einem Gut in der Nähe Magdeburgs. Seit 1944 fiel der Schulunterricht ganz aus. Erst vom Spätsommer 1945 an konnte Frau I. wieder zur Schule gehen. In diesen Jahren waren die Wohnverhältnisse von Frau I.s Familie sehr beengt, da sie viele aus dem Osten geflüchtete Verwandte in ihrem Haus aufgenommen hatte.

Nach ihrer Schulentlassung 1948 machte Frau I. eine Ausbildung als Kindergartenhelferin. Im Jahre 1953 heiratete sie einen Kalkwerker und blieb in Wülfrath. Sie hat nur während der ersten vier Lebensjahre ihres einzigen Sohnes ihre Berufstätigkeit unterbrochen.

Frau J.

Frau J. wurde 1933 in Köln geboren. Sie wohnte mit ihren Eltern bis 1942 im Geschäftshaus ihrer Grosseltern väterlicherseits. Frau J.s Mutter führte im grossväterlichen Geschäft die Buchhaltung. Frau J.s Vater war Finanzbeamter und überzeugtes NSDAP*-Mitglied. 1942 wurde er nach Bad Neuenahr versetzt und zog mit seiner Familie dorthin um.

Frau J. hatte einen zwei Jahre jüngeren Bruder und eine zehn Jahre jüngere Schwester. Der Bruder starb im Oktober 1944 an Diphtherie, da es auf Grund des Krieges keine Medikamente zu seiner Behandlung gab.

Frau J.s Vater war zunächst auf Grund eines Herzschadens als kriegsuntauglich eingestuft worden, wurde aber 1944 noch eingezogen. Den Einmarsch amerikanischer Truppen und die anschliessende französische Besatzung erlebte Frau J. in Bad Neuenahr. Kurz nach Kriegsende wurde für kurze Zeit die Wohnung von Frau J.s Familie für entlassene polnische Zwangsarbeiter* beschlagnahmt.

Von 1943 an war Frau J. Mitglied bei den Jungmädels*. Zur gleichen Zeit ging sie in Ahrweiler auf ein Mädchengymnasium, wo sie 1952 das Abitur bestand. In der Nachkriegszeit schloss sie sich der Wandervogelbewegung an.

Ihr Vater, der 1947 aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft zurückkehrte, durfte wegen seiner nationalsozialistischen Vergangenheit

in der französischen Besatzungszone nicht wieder als Beamter arbeiten, und die Familie musste ihre Wohnung räumen. Nach einigen Jahren als Buchhalter in einer Polsterfabrik in der Eifel fand Frau J.s Vater 1951 wieder eine Stelle im Staatsdienst.

Nach ihrem Abitur machte Frau J. eine Ausbildung zur Glashüt-
tentechnerin. Danach arbeitete sie in Düsseldorf, wo sie 1955 heira-
tete. Später zog sie mit ihrem Mann nach Mettmann. Nach der Geburt
ihres Sohnes gab Frau J. ihren Beruf auf, arbeitete aber später wieder
als Altenpflegerin.

Frau K.

Frau K. wurde 1925 in Berlin geboren. Ihre Mutter, eine gelernte
Köchin, war im Ersten Weltkrieg Kriegerwitwe geworden. Nach dem Krieg
heiratete sie Frau K.s Vater, der von Beruf Autosattler war. Frau K. hatte
aus der ersten Ehe ihrer Mutter eine ältere Schwester.

Frau K. besuchte in Berlin die Volks- und Handelsschule, die sie
1941 abschloss. Danach machte sie eine Lehre als Stenokontoristin bei
der AEG und arbeitete bis zum Kriegsende in der AEG-Hauptverwaltung
in Berlin.

Frau K. und ihre Eltern wurden 1943 ausgebombt. Vier Wochen vor
Kriegsende wurde Frau K.s Mutter während eines Fliegerangriffs schwer
verletzt und starb kurz darauf.

Frau K. war nicht im BDM*. Stattdessen war sie in einem evange-
lischen Kirchenkreis aktiv. Die Frau ihres Patenonkels war überzeugte
Nationalsozialistin und nahm sich und ihren Kindern kurz nach Kriegs-
ende das Leben.

Bei Kriegsende verlor Frau K. ihren Arbeitsplatz. Sie begann 1946
eine Ausbildung als Massmodell-Schneiderin in einem der Modehäu-
ser am Kurfürstendamm, wo sie auch nach ihrer Gesellenprüfung ar-
beitete. Obwohl sie in West-Berlin tätig war, wohnte sie seit 1945 mit
ihrem Vater in Ost-Berlin.

1950 lernte Frau K. während eines Besuchs bei ihrem Patenonkel
in der Eifel ihren späteren Mann kennen, der ebenfalls aus Berlin
stammte. Nach dem Tod ihres Vaters 1951 zog Frau K. in die Eifel und
heiratete.

Sie legte 1953 kurz nach der Geburt ihres ersten Kindes ihre Mei-
sterprüfung ab und arbeitete noch bis 1956 als selbstständige Schnei-
derin. Nach der Geburt ihres zweiten Kindes gab sie ihren Beruf auf.
1968 zog die Familie nach Wuppertal. Seit dem Tod ihres Mannes lebt
Frau K. in Wülfrath.

Frau L.

Frau L. wurde 1925 in Breslau geboren. Dort besass ihr Vater, der Soldat im Ersten Weltkrieg gewesen war, ein eigenes Bauunternehmen. Die Mutter erledigte die Büroarbeiten. Ihre Eltern waren streng katholisch. Frau L. hatte eine ältere Schwester. Die Familie wohnte im eigenen, vom Vater erbauten Haus.

Frau L. wurde 1931 eingeschult, 1941 machte sie ihre Mittlere Reife. Danach begann sie im elterlichen Baugeschäft eine kaufmännische Lehre. Weder Frau L. noch ihre Schwester waren im BDM*.

Bei Kriegsbeginn wurde ihr Vater eingezogen, kehrte aber nach sechs Wochen zurück. Seit 1941 arbeitete er für die Organisation Todt* in der Ukraine. 1942 starb er dort an Typhus. Frau L. arbeitete seit Juli 1942 im Lohnbüro des Reichsbahnausbesserungswerks (RAW) in Breslau, ab Sommer 1944 in einem Nebenwerk in Glogau. Anfang 1945 wurden die Beschäftigten mit ihren Angehörigen nach Zwickau evakuiert, wo Frau L., ihre Mutter und ihre Schwester den russischen Einmarsch erlebten. Frau L. arbeitete auch unter russischer Besatzung weiter bei der Bahn. Sie und ihre Mutter blieben bis Ende 1946 in Zwickau, während ihre Schwester gleich nach Kriegsende zu ihrem Verlobten nach Hirschberg in Schlesien ging.

Im Januar 1946 lernte Frau L. auf ihrer Arbeitsstelle ihren späteren Mann kennen, der ebenfalls aus Breslau stammte. Als sie schwanger wurde, gingen beide 1946 bzw. 1947 in den Westen, wo sie heirateten. Noch während Frau L. in einem Übergangslager in Wipperfürth war, bekam sie Anfang 1948 die erste ihrer beiden Töchter. Zu der Zeit fand Frau L.s Mann eine Stelle bei den Rheinischen Kalksteinwerken, und das Ehepaar zog nach Wülfrath. Dort wurde ihre zweite Tochter geboren, die mit sechs Jahren tödlich verunglückte. Frau L. ist seit Jahren verwitwet.

Frau M.

Frau M. wurde 1924 im Harz geboren. Sie hatte zwei jüngere Brüder. Ihre Eltern bewirtschafteten einen eigenen Bauernhof. Sowohl ihr Vater als auch ihre Mutter hatten im Ersten Weltkrieg Brüder verloren.

Von 1931 bis 1939 besuchte Frau M. die Dorfschule, und von 1940 bis 1943 machte sie eine kaufmännische Lehre in einer Pinselfabrik in ihrem Heimatort. Sie war im BDM* und wurde mit achtzehn Jahren Mitglied der NSDAP*.

1943 wurde Frau M. Wehrmachtshelferin und arbeitete für eine Firma, die Erdölvorkommen ausfindig machen sollte. Seit Anfang

1945 war sie beim Bau von Splittergräben im Harz eingesetzt. Frau M.s zweitjüngster Bruder wurde im Januar 1945 mit siebzehn Jahren zur serbischen Front eingezogen. Er kehrte im selben Jahr nach Hause zurück.

Frau M. heiratete einen Kriegsheimkehrer aus dem Nachbardorf und bekam zwei Söhne. 1960 nahm Frau M. wieder eine berufliche Tätigkeit auf. Sie lebt seit langem in Wülfrath.

Herr N.

Herr N. wurde 1920 im schlesischen Teil der ehemaligen Tschechoslowakei als Sohn eines Gartenbauarchitekten geboren. Er hatte drei Geschwister, die früh verstorben sind. Er kannte nur einen Bruder, der mit vierzehn Jahren beim Spiel von einem Freund versehentlich erschossen wurde.

Die Familie zog 1933 nach Sternberg in Mährisch-Ostrau. Dort machte Herr N. 1938 an einem deutschen Gymnasium sein Abitur. Im selben Jahr meldete sich Herr N., dessen Vater Soldat im Ersten Weltkrieg gewesen war, nach dem Anschluss des Sudetenlandes an das Deutsche Reich freiwillig zum Wehrdienst. Er wurde im Januar 1939 zu einer Panzernachrichtenabteilung eingezogen und zum Funker ausgebildet. Als Führer eines Funktrupps nahm er im März 1939 am Einmarsch deutscher Truppen in die Tschechoslowakei teil.

Während der letzten Tage seiner Wehrpflicht begann der Krieg. Herr N. nahm zunächst am Polen- und dann am Russlandfeldzug teil. Im Herbst 1941 bekam er für ein Semester Studienurlaub und studierte an der Technischen Hochschule in Prag. Herr N. wurde dreimal verwundet und verbrachte längere Zeit in Lazaretten.

Bei Kriegsende war er Mitglied einer Nachrichtenabteilung in Graz. Er geriet in amerikanische Gefangenschaft, wo er einer Spezialabteilung zugeordnet wurde, die technisches Gerät reparierte. Bei seiner Entlassung Ende September 1945 musste er sich verpflichten, noch zwei Jahre als Zivilarbeiter für die amerikanischen Besatzungsbehörden zu arbeiten. 1947 ging Herr N. zu seinen Eltern nach Hessen, wohin diese nach ihrer Vertreibung aus der Tschechoslowakei gezogen waren.

Von 1947 bis 1952 studierte Herr N. in Darmstadt Physik. Nach dem Examen arbeitete er in Düsseldorf. Dort lernte er seine Frau kennen, mit der er einen Sohn hat.

Herr O.

Herr O. wurde 1938 im Kreis Lück-Seebrücken in Ostpreussen geboren. Seine Eltern besaßen dort einen Bauernhof. Seinen Vater, der im Januar 1944 in Russland gefallen ist, hat Herr O. kaum gekannt. Herr O. hat zwei Schwestern.

Ende 1944 flüchtete seine Mutter mit ihren drei Kindern vor den russischen Truppen nach Mecklenburg-Vorpommern. Dort arbeitete sie in der Landwirtschaft. Zu der Zeit besuchte Herr O. nur sporadisch die Schule, da er der Mutter bei der Feldarbeit helfen musste. Als Herr O. acht Jahre alt war, gab seine Mutter ihn zu Verwandten, deren einziger Sohn im Krieg gefallen war, in Pflege. Seitdem besuchte er regelmässig die Schule. Gleichzeitig half er seinen Pflegeeltern bei der Arbeit auf ihrem Bauernhof in der Nähe von Wuppertal. In den Sommerferien fuhr er regelmässig zu seiner Mutter und seinen Schwestern nach Mecklenburg-Vorpommern.

Nach seinem Volksschulabschluss 1954 machte Herr O. eine Schreinerlehre und arbeitete danach in diesem Beruf. Nach dem Tod seines Pflegevaters übernahm Herr O. Mitte der 80-er Jahre zusätzlich dessen Hof und bewirtschaftete ihn zusammen mit seiner Frau. Er hat zwei erwachsene Kinder.

Frau P.

Frau P. wurde 1940 in der Nähe von Kaiserslautern in der Pfalz geboren. Ihr Vater war Schweisser von Beruf. Er war schon vor ihrer Geburt zur Wehrmacht eingezogen worden. Er kehrte erst 1950 schwer krank aus russischer Kriegsgefangenschaft zurück. Frau P.s Mutter arbeitete während der Kriegs- und Nachkriegszeit nachmittags bei Bauern auf dem Feld. Frau. P. hat drei ältere Brüder.

Von 1947 bis 1955 besuchte Frau P. die örtliche Volksschule. Danach ging sie mit vierzehn Jahren in Kaiserslautern in einen Haushalt in Stellung. Anschliessend besuchte sie drei Jahre lang eine Haushaltsschule. Mit achtzehn nahm Frau P. eine Stelle in einem grossen Haushalt in der Schweiz an. Dort lernte sie ihren Mann kennen, der ebenfalls als Gastarbeiter arbeitete.

Frau P. heiratete 1962 und zog mit ihrem Mann zunächst nach Wülfrath und dann nach Mettmann. Sie hat drei Töchter.

Herr Q.

Herr Q. wurde 1923 in der Nähe von Bad Lauterbach im Harz geboren. Sein Vater, der von Beruf Metzger war, führte zusammen mit

seiner Frau ein Fleischereigeschäft. Ausserdem bewirtschafteten sie einen eigenen Bauernhof. Herr Q. hatte einen jüngeren Bruder, der bei den Eltern aufwuchs, während Herr Q. von seiner Grossmutter, die im selben Dorf lebte, gross gezogen wurde. Herrn Q.s Bruder ist in der Sowjetunion gefallen.

Herrn Q.s Vater war Soldat im Ersten Weltkrieg. 1923 trat er in die NSDAP* ein, in der auch seine Frau Mitglied war. Herr Q. war beim Jungvolk* und in der HJ*. Er trat mit achtzehn Jahren in die NSDAP* ein.

Nach seinem Volksschulabschluss begann er 1937 eine kaufmännische Lehre. Seit 1940 arbeitete er für die IG-Farben in seinem Heimatort und war bis 1942 «uk»* gestellt. Nach seiner Einberufung wurde er zum Funker ausgebildet und absolvierte im Anschluss daran einen Offizierslehrgang. Danach meldete er sich freiwillig zur afrikanischen Front. Dort war er vier Wochen im Einsatz. Anfang 1943 wurde sein Regiment bei Tunis von englischen Truppen gefangen genommen und in amerikanische Kriegsgefangenschaft übergeben.

Herr Q. verbrachte die restlichen Kriegsjahre in verschiedenen Gefangenenlagern in den USA. Nach Kriegsende durchlief er ein Entnazifizierungsverfahren* und wurde im April 1946 in englische Gefangenschaft überführt. Er arbeitete bis zum Sommer 1947 in der Schreibstube einer Zementfabrik in Cambridge.

Nach seiner Entlassung arbeitete er wieder bei seiner alten Firma im Harz. Herr Q. hat 1948 geheiratet. Er hatte zwei Kinder, von denen eins verstorben ist. Seit einem Arbeitsplatzwechsel 1961 lebt Herr Q. mit seiner Frau in Wülfrath.

Herr R.

Herr R. wurde 1920 in einem Dorf in Schlesien als Sohn eines Landschullehrers geboren, der am Ersten Weltkrieg teilgenommen hatte und auch im Zweiten Weltkrieg wieder eingezogen wurde.

Während seiner Schulzeit war Herr R. Fähnleinführer* beim Jungvolk*. Nach seinem Abitur 1939 leistete er seinen Arbeitsdienst* in Breslau ab. Im Dezember 1939 wurde er zum Luftnachrichtendienst eingezogen. Er diente auf verschiedenen Feldflughäfen* der West- sowie der Ostfront und wurde kurz vor Kriegsende zum fliegenden Personal versetzt.

Kurz nachdem er 1941 seinen Heimaturlaub bei seiner Mutter in Schlesien verbracht hatte, wurde diese bei einem Raubüberfall in ihrem Haus so schwer verletzt, dass sie wenige Wochen später starb. Herrn R.s Vater kam auf dem Rückflug von der Beerdigung zu seinem

Einsatzort auf der Krim ums Leben, als sein Flugzeug abgeschossen wurde.

Herr R. heiratete Anfang 1945 eine Luftwaffenhelferin* aus Mettmann, die er während seiner Stationierung in Holland kennen gelernt hatte. Bei Kriegsende geriet er in Schleswig-Holstein in amerikanische Gefangenschaft. Dort durchlief er ein Entnazifizierungsverfahren*. Im Mai 1945 wurde er nach Mettmann entlassen, wo seine Schwiegereltern wohnten. Seine Frau traf wenige Wochen später ebenfalls dort ein.

Herr R. arbeitete zunächst als Hilfsarbeiter auf einer Zeche im Ruhrgebiet. Von Ende 1945 bis 1947 machte er eine Lehrerausbildung und unterrichtete danach an einer Wülfrather Volksschule. Er engagierte sich kommunalpolitisch.

Herr R. hat mit seiner Frau eine Tochter grossgezogen.

Frau S.

Frau S. wurde 1927 in Fürstenwerder im damaligen Freistaat Danzig* geboren. Ihre Eltern bewirtschafteten dort ein Gut. Frau S. war die drittälteste von acht Geschwistern, sechs Schwestern und zwei Brüdern. Wie die meisten Bauernfamilien in Fürstenwerder waren Frau S. und ihre Angehörigen Mennoniten*.

Frau S. besuchte seit 1937 in Danzig* ein Mädchengymnasium und war dort während der Woche in einem Pensionat untergebracht. Mit zehn Jahren wurde sie Mitglied der Jungmädels*. Nach den Sommerferien 1944 blieb die Schule geschlossen, und Frau S. wurde mit ihrer gesamten Klasse zu Verteidigungsarbeiten in Westpreussen eingezogen.

Der Vater von Frau S. war bereits im Ersten Weltkrieg Soldat gewesen und wurde sofort bei Beginn des Zweiten Weltkriegs eingezogen, aber als Vater von acht Kindern unmittelbar im Anschluss an den Polenfeldzug wieder entlassen. Während des Krieges bewirtschafteten er und seine Frau weiterhin das Gut. Zur Erntehilfe wurden ihnen auch Zwangsarbeiter* sowie Jüdinnen aus dem nahe gelegenen KZ Stutthof* zugeteilt.

Ende Januar 1945 entschloss sich die Familie von Frau S. zur Flucht, und ihr Vater meldete sich freiwillig zur Front. Er fiel im März 1945. Der älteste Bruder von Frau S. war bereits im Januar 1945 in Ostpreussen gefallen.

Die Familie von Frau S. flüchtete über Mecklenburg nach Schleswig-Holstein. Dort arbeitete die Mutter von Frau S. als Feldarbeiterin, während Frau S. sich um die Geschwister und den Haushalt küm-

merte. 1947 begann Frau S. eine Lehre in einer Gärtnerei. Dort lernte sie ihren späteren Mann kennen, den sie 1948 heiratete.

Mit der Währungsreform* wurden beide arbeitslos. 1949 und 1950 wurden ihre beiden Töchter geboren. Wegen der anhaltenden Arbeitslosigkeit liessen sich Frau S. und ihr Mann 1950 im Rahmen eines bundesweiten Flüchtlingsprogramms in die Pfalz umsiedeln. Doch erst 1953 fand ihr Mann eine Stelle in Bonn. Ein Jahr später zogen sie nach Wülfrath, da Herr S. dort eine bessere Arbeitsstelle bei den Kalksteinwerken bekam.

Herr T.

Herr T. wurde 1913 in Wülfrath geboren. Sein Vater war Angestellter beim dortigen Elektrizitätswerk und in seiner Freizeit in der Jugendbewegung aktiv. Herr T. hatte einen Bruder und eine Schwester.

Mit neun Jahren wurde auch Herr T. Mitglied der Wandervogelbewegung. Später wechselte er zur christlichen Pfadfinderschaft und engagierte sich dort in der Jugendarbeit. Herr T. besuchte eine weiterführende Schule und machte dort im Jahre 1928 seinen Schulabschluss. Im Anschluss daran machte er eine Elektrikerlehre. Danach arbeitete er noch drei Jahre bei seinem Lehrmeister und wechselte dann zu den Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätswerken. Um die Meisterprüfung ablegen zu können, besuchte er von 1938 an die Maschinenbauschule in Köln und wurde mit seiner Einschreibung auch Mitglied der NS-Studcntenschaft. Herr T. gehörte während des Dritten Reiches der Bekennenden Kirche* an.

Herr T. musste auf Grund seines Jahrgangs in der Weimarer Republik keinen Wehrdienst leisten. Nach 1933 wurde er jedoch zu Wehrübungen eingezogen und nahm 1938 am Einmarsch ins Sudetenland teil. Kurz nach seiner Heirat erhielt er 1940 den Stellungsbefehl und wurde als Elektrospezialist im Nachrichtendienst eingesetzt. Zwei seiner drei Kinder wurden im Krieg geboren.

Im August 1945 kehrte Herr T. nach Wülfrath zurück und nahm wieder seine Arbeit bei den Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätswerken auf. In seiner Freizeit widmete er sich dem Wiederaufbau der kirchlichen Jugendarbeit im Rheinland. Zudem wurde er von den englischen Besatzungsbehörden in den örtlichen Entnazifizierungsausschuss* berufen. Herr T. engagierte sich schon frühzeitig nach dem Krieg in der Kommunalpolitik.

Frau U.

Frau U. wurde 1940 in Wülfrath als Tochter eines Kohlenhändlers geboren. Frau U. war Teilnehmerin an den beiden vom Niederbergischen Museum Wülfrath 1994 veranstalteten Gesprächskreisen mit Zeitzeugen der Nachkriegszeit. Sie hat kein ausführliches Einzelinterview gegeben.

Frau V.

Frau V. wurde 1928 in der Nähe von Recklinghausen geboren, wo ihr Vater als Schlosser im Bergbau arbeitete. Die Familie lebte im Hause der Eltern von Frau V.s Vater. Frau V. hatte keine Geschwister.

1941 zogen ihre Eltern mit ihr nach Wuppertal, wo ihr Vater eine Stelle in einer Maschinenbaufirma bekommen hatte. Während des Zweiten Weltkrieges war er «uk»* gestellt. Er war Mitglied der NSDAP*, und Frau V. war im BDM*.

Frau V. besuchte bis zu ihrem vierzehnten Lebensjahr die Volksschule und seit 1943 eine private Höhere Schule in Wuppertal. Kurz nach den Bombenangriffen auf Wuppertal 1943 holte der Vater sie und ihre Mutter nach Oberschlesien, wo er von seiner Firma eingesetzt war. Auch dort besuchte Frau V. ein Privatgymnasium.

Nach dem Einmarsch russischer Truppen in Schlesien Ende Januar 1945 arbeitete ihre Mutter als Näherin für die russischen Besatzungsbehörden. Frau V.s Vater wurde gefangen genommen und nach Russland transportiert. Im Mai 1945 wurden Frau V. und ihre Mutter aus ihrem Haus vertrieben, in das polnische Familien einzogen. Sie flohen nach Westen und kehrten im August 1945 in ihre alte Wohnung in Wuppertal zurück. 1947 machte Frau V. dort ihre Mittlere Reife und begann anschliessend eine Lehre bei der Post.

1946 kehrte Frau V.s Vater schwer krank aus Russland zurück. Er wurde bis zu seinem Tode 1964 von Frau V.s Mutter gepflegt, die vier Jahre später ebenfalls verstarb.

Frau V. heiratete 1958. Sie hat keine Kinder und ist seit einiger Zeit verwitwet. Sie lebt in Wuppertal.

Glossar/Worterklärungen

Für die nachstehenden Erläuterungen haben wir uns auf gängige Konversationslexika sowie einschlägige Nachschlagewerke zur NS-Zeit gestützt. Wir nennen im Folgenden nur die von uns am meisten benutzten:

Benz, Wolfgang, Hermann Graml und Hermann Weiss (Hg.): Enzyklopädie des Nationalsozialismus, 2München 1998

Schmitz, Marita und Gabi Dietz (Hg.): Frauen unterm Hakenkreuz. Eine Dokumentation, München 1985

Zentner, Christian und Friedemann Bedürftig (Hg.): Das grosse Lexikon des Dritten Reiches, München 1985

Appell auf dem Schulhof

Während des Dritten Reiches mussten die Schülerinnen und Schüler aller Schulformen und Altersstufen den Schultag mit einem *Fahnenappell* beginnen. Zusammen mit ihren Lehrerinnen und Lehrern hatten sie auf dem Schulhof in Klassenverbänden anzutreten und mussten mit zum «Deutschen Gruss» erhobener Hand dem Hissen der Hakenkreuzfahne beiwohnen.

Arbeitsdienst / Reichsarbeitsdienst

Arbeitsfront, Deutsche (DAF)

Die DAF wurde nach der Zerschlagung der – Sozialdemokratischen und kommunistischen – Gewerkschaften von den Nationalsozialisten am 10.5.1933 gegründet. Die Mitgliedschaft in der DAF sollte nicht nur Arbeiter und Angestellte, sondern auch Unternehmer als – wie es hiess – «wirkliche Volks- und Leistungsgemeinschaft ohne Klassengedanken» umfassen. Offiziell war der Beitritt zur DAF zwar freiwillig, aber zugleich «erwünscht». 1942 zählte die DAF 25 Mio. Mitglieder. Sie wurde am 10.10.1945 vom Alliierten Kontrollrat aufgelöst.

Ardennen

Die Ardennenoffensive an der Westfront begann am 16.12.1944 und war die letzte grosse Angriffsoperation der deutschen Wehrmacht, die die Siegeszuversicht der Alliierten brechen sollte. Nach Anfangserfolgen waren Mitte Januar 1945 alle Geländegewinne bereits wieder verloren gegangen.

Arier

«Arier» war ursprünglich eine sprachwissenschaftliche Bezeichnung für indogermanische Einwanderer in Persien und Indien. Im 19. Jahrhundert wurde der Begriff zunehmend im Zusammenhang von neu entwickelten rassistischen Theorien benutzt. Diese Theorien sollten Rangordnungen zwischen Mitgliedern einzelner Gesellschaften, aber auch zwischen unterschiedlichen Nationen bzw. Staaten aufstellen. Als Unterscheidungskriterium führten sie die Kategorie «Rasse» ein. Manche «Rassenwissenschaftler» argumentierten, dass die «arische Rasse» allen anderen überlegen sei. Wer zu den «Ariern» zählte, oder was genau eine «Rasse» sei, wurde allerdings am Ende des 19. Jahrhunderts noch ganz unterschiedlich definiert. So sprachen «Rassenwissenschaftler» z.B. von der «gelben» oder «weissen», aber auch von der «deutschen» oder «französischen», oder gar von der «menschlichen Rasse». Die Nationalsozialisten verengten den Begriff «Arier» auf Mitglieder der «nordischen Rasse» und Menschen «deutschen oder artverwandten Blutes». Sie benutzten ihn zur Abgrenzung gegen angeblich «minderwertige Rassen». Als solche galten vor allem Juden und Jüdinnen und die Angehörigen slawischer Völker. Die Nationalsozialisten erfanden aber auch eine Rangordnung zwischen den Angehörigen westeuropäischer «Rassen». Die Vorstellungen von einer Hierarchie zwischen überlegenen und minderwertigen «Rassen» waren die Grundlage für die antisemitische Gesetzgebung des Dritten Reiches und für die Ermordung der europäischen Jüdinnen und Juden. Sie dienten ebenfalls zur Rechtfertigung von Verbrechen gegen die Menschlichkeit gegenüber den Zivilbevölkerungen in den besetzten Ländern während des Zweiten Weltkrieges und gegenüber Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern* und – vor allem sowjetischen – Kriegsgefangenen.

Arisierung

Nationalsozialistische Bezeichnung für die unter Zwang erfolgende Überführung jüdischen Eigentums in den Besitz von «Ariern» sowie für die Einschränkung der Arbeitsmöglichkeiten für Jüdinnen und Juden. Dieser Prozess erfolgte schrittweise. Er fand in den Nürnberger Gesetzen (15.9.1935) eine scheinbar rechtliche Grundlage. Schon von 1933 an wurden Jüdinnen und Juden aus dem öffentlichen Dienst entlassen, und ihre Tätigkeit in vielen freien Berufen wurde eingeschränkt. So durften z.B. jüdische Ärzte keine «Arier» mehr behandeln. Im Kleinhandel tätige Juden wurden in vielen Fällen durch Boykotte zur Geschäftsaufgabe oder zum Verkauf unter Wert gezwungen. Davon waren im April 1938 bereits 60 Prozent aller jüdischen Unternehmen betroffen. Von 1938 an wurde die «Arisierung» zuneh-

mend systematisch betrieben. Vom 26.4.1938 an mussten Vermögenswerte von über 5.000 Reichsmark, die in jüdischem Besitz waren, angemeldet werden und wurden Verfügungsbeschränkungen unterstellt. Am 14.6.1938 ordnete das Innenministerium die Registrierung aller jüdischen Unternehmen an. Deren Verkaufswert wurde auf einen Bruchteil ihres realen Verkehrswertes festgesetzt. Mit staatlichem Druck wurde für den Verkauf an «erwünschte» Personen gesorgt. Im Dezember wurde die «Zwangsarisierung» aller noch in jüdischem Besitz verbleibenden Unternehmen zum 1. Januar 1939 beschlossen. Damit wurde Jüdinnen und Juden die Ausübung nahezu aller Berufe unmöglich gemacht. Zugleich verloren sie auch jeden Anspruch auf Renten, Pensionen und Versicherungen. Den Abschluss des sog. Arisierungsprozesses bildeten Verordnungen von 1941 und 1943, die festlegten, dass das Vermögen aller deportierten Jüdinnen und Juden an das Dritte Reich fiel. Zu den grossen «Arisierungs»-Gewinnern zählten die Flick-Gruppe, der IG-Farben-Konzern und die Grossbanken, doch profitierten auch viele «normale» Bürger, und zwar auch solche, die nicht der NSDAP nahe standen oder NSDAP-Mitglieder waren.

Attentat auf Hitler – 20. Juli 1944

Bann

Oberste Gebietsorganisation der Hitlerjugend (HJ).

BDM – Bund deutscher Mädel

Bekennende Kirche (BK)

Der Teil der evangelischen Kirche, der sich im Gegensatz zu den Deutschen Christen gegen die Gleichschaltung durch die Nationalsozialisten zur Wehr setzte. Da nicht alle Landeskirchen gewaltsam in die sog. Reichskirche eingegliedert wurden, existierten gleichzeitig illegale Gruppen der BK (in den von den Deutschen Christen beherrschten Gebieten) sowie legale (in den nicht-gleichgeschalteten Landeskirchen). Die illegalen Gruppen, der sog. bruderrätliche Flügel, waren weniger zu Konzessionen an die Nationalsozialisten bereit als der legale, der sog. bischöfliche Flügel der BK. Daraus entstanden zahlreiche Konflikte innerhalb der BK. Die BK verstand ihren Widerstand gegen die Kirchenpolitik der Nationalsozialisten im Wesentlichen als theologisch und nicht als politisch motiviert. Sie galt aber dennoch als staatsfeindlich. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs wirkten Bekennende Christen führend bei der Neuordnung der Evangelischen Kirche Deutschlands mit.

Blockwart

Funktionäre des Reichsluftschutzbundes, die für einen Block (= kleinste Organisation der NSDAP in Wohngebieten, bestehend aus etwa 40 bis 60 Haushalten) verantwortlich waren. Viele Blockwarte waren gleichzeitig Blockleiter (= Funktionäre der NSDAP, die für die «gesamtpolitische Lage» in einem Block verantwortlich waren) sowie Blockwalter (= Funktionäre von DAF und Nationalsozialistischer Volkswohlfahrt [NSV] im Block). Spätestens nachdem die NSDAP 1944 den Reichsluftschutzbund übernommen hatte, wurde der Begriff «Blockwart» für alle Funktionen üblich.

Bund Deutscher Mädel (BDM)

Teilorganisation der Hitlerjugend (HJ). Die nationalsozialistischen Jugendorganisationen für Mädchen waren der Jungmädelbund (zehn- bis vierzehnjährige Mädchen) und der BDM (vierzehn- bis achtzehnjährige Mädchen). Der BDM und der Jungmädelbund waren – von unten nach oben – untergliedert in (Jung)Mädelschaften (etwa zehn Mädchen), (Jung)Mädelscharcn, (Jung)Mädelgruppen, (Jung)Mädelringe, (Jungmädel)Untergau und den Obergau. Diese Struktur entsprach derjenigen der HJ und des Deutschen Jungvolks. Für die siebzehn- bis einundzwanzigjährigen Frauen gab es dazu noch die BDM-Organisation «Glaube und Schönheit», in der die weiblichen Mitglieder im nationalsozialistischen Sinne geschlechtsspezifisch erzogen wurden. An der Spitze aller Untergliederungen der HJ stand die Reichsjugendführung. Mit der 2. Durchführungsvorordnung zum «Gesetz über die Hitlerjugend» (25.3. 1939) wurde die Mitgliedschaft in der gesamten HJ Zwang, doch gelang es in der Praxis bis 1945 nicht, alle Jugendlichen zu erfassen.

CARE-Paket

CARE (englisch: Versorgung, Unterstützung, Hilfe) ist die Abkürzung für Cooperative for American Remittances to Europe (Vereinigung der amerikanischen Hilfslieferungen nach Europa). Dies war eine 1946 in den USA gegründete private Hilfsorganisation, die es sich zum Ziel setzte, zur Linderung der Nachkriegsnot in Europa, und zwar auch im besiegten Deutschland, beizutragen. Die sog. CARE-Pakete konnten in verschiedenen Ausfertigungen (Fettpaket, Babynahrung usw.) von Privatpersonen in der CARE-Zentrale in New York angefordert werden. CARE-Paket-Sendungen nach Deutschland gab es bis 1960. Der geschätzte Gesamtwert dieser CARE-Paket-Sendungen beträgt über 300 Mio. DM.

«Christbäume setzen»

Umgangssprachliche Bezeichnung für die Leuchtzeichen, die von der Vorhut der angreifenden Luftstreitkräfte in den Luftraum gesetzt wurden, um für die nachfolgenden Bomberflotten die zu bombardierenden Flächen zu markieren.

Danzig – Freie Stadt Danzig

Deutsche Christen

Der Teil der evangelischen Kirche, der im Gegensatz zur Bekennenden Kirche die weit gehende äussere und innere Gleichschaltung der evangelischen Kirche mit dem Nationalsozialismus befürwortete und propagierte. Nach den von Hitler erzwungenen allgemeinen Kirchenwahlen im Juli 1933 besetzten die Deutschen Christen wichtige Schlüsselpositionen in den meisten Landeskirchen und in der Deutschen Evangelischen Kirche.

«Deutscher Gruss» – «Heil Hitler»

EK I, EK II

Abkürzungen für «Eisernes Kreuz Erster und Zweiter Klasse». Diese waren von König Friedrich Wilhelm III. von Preussen im Jahre 1813 gestiftete Orden für alle militärischen Dienstgrade in der preussischen Armee, um besondere Tapferkeit im Krieg auszuzeichnen. Diese Orden wurden auch im Ersten und Zweiten Weltkrieg wieder verliehen. Ihre Vorderseite trug ursprünglich den Namen des jeweiligen Herrschers. Zu Beginn des Zweiten Weltkriegs trat das Hakenkreuz an dessen Stelle.

Entnazifizierung, Entnazifizierungsausschuss

Die Entnazifizierung wurde nach dem Krieg in allen Besatzungszonen durchgeführt. Grundlage war der Beschluss des Potsdamer Abkommens (geschlossen zwischen Grossbritannien, der UdSSR und den USA) vom 2.8.1945, eine umfassende Umgestaltung des politischen und wirtschaftlichen Lebens in Deutschland durchzuführen. In diesem Zusammenhang sollten Kriegsverbrecher und führende Nationalsozialisten aus allen öffentlichen Ämtern sowie aus Schlüsselpositionen in der Privatwirtschaft entfernt werden. Zu diesem Zweck wurden Entnazifizierungsausschüsse geschaffen, die zunächst mit Vertretern der Alliierten sowie mit unbelasteten Deutschen besetzt wurden. Später wurde die Entnazifizierung ganz an deutsche Stellen übertragen. Während in der sowjetisch besetzten Zone auf Grund der

dort erfolgenden umfassenden gesellschaftspolitischen Umgestaltung die Entnazifizierung relativ gründlich durchgeführt wurde, verloren die Entnazifizierungsverfahren in den Westzonen bald an Glaubwürdigkeit, da sie viele «Belastete» durchs Netz schlüpfen liessen. Die Entnazifizierung wurde auch sehr bald eingestellt.

Euthanasie

Griechischer Begriff, der «leichter Tod» bedeutet und zur Bezeichnung verschiedener Formen von Sterbehilfe verwandt wird. Die Nationalsozialisten benutzten diesen Begriff zur Bezeichnung der staatlich verordneten systematischen Ermordung von Menschen, die als «unwertes Leben» definiert wurden. Grundlage war Hitlers «Ermächtigungs-Schreiben für die Euthanasie» vom Oktober 1939. Als «unwertes Leben» galten zunächst von Geburt an psychisch und physisch behinderte Kinder, sehr bald aber auch Erwachsene. Getötet wurden auch Menschen mit chronischen Krankheiten wie Tuberkulose und Krebs. Die Tötung erfolgte anfangs durch Injektionen von Gift, dann durch Vergasung, doch liess man Menschen auch langsam verhungern. Im Jahre 1940 begannen die Nationalsozialisten mit Hilfe von Ärzten und Krankenschwestern mit der massenhaften Vergasung von Kranken in ausgesuchten Heilanstalten. Diese waren Bernburg/Anhalt, Brandenburg/Havel, Grafeneck, Hadamar, Hartheim und Sonnenstein bei Pirna/Sachsen. In diesen Anstalten gab es Gaskammern, die als Duschräume getarnt waren. Insgesamt fielen der Euthanasie mehr als 120.000 Menschen zum Opfer. Entgegen der ursprünglichen Absicht konnte die Euthanasie nicht geheim gehalten werden. Auf Grund zahlreicher Proteste von Angehörigen der Ermordeten bzw. der gefährdeten Personen und auf Grund des Drucks der christlichen Kirchen wurden die systematischen Tötungsaktionen 1941 offiziell eingestellt, doch wurden insgeheim bis 1945 noch Tausende von Menschen in Heil- und Pflgeanstalten umgebracht.

Fähnleinführer

Mittlerer Führungsrang beim Deutschen Jungvolk*, der Abteilung der Hitlerjugend für die zehn- bis vierzehnjährigen Jungen. Ein Fähnlein umfasste vier Jungzüge, d.h. etwa 160 Jungen.

Fahrtentuch mit Knoten

Teil der von den Mitgliedern des Bundes Deutscher Mädchen (BDM) getragenen Uniform.

Feldflughafen

Provisorische militärische Flughäfen, die während des Zweiten Weltkrieges immer wieder schnell verlagert wurden.

Flak

Abkürzung für Flugabwehrkanone sowie umgangssprachliche Bezeichnung für Luftabwehreinheiten. Von 1943 an wurden vor allem Schüler ab 15 Jahren als Flakhelfer eingesetzt. Dafür wurde ihr Schulunterricht verkürzt.

Flakhelfer – Flak

Freie Stadt Danzig

Der Versailler Vertrag, der Friedensvertrag, der nach dem Ersten Weltkrieg abgeschlossen wurde, sah unter anderem vor, dass Deutschland die Stadt Danzig abtrat. Als «Freie Stadt Danzig» wurde dieses polnische Zollgebiet, unterstand aber vom 15.11.1920 bis zum 1.9.1939 unmittelbar der Kontrolle und Verfassungsaufsicht des Völkerbundes. Diese Regelung sollte Polen einen freien Zugang zum Meer (der Ostsee) ermöglichen, ohne Danzig offiziell Polen zuzusprechen. In der Folgezeit gab es häufig Grenzstreitigkeiten mit Polen, so um die Westerplatte vor der Hafeneinfahrt, die 1924 von Polen für die Anlage eines Munitionsdepots beschlagnahmt worden war. Mit dem deutschen Überfall auf Polen am 1.9.1939 wurde die Freie Stadt Danzig ins Dritte Reich eingegliedert. Seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges gehört Danzig (Gdansk) zu Polen.

Fremdarbeiter Zwangsarbeiter

«Fringsen»

Auf Grund der extremen Mangelsituation in der Nachkriegszeit wurde der illegalen Beschaffung von Nahrungsmitteln, Kleidung und vor allem von Heizmaterial vom Kölner Erzbischof Frings bei einer Predigt indirekt die kirchliche Erlaubnis erteilt. Der Volksmund nannte daraufhin den kleinen Diebstahl «fringsen».

Führers Geburtstag (20. April)

Im Rahmen des Führerkults um Adolf Hitler wurde «Führers Geburtstag», der 20. April, von Reichspropagandaminister Joseph Goebbels zu einem hohen Festtag erklärt, der von der gesamten «Volksgemeinschaft» gefeiert wurde.

Gelber Stern

Zwei zu einem Sechseck ineinander geschobene, schwarz umrandete gelbe Stoffdreiecke mit der Aufschrift «Jude», daher im Dritten Reich oft auch «Judenstern» genannt. Dieser Stern musste laut Verordnung vom 23.11.1939 von allen Jüdinnen und Juden über sechs Jahren im besetzten Polen und nach Polizeiverordnung vom 2.9.1941 auch im Deutschen Reich sichtbar getragen werden. Diese Form der Diskriminierung war besonders dadurch verschärft, dass zur Kennzeichnung der Verfolgten eines ihrer wichtigsten religiösen Symbole, der Davidstern, gewählt wurde.

Genfer Konvention

Bezeichnung für vier in Genf zwischen 1864 (damals auf Initiative von Henri Dunant, des Gründers des Roten Kreuzes) und 1949 abgeschlossene internationale Verträge zum Schutz von verwundeten und kranken Soldaten, Kriegsgefangenen und Zivilpersonen im Krieg. Die Genfer Konvention ist gegenwärtig von fast allen Staaten ratifiziert. Zu Beginn des Zweiten Weltkriegs waren drei Abkommen abgeschlossen worden, die Menschen in Kriegsgebieten vor allem vor Tötung, Verstümmelung, Folter, Geiselnahme und anderen Formen der Verletzung der Menschenwürde bewahren sollten.

Goebbels

Joseph Goebbels, 29.10.1897-1.5.1945, war Reichspropagandaminister im Dritten Reich und gleichzeitig Generalbevollmächtigter für den totalen Kriegseinsatz. Einen Tag nach dem Selbstmord Hitlers am 30.4.1945 nahm er sich mit seiner Familie im Bunker der Reichskanzlei das Leben.

Göring

Hermann Göring, 12.1.1893-15.10.1946, war Oberbefehlshaber der Luftwaffe, Reichsminister und Reichsmarschall im Dritten Reich. Für den Fall seines Todes bestimmte Hitler ihn am Tag des deutschen Überfalls auf Polen (1.9.1939) zu seinem Nachfolger. Göring wurde vom Internationalen Gerichtshof in Nürnberg 1946 zum Tode verurteilt. Er entzog sich der Hinrichtung durch Selbstmord.

Goldenes Parteiabzeichen

Nationalsozialistischer Steckorden mit goldenem Eichenlaubkranz und der Umschrift «Nationalsozialistische D. A. P.» um ein grosses Hakenkreuz. Er war eine der höchsten Auszeichnungen der

NSDAP für verdiente Parteigenossen aus der Zeit vor der Machtergreifung 1933, deren Mitgliedsnummer unter der Zahl 100.000 lag.

«Goldfasan»

Umgangssprachliche, spöttische Bezeichnung für mit Galauniform und Ehrenzeichen herausgeputzte NSDAP-Funktionäre.

«Halbjude», «Halbjüdin»

Die Nürnberger Gesetze vom 15.9.1935 teilten alle deutschen Bürger in verschiedene «rassische» Kategorien ein, und zwar in »Arier«, «Juden» und «Mischlinge». Nur Deutsche und Personen «artverwandten Blutes» galten als «Reichsbürger», Juden als blosse «Staatsangehörige». Als «Jude» galt, wer mindestens drei Juden/Jüdinnen zu Grosseltern hatte, wer zwei jüdische Grosseltern hatte und bei Erlass des Gesetzes offiziell Mitglied einer jüdischen Gemeinde war oder wer mit einem «Volljuden» verheiratet war. Als «Mischlinge 1. Grades» («Halbjuden») galten Menschen mit zwei Juden/Jüdinnen unter ihren Grosseltern. Als «Mischlinge 2. Grades» («Vierteljuden») galten Menschen mit einem jüdischen Grosselternteil. Das galt aber nur, wenn sie bei Erlass der Gesetze keiner jüdischen Religionsgemeinschaft angehörten und nicht mit einer Jüdin/cinem Juden verheiratet waren. Diese unterschiedlichen Gruppen waren unterschiedlichen Formen der Verfolgung ausgesetzt. «Mischlinge 2. Grades» galten als «Reichsbürger», wurden zur Wehrmacht eingezogen (doch bis 1942 meistens sofort wieder entlassen) und durften »Arierinnen« heiraten. «Mischlinge 1. Grades» galten als «vorläufige Reichsbürger» mit geringeren Rechten als «Vierteljuden». So wurden z.B. Genehmigungen zu Eheschliessungen mit «arischen» Partnern fast nie erteilt. Auf der Wannseekonferenz vom 20.1.1942 wurden verschiedene Verfolgungsmassnahmen gegenüber «Mischlingen» diskutiert, doch verschob man deren Realisierung, da man Proteste der «arischen» Angehörigen befürchtete. Von 1941 an wurden «Mischlinge» verstärkt zur Zwangsarbeit eingezogen und von 1944 an auch in Arbeitslager deportiert. Die Politik in den besetzten Gebieten war unterschiedlich. In einigen wenigen wurden «Mischlinge» vom Transport in Vernichtungslager ausgenommen.

«Heil Hitler»

«Hitlergruss» oder «Deutscher Gruss». Zu den Worten «Heil Hitler!» wurde der ausgestreckte rechte Arm mit geöffneter Handfläche bis in Augenhöhe gehoben. Dieser schon vor der Machtergreifung unter Nationalsozialisten übliche Gruss wurde 1933 als einzige in der Öffentlichkeit zulässige Grussform durchgesetzt. Diese stiess aber vor

allem in katholischen Gebieten als Ersatz für die dort übliche religiöse Grussformel («Grüss' Gott!») auf Widerstand. Trotz mancher Verurteilungen blieben die Unterlassung des «Deutschen Grusses» oder die Art seiner Ausführung oft genutzte Ventile, Distanz gegenüber dem Regime zum Ausdruck zu bringen.

Hitlerjugend (HJ)

Nationalsozialistische Jugendorganisation mit verschiedenen Untergliederungen für Jungen und Mädchen. Sie wurde 1926 als Jugendorganisation der NSDAP gegründet. Formell war die Mitgliedschaft in der Hitlerjugend bis 1939 freiwillig. Mit dem «Gesetz über die Hitlerjugend» vom 21.12.1936 wurde die Hitlerjugend zur Staatsjugend erklärt, und die noch bestehenden anderen, z.B. kirchlichen, Jugendverbände wurden in die Hitlerjugend überführt oder aufgelöst. Damit war die «Hitlerjugend» für die gesamte Erziehung der Jugendlichen im Alter von zehn bis achtzehn Jahren ausserhalb von Schule und Elternhaus zuständig. Mit der 2. Durchführungsverordnung zum «Gesetz über die Hitlerjugend» vom 25.3. 1939 wurde die Mitgliedschaft Zwang, doch gelang es bis 1945 nicht, alle Jugendlichen vollständig zu erfassen. Die zehn- bis vierzehnjährigen Jungen waren im «Deutschen Jungvolk» (DJ), die vierzehn- bis achtzehnjährigen Jungen in der «Hitlerjugend» (= HJ) zusammengefasst. Die Mädchen der entsprechenden Altersgruppen waren im «Jungmädelsbund» und im «Bund deutscher Mädel» (BDM) organisiert. Die HJ war – von unten nach oben – gegliedert in Kameradschaften (etwa zehn Jungen), Scharen, Gefolgschaften, Stämme, Banne, Gebiete und den Obergau. Die entsprechenden Untergliederungen des DJ hiessen Jungenschaft, Jungzug, Fähnlein, Jungstamm, Jungbann und Gebiete. An der Spitze stand die Reichsjugendführung.

Eines der mit der Schaffung der HJ verfolgten Ziele bestand darin, Jungen und Mädchen durch «weltanschauliche Erziehung und haltungsmässige Ausrichtung in der Mannschaft» auf Adolf Hitler und die »NSDAP auszurichten. Jugendliche Verhaltensweisen und Bedürfnisse, wie z.B. der Wunsch nach Verantwortung, Abenteuerlust, Wetteifer usw. wurden im sog. Selbstführungsprinzip (die Führer und Führerinnen der unteren Gliederungseinheiten waren meist nicht mehr als zwei bis vier Jahre älter als ihre Gruppenmitglieder) aufgefangen. Stark betont wurden sportliche Aktivitäten, die bei den Jungen zugleich der paramilitärischen Ausbildung dienten. Während des Zweiten Weltkriegs wurden alle Jungen und Mädchen im «Kriegseinsatz der HJ» eingesetzt. Dazu gehörten u.a. Geldsammlungen für das Winterhilfswerk, Altkleider- und Kräutersammlungen, Hilfsdiens-

te bei Partei* und Wehrmacht, Räumarbeiten nach Bombenangriffen, Landeinsatz und Erntehilfen, Lazarettbetreuung und Führungsaufgaben in der Kinderlandverschickung.

HJ Hitlerjugend

Jalta – Konferenz von Jalta

Jarmulka (Kippa)

Flaches, rundes Samtkäppchen, auch «Kippa» genannt, das von männlichen Juden beim Besuch von Synagogen und, je nach religiöser Einstellung, auch bei anderen Gelegenheiten getragen wird.

JU 52

Legendäres Verkehrsflugzeug der Junkers-Motorenwerke GmbH in Dessau. Im deutschen Volksmund als «Tante Ju» bezeichnet, war es seit 1931 lange Zeit das am meisten verbreitete Verkehrs- und Transportflugzeug der Welt.

«Jud Süß»

Von Reichspropagandaminister Goebbels geförderter antisemitischer Propagandaspießfilm von 1940. Regie führte Veit Harlan. Ferdinand Marian (Titelrolle), Heinrich George und Werner Krauss spielten die Hauptrollen. Der Film thematisierte das Leben von Joseph Süß-Oppenhaimer (1698-1738), der einer der Berater von Herzog Karl Alexander von Württemberg war. Nicht zuletzt wegen der besonderen schauspielerischen Leistungen der Hauptdarsteller wirkte der Film verheerend: Nach Aufführungen kam es häufig zu Ausschreitungen gegen Juden und jüdische Einrichtungen.

Jungmädel

Abteilung der Hitlerjugend für zehn- bis vierzehnjährige Mädchen. Sie war (von oben nach unten) untergliedert in Jungmädeluntergau, Jungmädelring, Jungmädelgruppe, Jungmädelschar, Jungmädelschaft (siehe auch BDM).

Jungmädelbund Jungmädel BDM

Jungvolk Deutsches Jungvolk (DJ)

Abteilung der Hitlerjugend für die zehn- bis vierzehnjährigen Jungen, untergliedert – von oben nach unten – in Jungbann, Stamm, Fähnlein, Jungzug und Jungenschaft.

Kantine

Bekannt als Speisesaal in Betrieben, Kasernen und ähnlichen Einrichtungen. In der Wülfrather Kalkindustrie war dies aber die Bezeichnung für die von den Kalkwerken gebauten Ledigenheime, in denen die in den Steinbrüchen beschäftigten Wanderarbeiter untergebracht wurden.

«Käppchen» – Jarmulka

Kessel von Tscherkassy

Deutsche Panzerverbände versuchten Mitte Februar 1943 die bei Tscherkassy (Ukraine) von der vorrückenden Roten Armee eingekesselten Divisionen der Wehrmacht und der SS zu befreien. Am 17. Februar gelang 30.000 der 50.000 eingekesselten Soldaten der Durchbruch nach Westen. Die Nazipropaganda feierte diesen Durchbruch als «grosse Bewährung heldischer Tugend». In Wirklichkeit waren zwei weitere deutsche Armeekorps zerschlagen worden. Die Schlacht von Tscherkassy machte es den sowjetischen Truppen möglich, die im Süden stehenden deutschen Armeen ans Schwarze Meer zu drängen und dort zu schlagen.

Kinderlandverschickung

Staatliches Programm zur Förderung der Gesundheit von Stadtkindern, das es seit dem Ersten Weltkrieg gab. Seit 1940 wurde die Massnahme unter der Leitung der 'HJ zusammen mit den Schulen und der NS-Volkswohlfahrt durchgeführt. Als «erweiterte Kinderlandverschickung» umschrieben, verbarg sich ab 1943 hinter diesen Erholungsmassnahmen die massenhafte Evakuierung von Kindern aus den von den Alliierten bombardierten Städten. Diese Massnahme wurde zugleich zur ideologischen Beeinflussung der Kinder genutzt. Insgesamt wurden etwa 5 Millionen Kinder und Jugendliche während des Krieges im Zuge der Kinderlandverschickung vor allem in die östlichen Gebiete evakuiert. Obwohl seit Anfang 1944 schon Rückführungen nach Westen erfolgten, gerieten viele Kinder bei Kriegsende hinter die Rückzugslinien – oft nach der Flucht des Betreuungspersonals.

Kommunisten – KPD

Konferenz von Jalta

Konferenz auf der Krim vom 4.-11.2.1945, bei der Stalin, der amerikanische Präsident – Roosevelt und der englische Premierminister

Winston Churchill Regelungen für die Schlussphase des Krieges und für die Zeit nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs traf. Hinsichtlich Deutschlands wurden die Aufteilung in Besatzungszonen, Reparationszahlungen und Gebietsabtretungen sowie die Entmilitarisierung und Entnazifizierung beschlossen.

Konzentrationslager (KZ)

Der Begriff Konzentrationslager wurde erstmals im Burenkrieg (1901) gebraucht. Er bezeichnete von den Engländern eingerichtete Internierungslager für Zivilgefangene («concentration camps»). In Deutschland wurden nach der nationalsozialistischen Machtübernahme 1933 Konzentrationslager zur Internierung politischer Gefangener eingerichtet, die durch Folter und Zwangsarbeit eingeschüchtert werden sollten. «Rechtsgrundlage» bildete die Verordnung des Reichspräsidenten zum «Schutz von Volk und Staat» vom 15.2.1933, die im Zusammenhang mit dem Reichstagsbrand erlassen wurde. Anfangs wurden die Gefangenen zumeist von SA* und Polizei bewacht, später dann von SS-Mannschaften, die ab 1936 «Totenkopfverbände» genannt wurden. Seit 1934 unterstanden die KZ der SS. Während der Kristallnacht (9. Nov. 1938) wurden zahllose Juden in Konzentrationslager verschleppt.

Nach Kriegsbeginn wurden die KZ von der 'SS zu einem weit verzweigten System ausgebaut, das auch die besetzten Gebiete in Osteuropa umfasste. Seit 1941 wurden in ausgewählten Konzentrationslagern, die ausschliesslich Tötungslager waren (Auschwitz-Birkenau, Belzec, Sobibor, Treblinka, Chelmno, Majdanek) Juden, Sinti und Roma sowie – in geringerem Umfang – russische und polnische Kriegsgefangene fabrikmässig ermordet. Auch wurden in den KZ Häftlinge zu (medizinischen) Menschenversuchen missbraucht, bei denen Verstümmelung und Tod der Versuchspersonen in Kauf genommen wurden.

Korvettenkapitän

Deutscher Marineoffizier im Rang eines Majors.

KPD

Kommunistische Partei Deutschlands: Am 20.12.1918 durch den Zusammenschluss des Spartakusbundes und der Internationalen Kommunisten Deutschlands gegründete marxistische Partei. Trotz zahlreicher Richtungskämpfe und Abspaltungen konnte die KPD bei den Reichstagswahlen seit 1920 ihren Stimmenanteil von 2,1 Prozent (1920) auf 16,9 Prozent (Novemberwahlen von 1932) steigern. Die

KPD sah in der «sozialfaschistischen» SPD* ihren Hauptgegner, so dass keine gemeinsame Opposition gegen die unterschätzte NSDAP zustande kommen konnte. Schon bald nach der Machtergreifung der NSDAP wurden viele KPD-Mitglieder und die meisten ihrer 100 Reichstagsabgeordneten verhaftet, verfolgt, gefoltert und getötet und die Partei verboten. In der Illegalität blieb die KPD weitgehend wirkungslos. Doch gingen führende Mitglieder der Partei ins Exil und kämpften von dort aus gegen das nationalsozialistische Regime. Am 11.6.1945 erfolgte die Neugründung der KPD. In der Sowjetischen Zone wurde die »SPD am 21.4.1946 zwangsweise mit der KPD zur Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED) zusammengeschlossen. In der Bundesrepublik wurde die KPD im Zeichen des Kalten Krieges am 17.8.1956 als verfassungswidrig verboten.

Kraft durch Freude (KdF)

Organisation der »Deutschen Arbeitsfront (DAF). Im November 1933 gegründet, sollte KdF vor allem die Freizeitbeschäftigungen der Arbeiter und Angestellten aller Berufsgruppen im Sinne des Nationalsozialismus lenken. Es wurden verbilligte Karten für Kulturprogramme angeboten, Tanzveranstaltungen und vor allem hoch bezuschusste Reisen organisiert. Das vom Amt «Reisen, Wandern und Urlaub» angebotene Reiseprogramm erzielte eine hohe Propagandawirkung. 33 Millionen Männer und Frauen nahmen an preiswerten Ferienreisen in Deutschland und an Auslandsreisen auf sog. KdF-Schiffen teil. Als materielle Grundlage dienten der DAF und der KdF die Geldmittel, Häuser und Heime der früheren sozialdemokratischen und kommunistischen Gewerkschaften, die nach deren gewaltsamer Zerschlagung durch die Nationalsozialisten im Mai 1933 beschlagnahmt worden waren.

Kreisleiter

Hauptberuflicher Leiter eines NSDAP-Kreises. Ein Kreis galt als NSDAP-Hoheitsgebiet und entsprach in seiner Ausdehnung etwa einem Landkreis in der staatlichen Verwaltungsordnung. Der Kreisleiter war oberster Parteiführer in seinem Kreis. Er wurde auf Vorschlag des Gauleiters (Gau = Zusammenfassung mehrerer Kreise) von Adolf Hitler ernannt und war für die politische und weltanschauliche Erziehung der ihm unterstellten Ortsgruppen, der politischen Leiter und Parteigenossen sowie der Bevölkerung verantwortlich. Rund 31 Prozent der Kreisleiter bekleideten neben ihrem Parteiamt auch das Amt des Bürgermeisters oder Oberbürgermeisters, für das sie in der Regel als Beauftragte der NSDAP das Vorschlagsrecht hatten.

«Kristallnacht» («Reichskristallnacht»)

Der Begriff war die von der Berliner Bevölkerung geprägte Bezeichnung für den Pogrom gegen die jüdische Bevölkerung in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938. Die Nationalsozialisten gebrauchten später den Begriff «Reichskristallnacht». Im gesamten Reichsgebiet hatten auf Veranlassung von Joseph Goebbels SA-Einheiten und NSDAP-Mitglieder Synagogen in Brand gesteckt, jüdische Wohnungen verwüstet und Schaufenster jüdischer Geschäfte und Einrichtungen zerschlagen. Dabei wurden zahlreiche Juden und Jüdinnen zusammengeschlagen, getötet und verhaftet. Für die angerichteten Schäden musste die jüdische Bevölkerung später selbst aufkommen, indem sie die von den Versicherungen gezahlten Entschädigungen an den NS-Staat weiterleiten musste. Der Pogrom hatte gerade wegen der dabei angewandten Willkür und Gewalt nicht den vom Regime erhofften Propagandaerfolg in der deutschen Bevölkerung. Wenn diese auch der sog. legalen Verfolgung von Juden weitgehend tatenlos, gleichgültig oder zustimmend zusah, so lehnte sie doch als «kriminell» geltende Aktionen ab.

KZ – Konzentrationslager

KZ Stutthof

Nationalsozialistisches Konzentrationslager (KZ) 36 km östlich von Danzig. Das KZ wurde im September 1939 zunächst als Zivilgefangenenlager angelegt, vom November 1941 an als SS-Sonderlager und vom 13. Januar 1942 an als KZ weitergeführt. Ende Mai 1944 waren dort etwa 8.000 Personen interniert. Vom Sommer 1944 an wurden jüdische Häftlinge, vor allem ungarische Jüdinnen, nach Stutthof deportiert. Die Anzahl der Inhaftierten betrug, einschliesslich derjenigen in den mehr als 100 Aussenlagern, Ende 1944 über 52.000 Personen. Diese arbeiteten u.a. in SS-eigenen Betrieben, in den Ziegeleien der Umgebung und in privaten Betrieben der Industrie und Landwirtschaft. Die Sterblichkeit in den Lagern war auf Grund der schlechten Arbeits-, Lager- und Verpflegungsverhältnisse sehr hoch. Systematische Ermordungen durch Vergasung mit Zyklon B fanden spätestens vom Juni 1944 an statt. Im Januar 1945, als die Zivilbevölkerung die Flucht nach Westen antrat, wurden erste Marschkolonnen zur Evakuierung des KZ Stutthof in Bewegung gesetzt (sog. Todesmärsche). Erschöpfte Häftlinge wurden erschossen. Die im Lager verbliebenen Insassen sollten im April mit Schiffen evakuiert werden, was die Kapitäne zahlreicher Schiffe wegen Überlastung mit anderen KZ-Evakuiererten verweigerten. Das Hauptlager wurde am 1. Mai 1945 von sowjeti-

schen Truppen befreit. Diese retteten noch etwa 120 Überlebende, die sich bei der Auflösung des Lagers durch die Nationalsozialisten hatten verstecken können.

Lastenausgleich

Gesetzgebung der Bundesrepublik Deutschland mit dem Ziel, nach dem Zweiten Weltkrieg eine gleichmässige Verteilung der Kriegs- und Kriegsfolgelasten in der bundesdeutschen Bevölkerung zu erreichen. So setzte das Gesetz vom 10. Juli 1952 Ausgleichszahlungen an Heimatvertriebene, Flüchtlinge und Kriegssachgeschädigte fest. Sie sollten die Eingliederung dieser Gruppen in die bundesdeutsche Gesellschaft erleichtern, indem sie ihre – im Vergleich zu weniger und kaum betroffenen Bevölkerungsteilen – besonders hohen materiellen Verluste «ausglichen».

LPG

Abkürzung für Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft. Dies war ein in der DDR von 1952 bis 1960 in den meisten Fällen zwangsweise erfolgter Zusammenschluss von Landwirten, landwirtschaftlichen Arbeitskräften und Betrieben zu genossenschaftlichen (= in gesamtgesellschaftlichem Besitz befindlichen) Betriebseinheiten. Dabei dienten die sowjetischen Kolchosen als Modell.

Luftschutzkeller

Durch bestimmte bauliche Massnahmen verstärkte Kellerräume, in denen die Zivilbevölkerung, für die keine Bunker zur Verfügung standen, bei Bombenalarm Schutz suchen sollte.

Luftwaffenhelfer/in

Im Zweiten Weltkrieg auf Grund der «Anordnungen über den Kriegseinsatz der deutschen Jugend in der Luftwaffe vom 26.1.1943» eingezogene Schülerinnen und Schüler der Mittel- und Höheren Schulen. Sie mussten mindestens fünfzehn Jahre alt sein. Der Einsatz erfolgte meist in der Nähe des Wohnortes und bei -'Flakeinheiten. Männliche Jugendliche wurden auch als Marinehelfer eingesetzt, und Mädchen konnten sich z.B. freiwillig als Luftnachrichtenhelferinnen melden.

Mendel'sche Gesetze

Nach dem österreichischen Botaniker Gregor Mendel (22.7.1822-6.1.1884) benannte Regeln über die Vererbung einfacher Merkmale. Mendel stellte auf Grund von Tausenden von Kreuzungsversuchen

mit Pflanzen drei Grundregeln für die Weitergabe von («dominanten» und «rezessiven») Erbanlagen auf. Die Mendel'schen Gesetze waren bereits vor 1933 ein regelmässiger Bestandteil des Biologieunterrichts in deutschen Schulen. Die Nationalsozialisten machten diese dann zu einem wesentlichen Baustein ihrer antisemitischen Rassenideologie.

Mennoniten

Im 16. Jahrhundert entstandene Religionsgemeinschaft, deren Gemeinden seit dem 16. Jahrhundert durch den vormaligen katholischen Priester Menno Simons vor allem an der Nord- und Ostseeküste verbreitet waren. Die Mennoniten haben keine eigene Kirchenverfassung, jede Gemeinde ist autonom. Als Friedenskirche lehnt ihre Gemeinschaft staatlichen Zwang und Krieg ab und vertritt den Grundsatz der Wehrlosigkeit und bedingungslosen Feindesliebe.

Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei (NSDAP)

Als Deutsche Arbeiterpartei (DAP) am 5.1.1919 von Anton Drexler und K. Harrer gegründet und am 24.2.1920 in NSDAP umbenannte rechtsradikale Partei. Ihre Organisationsstruktur war zentralistisch und autoritär. Sie war ganz auf ihren mit allen Vollmachten ausgestatteten «Führer» Adolf Hitler ausgerichtet, der am 29.7.1921 zum Parteivorsitzenden gewählt worden war. Parteiemblem war seit Frühjahr 1920 das Hakenkreuz, Parteiorgan der «Völkische Beobachter».

Trotz steigender Mitgliederzahlen blieb die NSDAP während aller Wahlen in den 20-er Jahren nur eine unbedeutende Splitterpartei. Bei der Reichstagswahl vom 31.7.1932 zog sie erstmals mit 37,3 Prozent der Stimmen als stärkste Partei in den Reichstag ein. Nach der Wahl vom 17.11.1932 wurden vom damaligen Reichskanzler von Papen erstmals NSDAP-Mitglieder zu Ministern ernannt. Am 30.1.1933 (sog. Machtergreifung) ernannte der damalige Reichspräsident von Hindenburg Adolf Hitler im Zuge einer Regierungsumbildung zum Reichskanzler («Wahl» von Adolf Hitler). Im März 1933 fand die letzte Reichstagswahl statt, an der noch andere Parteien als die NSDAP teilnahmen. Obwohl diese Parteien massiv behindert wurden, konnte die NSDAP mit 43,9 Prozent aller Stimmen nicht die absolute Mehrheit erreichen. Nach den Reichstagswahlen vom 5.3.1933 machte Hitler die NSDAP zur Staatspartei und damit das Deutsche Reich bis zu seiner Kapitulation zum Einparteienstaat.

Von den Anfängen der NSDAP bis zu ihrem Ende waren die Mitgliederzahlen von 6.000 (1922), über 800.000 (1931) und 2,5 Mill. (1935) auf 8,5 Mill. Mitglieder (1945) gestiegen. Schon vor 1933 fand die NSDAP Unterstützung und Mitglieder in allen Schichten und

Biographischen Gruppen der deutschen Gesellschaft mit Ausnahme der Industriearbeiterschaft in den städtischen Ballungsgebieten und von praktizierenden Katholiken. Nach der Machtergreifung traten mehr Industriearbeiter in die NSDAP ein, doch waren, im Verhältnis zur Zahl der jeweils Berufsangehörigen, Selbstständige, Beamte und Angestellte sowie Protestanten und die Landbevölkerung stärker repräsentiert. Besonders hoch war die Anzahl der Nationalsozialisten unter Medizinern und Juristen. Am 10.10.1945 wurde die NSDAP mit ihren Gliederungen durch den Alliierten Kontrollrat formell aufgelöst.

Normandie, alliierte Invasion

Am 6. Juni 1944 erfolgte an einem breiten Küstenstreifen der Normandie in Frankreich aus der Luft und von der See die Invasion der alliierten Truppen auf den europäischen Kontinent. Ziel war es, von Westen her eine zweite Front gegen das Deutsche Reich vorrücken zu lassen.

NSDAP/»Partei« Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei

Nürnberger Gesetze

Sammelbezeichnung für die am 15.9.1935 auf dem Nürnberger Reichsparteitag der NSDAP verabschiedeten Rassegesetze. Sie stellten u.a. Eheschliessungen und ausserehelichen Geschlechtsverkehr zwischen Juden und «Ariern» unter Strafe und stellten die «Reichsbürgerschaft» über die «Staatsbürgerschaft». Deutsche und Personen «artverwandten Blutes» («Halbjude»/»Halbjüdin») erhielten nun besondere Rechte, die Juden als blossen «Staatsbürgern» nicht gewährt wurden. Zugleich regelte das «Reichsbürgergesetz» die Frage, wer als Jude zu gelten habe. Für alle Deutschen wurde der Nachweis der «deutschen oder artverwandten Abstammung bzw. des Grades eines fremden Bluteinschlages», z.B. in Form eines Ahnenpasses eingeführt (alltagssprachlich: «Ariernachweis»). Dieser Nachweis entschied über die rechtliche und soziale Situation und damit letztlich über Leben und Tod der Betroffenen.

Olympiade 1936

Die Olympischen Spiele 1936 in Garmisch-Partenkirchen und vor allem die Sommerspiele in Berlin waren das grösste Sportereignis des Dritten Reiches. Die Olympischen Spiele waren schon für das Jahr 1916 nach Deutschland vergeben worden, hatten aber wegen des Er-

sten Weltkrieges nicht stattfinden können. 1931 wurden sie erneut vom Internationalen Olympischen Komitee an das Deutsche Reich übertragen. Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten galten sie zunächst als Wettkampf mit Sportlern der ehemaligen «Feindmächte» und wegen der Teilnahme von Juden und «Negern» als unerwünscht. Solche ideologischen Bedenken wurden aber auf Grund der schnell erkannten propagandistischen Möglichkeiten zurückgestellt. Nach Boykottdrohungen der USA wegen der nationalsozialistischen Rassenpolitik (Nürnberger Gesetze vom 15.9.1935) wurden für die Dauer der Olympiade antisemitische Massnahmen zurückgestellt. Auch wurde betont freundlich über Erfolge schwarzer Sportler berichtet. Hitler erschien fast täglich im Stadion und liess sich als populärer Staatsmann feiern. Die Propagandawirkung wurde noch über den Zeitpunkt der Spiele hinaus durch den verklärenden Film Leni Riefenstahls über die Olympischen Spiele in Berlin verlängert.

Organisation Todt

Diese Organisation wurde 1938 für den Bau militärischer Anlagen eingerichtet und war nach ihrem Leiter, Fritz Todt (gest. 1942; Nachfolger: Alfred Speer), benannt. Nach Kriegsbeginn war sie vor allem für Bauvorhaben in den besetzten Gebieten zuständig, und nach und nach wurden ihr alle militärischen Bauaufgaben unterstellt. Die Organisation selbst war militärisch strukturiert und führte ihre Aufgaben weitgehend unter Einsatz von Hunderttausenden von Zwangsarbeitern, Kriegsgefangenen und KZ-Häftlingen durch.

Ortsgruppenleiter

Leiter einer Ortsgruppe, die als Organisationseinheit der NSDAP eines von deren «Hoheitsgebieten» war. Je nach Dichte der Mitglieder konnte eine Ortsgruppe mehrere kommunale Gemeinden umfassen, doch konnten auch grosse Städte in mehrere Ortsgruppen gegliedert sein. Eine Ortsgruppe sollte mindestens 150, aber nicht mehr als 1.500 Haushalte umfassen. Der Ortsgruppenleiter wurde auf Vorschlag des Kreisleiters vom Gauleiter ernannt. Er war für die «gesamtpolitische Lage» in seiner Ortsgruppe verantwortlich.

Panzerfaust

Panzerabwehrwaffe der Infanterie.

«Partei»

Bis heute umgangssprachlich verkürzte Bezeichnung für die NSDAP.

Parteigenosse (PG) Parteimitglied

Parteimitglied/»PG«/»Ich war in der Partei«

Bis heute gängige Ausdrücke für die Mitgliedschaft in der NSDAP. PG = Parteigenosse.

Pimpf

Der Begriff war ursprünglich eine mundartliche Bezeichnung für Jungen. In den 20-er Jahren wurde er zur Bezeichnung für die jüngsten (männlichen) Mitglieder der Jugendbewegung. Von 1934 an war «Pimpf» die amtliche Bezeichnung der Mitglieder des Deutschen Jungvolks, d.h. der Gruppe der zehn- bis vierzehnjährigen Jungen in der Hitlerjugend.

Pflichtjahr

Am 15. Februar 1938 eingeführte einjährige Dienstpflicht für alle weiblichen Jugendlichen zwischen 18 und 25 Jahren. Das Pflichtjahr sollte entweder in der Hauswirtschaft oder in der Landwirtschaft abgeleistet werden und bildete die Voraussetzung für die Berufstätigkeit von Frauen. Die Organisation des Pflichtjahrs unterstand den Arbeitsämtern. Vom freiwilligen Dienst im «Landjahr», das der Landflucht von weiblichen und männlichen Jugendlichen entgegenstehen sollte, konnten sechs Monate auf das Pflichtjahr angerechnet werden. Dasselbe galt für den 1935 für Frauen und Männer eingerichteten Reichsarbeitsdienst. Für Frauen löste das Pflichtjahr das 1934 für Frauen im Alter von 19 bis 25 Jahren eingeführte «Hauswirtschaftliche Jahr» ab, das vor allem in kinderreichen Haushalten abgeleistet werden musste. Ein Pflichtjahr im Elternhaus oder bei Verwandten war nur dann möglich, wenn dort mindestens vier Kinder unter vierzehn Jahren zu versorgen waren. Vom Pflichtjahr befreit waren Frauen, die einen land- oder hauswirtschaftlichen Beruf hatten oder anstrebten.

Quäkerspeisung

Die Quäker sind eine im 17. Jahrhundert in England entstandene Religionsgemeinschaft, die alle Menschen für gleich hält und daher auf dogmatische Lehrgebäude und hierarchische Organisation verzichtet. Da die Quäker in England anfänglich verfolgt wurden, gründeten sie 1681 in Nordamerika einen Quäkerstaat (Pennsylvania). Die Verfassung dieses Staates beruhte – entsprechend dem Grundsatz des Quäkertums – auf Gewaltfreiheit, Gleichheit und Toleranz. Nach beiden Weltkriegen des 20. Jahrhunderts organisierten englische bzw. amerikanische Mitglieder der Religionsgemeinschaft der Quäker Massnah-

men zur Verpflegung der Not leidenden Bevölkerung in den Kriegsgebieten. Die Quäkerhilfskomitees erhielten für diese Hilfeleistungen 1947 den Friedensnobelpreis.

Reichsarbeitsdienst (RAD)

Per Gesetz vom 26. Juni 1935 eingeführte allgemeine Dienstpflicht für männliche und weibliche Arbeitskräfte im Alter von 18 bis 25 Jahren. Leiter war Konstantin Hierl. Der Arbeitsdienst war dem Reichsinnenministerium unterstellt. Im Jahre 1943 wurde er in eine eigene Reichsbehörde umgewandelt. Die Dienstzeit betrug ein halbes Jahr. Der weibliche Arbeitsdienst wurde allerdings bis 1939 aus organisatorischen Gründen nur auf freiwilliger Basis durchgeführt. Der RAD war in 30 Arbeitsgaue, 132 RAD-Gruppen und 1.260 RAD-Abteilungen untergliedert. Im Jahre 1935 hatte der RAD rund 200.000, im Jahre 1939 ca. 350.000 Mitglieder.

Der RAD war bei Landbauarbeiten, beim Autobahnbau und bei der Errichtung des Westwalls tätig. Frauen wurden vor allem in der Landwirtschaft oder zur Unterstützung der «überlasteten deutschen Mutter in den Siedlungsgebieten» eingesetzt. Ursprünglich, d.h. bereits in der Weimarer Republik, war der (freiwillige) Arbeitsdienst zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit gegründet worden (1931). Im Dritten Reich entwickelte er sich zunehmend zu einem Instrument nationalsozialistischer Jugenderziehung. Auch diente er der paramilitärischen Ausbildung junger Männer. Seit Beginn des Krieges erfolgte die Einberufung zum Arbeitsdienst durch die Wehrkreiskommandos.

Roosevelt

Franklin Delano Roosevelt, (30.1.1882-12.4.1945), amerikanischer Präsident seit Ende 1932 bis zu seinem Tod. Nach dem japanischen Überfall auf Pearl Harbour am 7.12.1941 erklärte er den Kriegseintritt der USA: Auf den Konferenzen von Casablanca, Teheran und Jalta befürwortete er die bedingungslose Kapitulation der Achsenmächte (Deutschland, Italien, Japan), insbesondere Deutschlands. Er erlebte die von ihm in Auftrag gegebene erfolgreiche Entwicklung der Atombombe nicht mehr. Sein früher Tod vor dem Kriegsende weckte vor allem im untergehenden Berlin die vergebliche Hoffnung auf einen Zerfall der alliierten Koalition, schwächte aber tatsächlich die Verhandlungspositionen der westlichen Alliierten gegenüber Stalin.

SA/Motor-SA

SA = Sturmabteilung. 1921 gegründete paramilitärische Kampf- und Schutztruppe der -'NSDAP. Sie war in verschiedene Einheiten

(z.B. Motor-SA) untergliedert. Durch Schlägereien und Störungen bei Versammlungen anderer Parteien sowie durch Strassenschlachten spielte die SA eine wesentliche Rolle bei der Schwächung der ersten deutschen demokratischen Republik (= Weimarer Republik). Nach dem Novemberputsch Hitlers im Jahre 1923 war die SA bis 1932 verboten. Führer der illegalen SA wurde zunächst Ernst Röhm. 1930 übernahm Hitler selbst die Führung der SA, und Röhm wurde Stabschef. Mit dessen Bestrebungen, die SA mit der Reichswehr zu einem nationalsozialistischen Volksheer unter seiner Führung zu vereinigen und damit der SA die beherrschende Rolle im NS-Staat zu sichern, war Hitler nicht einverstanden. Auf Hitlers Befehl wurde am 30. Juni 1934 die gesamte Führung der SA durch die SS ermordet. Die SA blieb von da an im Vergleich zur -r»SS politisch bedeutungslos.

«Schipplager»

Umgangssprachlich für die Arbeiten, zu denen Schüler und Schülerinnen im Osten des Deutschen Reiches nach den Sommerferien 1944 zusammengefasst wurden. Die Jungen mussten zusammen mit älteren, nicht mehr wehrfähigen Männern Schützengräben ausheben (aus»schippen»), und die Mädchen hatten für die Versorgung in Feldküchen Kartoffeln zu schälen und Gemüse zu putzen. Schulunterricht fand zu diesem Zeitpunkt nicht mehr statt.

Schlacht bei Leuthen

In der Schlacht bei Leuthen am 5. Dezember 1757 besiegte Friedrich der Grosse von Preussen die Österreichischen Truppen im Siebenjährigen Krieg.

Schlacht in der Tucheier Heide

In der Tucheier Heide, dem Wald- und Seengebiet zwischen Brahe und Weichsel, fanden nach dem Einfall der deutschen Truppen in Polen Anfang September 1939 schwere Kämpfe statt, bei denen die polnischen Truppen vollständig vernichtet wurden.

«Schnürchen»

Zierteil der Uniformen der männlichen und weiblichen Hitlerjugend. Eine Kordel führte in der Regel vom Knoten des Fahrtentuchs in die linke Brusttasche oder – je nach Rang – bei der männlichen Hitlerjugend bzw. beim »Jungvolk – über die Schulter. Der Dienstrang war zudem an den Farben der Kordeln zu erkennen.

Schulspeisung

Von Kommunal- und Kreisverwaltungen wegen des allgemeinen Nahrungsmittelnotstandes nach dem Zweiten Weltkrieg organisierte Essensverteilung in den Schulen. Dazu wurden seit Ende 1945 Lebensmittel bei den örtlichen Landwirten gesammelt. Schulspeisungen erhielten zunächst unentgeltlich Schülerinnen und Schüler zwischen dem sechsten und vierzehnten Lebensjahr. Später wurde der Teilnehmerkreis auf Kindergartenkinder und Schüler bis siebzehn Jahre ausgeweitet und eine Kostenpflicht von einer Reichsmark wöchentlich pro Kind eingeführt. Von 1946 an wurden die Schulspeisungen von den westlichen Besatzungsbehörden aus deutschen und alliierten Beständen fortgeführt. Es wurden in der Regel Suppen ausgegeben. Daneben gab es häufig Schokolade bzw. Bonbons.

Siebenjähriger Krieg

Der Siebenjährige Krieg (1756-1763) wurde von Friedrich dem Großen (1740-1786) gegen Österreich, Russland, Frankreich, Schweden und die Mehrzahl der deutschen Reichsfürsten geführt. Hauptziel war die Gewinnung Schlesiens.

SPD/Sozialdemokraten

Sozialdemokratische Partei Deutschlands. Sie entstand 1875 durch die Vereinigung der seit 1863 bzw. 1869 bestehenden beiden sozialistischen Parteien Deutschlands. Bis zum Ersten Weltkrieg war die Partei marxistischen (nicht notwendigerweise revolutionären) Zielen verpflichtet, doch kann sie schon für die Zeit der Weimarer Republik prinzipiell als reformerisch orientierte Partei im gegenwärtigen Sinne des Wortes gelten. 1933 wurde die SPD ebenso wie die KPD von den Nationalsozialisten verboten, ihre Organisation zerschlagen und viele ihrer Mitglieder verfolgt, verhaftet, gefoltert oder getötet. Zahlreiche Sozialdemokraten flohen und bekämpften das NS-Regime aus dem Exil. Nach dem Zweiten Weltkrieg übernahmen viele Sozialdemokraten Führungsrollen in beiden deutschen Staaten. In der Bundesrepublik der 50-er und 60-er Jahre wurden dennoch viele von ihnen wegen ihres Exils während des Krieges und wegen des Kampfes gegen die Nationalsozialisten als «Verräter» angegriffen.

SS, Waffen-SS

SS = Schutzstaffel. Die schwarz uniformierte SS war die mächtigste Organisation innerhalb der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft. Sie war u.a. verantwortlich für die Organisation der Konzentrationslager und für die Aktionen der Einsatzgruppen in den be-

setzten Gebieten, die – in Zusammenarbeit mit der Wehrmacht – den rassistischen Vernichtungskrieg gegen die Zivilbevölkerung der eroberten Gebiete durchführten. Die SS verstand sich als Elite-Kampftruppe des Dritten Reiches, der nur nach strengsten Kriterien der NS-Rassenideologie ausgewählte Männer «der nordischen Rasse» bzw. «blutmässig beste Deutsche» angehören sollten.

Die SS wurde 1925 als Unterorganisation der SA für den persönlichen Schutz Adolf Hitlers bzw. zum Saalschutz bei Versammlungen der NSDAP gegründet. Führer der SS wurde 1929 Heinrich Himmler. Nach der Entmachtung der SA 1934 wurde die SS eine Organisation mit wachsendem Einfluss. Mit der Gründung des Reichssicherheitshauptamtes 1939 waren schliesslich die Geheime Staatspolizei (Gestapo), die Kriminalpolizei, der Sicherheitsdienst (SD) und die verschiedenen SS-Verbände der Leitung des Reichsführers-SS, Heinrich Himmler, unterstellt. Die SS gliederte sich in SS-Verfügungstruppen – die spätere Waffen-SS – die eine selbstständige Armee ausserhalb der Wehrmacht darstellten und in die SS-Totenkopfverbände, die seit 1934 die Leitung und Überwachung der Konzentrationslager übernommen hatten.

Stalingrad

In Stalingrad/Sowjetunion kapitulierte am 2. Februar 1943 die 6. Armee der Wehrmacht unter ihrem Befehlshaber General Paulus. Obwohl abzusehen war, dass Stalingrad von der deutschen Wehrmacht nicht zu erobern war, verweigerte Hitler auch nach der beginnenden Einkesselung der Armee den Befehl zum Rückzug und verursachte dadurch den Tod unzähliger Soldaten. Die Kapitulation von Stalingrad ist Symbol für die Kriegswende im Osten. Von diesem Zeitpunkt an ging die Offensive endgültig auf die Rote Armee über.

sterilisieren – Zwangssterilisation

Stuka

Im Sprachgebrauch übliche Abkürzung für das «Sturzkampfflugzeug» der deutschen Luftwaffe, das im Zweiten Weltkrieg mit grosser Wirkung zur Zerstörung von Punktzielen eingesetzt wurde.

«uk» gestellt

uk = Abkürzung für «unabkömmlich». Es handelte sich um eine militärrechtliche Bezeichnung für Männer, die im Zweiten Weltkrieg vom Wehrdienst freigestellt waren, da sie in kriegswichtigen Betrieben nicht zu ersetzen waren. Diese Regelung betraf vor allem Bergleute,

Landwirte, Ingenieure und Wissenschaftler. Wesentliche Voraussetzung war, dass die «uk»-Stellung im «Reichsverteidigungsinteresse» lag.

Ursulinen

Nach der Hl. Ursula benannter katholischer Frauenorden. Er wurde 1535 von der Hl. Angela Merici gestiftet. Die Ursulinen widmen sich vor allem der schulischen Erziehung der weiblichen Jugend. Die 1838 gegründete Ursulinen-Kongregation am Kalvarienberg in Bad Neuenahr-Ahrweiler ist die grösste in Deutschland.

Verdun

Französische Festungsstadt an der Marne. Während des Ersten Weltkrieges fanden hier von Februar bis Dezember 1916 grausame menschen- und materialvernichtende Schlachten statt. Im Verlauf dieser wenigen Monate kam fast eine Million Soldaten um.

Volkssturm

Durch Führererlass vom 25. September 1944 «zur Verteidigung des Heimatbodens» aufgestellte Truppe aus bis dahin nicht eingezogenen Männern zwischen sechzehn und sechzig Jahren. Betroffen waren rund sechs Millionen Männer. Aufgestellt wurde der Volkssturm durch die Partei*-Führer und Führer der SA, SS und der Hitlerjugend. Der Kampfeinsatz sollte nach Weisungen Adolf Hitlers vom Reichsführer-SS und Chef der Deutschen Polizei, Heinrich Himmler, befehligt werden. Die Verweigerung des Dienstes im Volkssturm konnte mit der Todesstrafe geahndet werden. Militärische Erfolge bei der Verteidigung konnte der Volkssturm nicht erzielen. Stattdessen bedeutete für viele Jungen und Männer der Einsatz Verwundung, Gefangenschaft oder Tod.

Währung Währungsreform

Währungsreform

Am 18. Juni 1948 verkündeten die Oberbefehlshaber der drei westlichen Alliierten die Währungsreform für ihr Besatzungsgebiet. Am 21. Juni 1948 wurde sie in den drei Westzonen und in Berlin durchgeführt. Privatpersonen erhielten zunächst je DM 40,00, später dann noch einmal DM 20,00. Das noch vorhandene Altgeld konnte im Verhältnis 10:1 umgetauscht werden. Unternehmer erhielten eine Übergangshilfe von DM 60,00 je Beschäftigtem. Die sowjetische Militärbehörde wertete dies als Bruch des Potsdamer Abkommens und führte am 24. Juni 1948 in ihrer Zone eine eigene Geldreform durch. In Westdeutschland war

die Währungsreform einer der Grundsteine für den wirtschaftlichen Aufschwung der Bundesrepublik Deutschland in den folgenden Jahren.

Waffen-SS

Seit 1940 die offizielle Bezeichnung für die bewaffneten Verbände der SS, die im Kriegsgebiet eingesetzt waren. Tatsächlich umfasste die Waffen-SS alle Teile der SS, die nicht von der NSDAP, sondern vom NS-Staat finanziert wurden. Neben den militärischen Verbänden gehörten die Totenkopfstandarten, die SS-Junkerschulen, die den Offiziersnachwuchs für die SS-Verfügungstruppe ausbildeten und die gesamte Konzentrationslagerorganisation mit Verwaltung und Bewachungspersonal zur Waffen-SS.

«Wahl» von Adolf Hitler 1933

Entgegen hartnäckigen Legenden kamen die Nationalsozialisten nicht infolge von Wahlen an die Macht. Zwar stellten sie seit Ende 1932 die stärkste Fraktion im Reichstag, doch wurde Adolf Hitler vom damaligen Reichspräsidenten Hindenburg am 30. Januar 1933 im Zuge einer Regierungsumbildung, die am Parlament vorbeiging, zum Reichskanzler ernannt. In den letzten Jahren der Weimarer Republik, der Zeit der sog. Präsidialdiktatur, waren immer mehr Regierungen auf diese Weise zustande gekommen; denn zunehmend wurde mit Hilfe des Notverordnungsparagraphens der Weimarer Verfassung, der für – vorübergehende – Krisenphasen gedacht war, am Parlament «vorbeiregiert» (NSDAP).

Wehrbezirkskommando

Oberste Verwaltungsbehörde in den Militärbezirken, in die das Deutsche Reich eingeteilt war.

Westerplatte

Landzunge an der Weichselmündung gegenüber von Danzig-Neufahrwasser, die nach der Einrichtung der »Freien Stadt Danzig 1919 von Polen beschlagnahmt wurde. Seit 1924 gab es dort ein polnisches Munitionslager. Mit der Beschiessung der festungsartig ausgebauten Westerplatte am 1. September 1939 durch das als Linienschiff getarnte deutsche Kriegsschiff «Schleswig-Holstein» begann der Zweite Weltkrieg.

Winterhilfswerk (WHW)

Im Winter 1931/32 gegründete Organisation zur Unterstützung der von der Weltwirtschaftskrise in Deutschland Betroffenen mit

Geld, Kleidung und Lebensmitteln. Nach der Machtergreifung wurde am 13.9.1933 die erste Sammlung für ein nationalsozialistisches WHW durchgeführt. Als Organisation unterstand es der NS-Volkswohlfahrt.

Das WHW bestand im Wesentlichen aus Strassen- und Haussammlungen von Geld und Kleidung, Sammlungen des «Winterpfennigs» in Geschäften sowie der sog. Reichswinterhilfslotterie und dem Ertrag des sog. monatlichen Eintopfsonntags. Am «Eintopfsonntag» sollten alle Deutschen ein Eintopfgericht kochen und den Differenzbetrag zu den Kosten eines «normalen» Sonntagsgerichts dem WHW spenden. Der ursprünglich weit gefasste Kreis von Spendenempfängern wurde bald auf «würdige Personen» im Sinne der nationalsozialistischen Ideologie eingeschränkt. Damit wurde auch das WHW als Mittel zur Ausgrenzung «unwürdiger Personen» benutzt.

Wohnraumbewirtschaftung

Am Ende des Ersten Weltkriegs entstandene gesetzliche Regelung zur Erfassung, zum Nachweis und zur Zuteilung von Wohnraum durch kommunale Behörden. In Zeiten akuter Wohnungsnot, wie nach dem Zweiten Weltkrieg, wurde zu Massnahmen der Wohnungszwangsbewirtschaftung gegriffen. Die Behörden erfassten den bestehenden Wohnraum und teilten Wohnungen neu unter Mietern nach Dringlichkeitsstufen (NS-Verfolgte, Flüchtlinge und Vertriebene, Bombengeschädigte usw.) auf. Die Wohnungsordnung unter den Bedingungen der Zwangsbewirtschaftung sprach jeder Person nur noch ein Zimmer zu, wobei auch eine Küche als ein Zimmer zählte. Zwei Kinder unter zehn Jahren galten als eine Person.

Wunderwaffe

Von Goebbels propagiertes Schlagwort für neu entwickelte deutsche Waffen, die 1943-45 die Kriegswende zu Gunsten Deutschlands herbeiführen sollten. Der Glaube an die Wunderwaffe(n) sollte vor allem gegen die in der Bevölkerung verbreitete Angst vor der alliierten Materialüberlegenheit wirken. Unter Wunderwaffen verstand man die in Peenemünde an der Ostsee entwickelten Flugbomben VI und V2, die im Juni bzw. im September 1944 bei Angriffen auf London und Antwerpen eingesetzt wurden. Mit diesen «Wunderwaffen» wurde aber keine Wende des Krieges herbeigeführt.

Zwangssterilisation

Unfruchtbarmachung ohne Einwilligung der Betroffenen. Eine der ersten Massnahmen der Nationalsozialisten nach der Machtergrei-

fung 1933 war das «Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses». Nach diesem Gesetz konnten sog. Erbgesundheitsgerichte die Zwangssterilisation von Menschen beschliessen, die als «erbkrank» galten. Dazu zählten u.a. psychisch kranke, blinde, taube oder an schweren körperlichen Missbildungen leidende Menschen, doch konnte auch sozial abweichendes Verhalten als Grund für eine Zwangssterilisation ausreichen. 1939 wurde die Zwangssterilisation auf sog. dringende Fälle beschränkt. Dies war aber keine einschränkende Schutzmassnahme. Vielmehr hatte auf der Grundlage der Euthanasieregelung die systematische Ermordung psychisch und physisch kranker Menschen in Pflegeheimen begonnen (»Euthanasie). Während des Dritten Reiches sind 250.000 bis 300.000 Menschen zwangssterilisiert worden.

Zwangsarbeiter

Es gab verschiedene Formen der Zwangsarbeit. Dazu gehörten der Arbeitszwang für diejenigen Deutschen, die als «arbeits scheu», «asozial» oder «rassisch minderwertig» galten oder sozial unterstützt wurden; der Arbeitsdienst für Menschen in den besetzten Gebieten; der Einsatz von KZ-Häftlingen und Kriegsgefangenen in Industrie, Landwirtschaft und in Privathaushalten sowie die Rekrutierung von Menschen aus den besetzten Gebieten als Arbeitskräfte im deutschen Reich. Letztere begann in Form von Anwerbeaktionen (daher wurde früher oft der Begriff «Fremdarbeiter» benutzt), die aber bald in Zwangsmassnahmen ausarteten. Bei den **Zwangsarbeitern** handelte es sich vor allem um Männer und Frauen aus Polen, der Sowjetunion, Frankreich, Belgien und den Niederlanden. Insgesamt wurden etwa **zwölf Millionen Menschen** (tatsächlich waren es ca. 5-6 Mio., - wird oft mit den offiziellen Zahlen zum ‚Holocaust‘ verwechselt) mit Gewalt zur Zwangsarbeit in Deutschland gezwungen. Auf Grund des nationalsozialistischen Rassismus war deren Behandlung unterschiedlich. Vor allem die sog. Ostarbeiterinnen und Ostarbeiter aus der Sowjetunion, Polen und Südosteuropa wurden zusätzlich zu ihrer Zwangsrekrutierung diskriminiert. Sie durften weder Radio hören, noch Zeitung lesen oder an öffentlichen Veranstaltungen teilnehmen. Sexuelle Beziehungen zu Deutschen galten als «Rassenschande» und wurden mit der Todesstrafe geahndet. Auch erhielten Ostarbeiter erheblich niedrigere Löhne als die aus Westeuropa verschleppten Arbeitskräfte und mussten zudem davon noch 15 Prozent Ostabgabe wegen des «dortigen niedrigeren Lebensstandards» abführen. Im Deutschen Reich allein arbeiteten Mitte 1944 knapp sechs Millionen Ausländer, fast zwei Millionen Kriegsgefangene und fast eine halbe Million KZ-Häftlinge. Es gab etwa 30.000 Arbeitslager.

20. Juli 1944

Tag des Attentats von Oberst Claus Graf Schenk von Stauffenberg auf Adolf Hitler in der «Wolfsschanze», dem Hauptquartier im ehemaligen Ostpreussen. Dieses Attentat war von hohen Offizieren der Wehrmacht geplant worden, als diese erkannten, dass Deutschland den Krieg verlieren würde. Man hoffte, mit einer Regierungsumbildung die Grundlage für Friedensverhandlungen mit den Alliierten herstellen zu können. Das Attentat misslang jedoch, und Adolf Hitler wurde nur leicht verletzt. Noch am Abend des 20. Julis wurden von Stauffenberg und vier andere hohe Offiziere des Widerstandskreises standrechtlich erschossen. Der frühere Generalstabschef, Generaloberst Ludwig Beck, der an der Spitze der Widerstandsgruppe gestanden hatte, beging Selbstmord. Rund 200 Regimegegner wurden vom Volksgerichtshof zum Tod durch Erhängen verurteilt. Gegen die Familienangehörigen der Widerständler wurde Sippenhaft verhängt. Die Ehefrauen wurden in Konzentrationslager eingewiesen, die Kinder in Heime gebracht.

Lesehinweise

Es handelt sich um eine bewusst knappe Auswahl von Büchern zum Nachschlagen und Weiterlesen mit dem Schwergewicht auf Berichten von Zeitzeugen.

I. Nachschlagewerke

Benz, Wolfgang, Hermann Graml und Hermann Weiss (Hg.): Enzyklopädie des Nationalsozialismus, 2München 1998

Benz, Wolfgang (Hg.): Legenden – Lügen – Vorurteile. Ein Wörterbuch zur Zeitgeschichte, München 1998

Kammer, Hilde und Elisabeth Bartsch (Hg.): Nationalsozialismus. Begriffe aus der Zeit der Gewaltherrschaft 1933-1945, unter Mitarbeit von Marion Eppenstein-Baukhage, Reinbek b. Hamburg 1992

Schmitz, Marita und Gabi Dietz (Hg.): Frauen unterm Hakenkreuz. Eine Dokumentation, München 1985

Zentner, Christian und Friedemann Bedürftig (Hg.): Das grosse Lexikon des Dritten Reiches, München 1985

II. Überblicksdarstellungen

Zur Geschichte des Dritten Reiches

Broszat, Martin und Norbert Frei (Hg.): Das Dritte Reich im Überblick. Chronik, Ereignisse, Zusammenhänge, München 1999

Wendt, Bernd Jürgen: Deutschland 1933-1945: «Das Dritte Reich». Handbuch zur Geschichte, Hannover 1995

Zur Geschichte der Bundesrepublik Deutschland

Delille, Angela und Andrea Grohn: Blick zurück aufs Glück. Frauenleben und Frauenpolitik in den 50er Jahren, Berlin 1985

Delille, Angela und Andrea Grohn (Red.): Perlonzeit. Wie die Frauen ihr Wirtschaftswunder erlebten, Berlin 1985

Glaser, Hermann: Deutsche Kultur 1945-2000, Berlin 1999

Klessmann, Christoph: Die doppelte Staatsgründung. Deutsche Geschichte 1945-1955, Göttingen 1991

Klessmann, Christoph: Zwei Staaten, eine Nation. Deutsche Geschichte 1955-1970, Bonn²1997

Pöttsch, Horst: Deutsche Geschichte von 1945 bis zur Gegenwart. Die Entwicklung der beiden deutschen Staaten von 1945 bis zur Gegenwart, München 1998

Weber, Hermann: Geschichte der DDR, München 2000

Zur Geschichte Nordrhein-Westfalens

Alemann, Ulrich von und Patrick Brandenburg: Nordrhein-Westfalen. Ein Land entdeckt sich neu (Schriften zur politischen Landeskunde Nordrhein-Westfalens, hg. von der Landeszentrale für politische Bildung NRW, Bd. 13), Köln 2000

Landeszentrale für politische Bildung NRW (Hg.): ZeitRäume. Ein Streifzug durch die Geschichte Nordrhein-Westfalens 1946-1949, CD-Rom, Düsseldorf 1999

Zimmermann, Michael (Hg.): Geschichte der Juden im Rheinland und in Westfalen (Schriften zur politischen Landeskunde Nordrhein-Westfalens, hg. von der Landeszentrale für politische Bildung NRW, Bd. 11), Köln 1998

Zur Geschichte Wülfraths

Bauckhage, Ulrich: Zum Beispiel: Wülfrath 1919-49. Der Weg einer deutschen Kleinstadt durch den Nationalsozialismus, Essen 1988

III. Darstellungen zu einzelnen Themenbereichen

Zum Holocaust und Zweiten Weltkrieg

Benz, Wolfgang (Hg.): Die Vertreibung der Deutschen aus dem Osten. Ursachen, Ereignisse, Folgen, Frankfurt/M. 1997

Hilberg, Raul: Täter, Opfer, Zuschauer. Die Vernichtung der Juden 1933-1945, Frankfurt/M. 1997

Herbert, Ulrich: Fremdarbeiter. Politik und Praxis des «Ausländer-Einsatzes» in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches, Bonn 1999 Heer, Hannes und Klaus Naumann (Hg.): Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941-1944, Hamburg 1995

Galinski, Dieter und Wolf Schmidt (Hg.): Die Kriegsjahre in Deutschland 1939-1945. Ergebnisse und Anregungen aus dem Schülerwettbewerb Deutsche Geschichte um den Preis des Bundespräsidenten 1982/83, Hamburg 1985

Zum Umgang mit der Vergangenheit nach 1945

- Arnim, Gabriele von: Das grosse Schweigen. Von der Schwierigkeit, mit den Schatten der Vergangenheit zu leben, München 1989
- Domansky, Elisabeth und Harald Welzer (Hg.): Eine offene Geschichte. Zur kommunikativen Tradierung der nationalsozialistischen Vergangenheit, Tübingen 1999
- Frei, Norbert: Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit, München 1996
- Naumann, Klaus: Der Krieg als Text. Das Jahr 1945 im kulturellen Gedächtnis der Presse, Hamburg 1998
- Niedhart, Gottfried und Dieter Riesenberger (Hg.): Lernen aus dem Krieg? Deutsche Nachkriegszeiten 1918 und 1945, München 1992
- Reichel, Peter: Politik mit der Erinnerung. Gedächtnisorte im Streit um die nationalsozialistische Vergangenheit, München 1995
- Segschneider, Ernst Helmut (Bearb.): Zeichen der Not. Als der Stahlhelm zum Kochtopf wurde. Ausstellungskatalog (Schriften des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold, Landesmuseum für Volkskunde, Bd. 6), Detmold 1989

IV. Zeitzeugenberichte und Studien zu Zeitzeugenberichten über das Dritte Reich, den Zweiten Weltkrieg und die Nachkriegszeit

- Boll, Friedhelm (Hg.): Gedenkstättenarbeit und Oral History. Lebensgeschichtliche Beiträge zur Verfolgung in zwei Diktaturen, Berlin 1999
- Boll, Friedhelm (Hg.): Verfolgung und Lebensgeschichte. Diktaturerfahrungen unter nationalsozialistischer und stalinistischer Herrschaft in Deutschland, Berlin 1997
- Borsdorf, Ulrich und Mathilde Jamin (Hg.): Über Leben im Krieg. Kriegserfahrungen in einer Industrieregion 1939-1945, Reinbek b. Hamburg 1989
- Dörr, Margarete: «Wer die Zeit nicht miterlebt hat ...» Frauenerfahrungen im Zweiten Weltkrieg und in den Jahren danach, 3 Bde., Frankfurt/M. und New York 1998
- Filmer, Werner und Heribert Schwan (Hg.): Mensch, der Krieg ist aus! Zeitzeugen erinnern sich an den 8. Mai 1945, Düsseldorf 1995
- Katholisches Militärbischofsamt (Hg.): «Mensch, was wollt Ihr denen sagen?» Katholische Feldseelsorge im Zweiten Weltkrieg, Augsburg 1991

- Krockow, Christian Graf von: Die Stunde der Frauen. Bericht aus Pommern 1944-1947. Nach einer Erzählung von Libussa Fritz-Krockow, Stuttgart 1988
- Meyer, Sibylle und Eva Schulze: Von Liebe sprach damals keiner. Familienalltag in der Nachkriegszeit, München 1989
- Neumann, Vera: Nicht der Rede Wert. Die Privatisierung der Kriegsfolgen in der frühen Bundesrepublik, Münster 1999
- Nieden, Susanne zur: Alltag im Ausnahmezustand. Frauentagebücher im zerstörten Deutschland 1943-1945, Berlin 1993
- Niethammer, Lutz (Hg.): «Die Jahre weiss man nicht, wo man die heute hinsetzen soll.» Faschismus-Erfahrungen im Ruhrgebiet (Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930-1960, Bd. 1), Berlin 1983
- Niethammer, Lutz (Hg.): «Hinterher merkt man, dass es richtig ist, dass es schiefgegangen ist.» Nachkriegs-Erfahrungen im Ruhrgebiet (Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930-1960, Bd. 2), Berlin und Bonn 1983
- Niethammer, Lutz und Alexander von Plato (Hg.): «Wir kriegen jetzt andere Zeiten.» Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern (Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930-1960, Bd. 3), Berlin/Bonn 1985
- Plato, Alexander von und Almut Leh: «Ein unglaublicher Frühling.» Erfahrene Geschichte im Nachkriegsdeutschland, 1945-1948, Bonn 1997
- Roberts, Ulla: Starke Mütter – ferne Väter. Töchter reflektieren ihre Kindheit im Nationalsozialismus und in der Nachkriegszeit, Frankfurt/M. 1994
- Rosenthal, Gabriele: «Als der Krieg kam, hatte ich mit Hitler nichts mehr zu tun.» Zur Gegenwärtigkeit des «Dritten Reiches» in Biographien, Opladen 1990
- Rosenthal, Gabriele: Der Holocaust im Leben von drei Generationen. Familien von Überlebenden der Shoah und von Nazi-Tätern, Giessen 1999
- Schmidt, Ilse: Die Mitläuferin. Erinnerungen einer Wehrmachtsangehörigen, Berlin 1999
- Schüddckopf, Karl: Krieg. Erzählungen aus dem Schweigen. Deutsche Soldaten über den Zweiten Weltkrieg, Reinbek b. Hamburg 1997
- Segschneider, Ernst Helmut (Hg.): Jahre im Abseits. Erinnerungen an die Kriegsgefangenschaft (Schriften des Kulturgeschichtlichen Museums Osnabrück, H. 5), Bramsche 1991

Welzer, Harald, Robert Montau und Christine Plass: «Was wir für böse Menschen sind!» Der Nationalsozialismus im Gespräch zwischen den Generationen, Tübingen 1997

Walb, Lore: «Ich, die Alte – ich, die Junge.» Konfrontation mit meinen Tagebüchern 1933-1945, Berlin 1997

Bildnachweis

Einband oben links und oben rechts = Seiten 31 und 225: Verlag Aschen-dorff, Einband unten links = Seite 137: U.S. Signal Corps Photo, Einband unten rechts = Seite 329: AKG. Alle anderen Abbildungen siehe Bildle-genden.